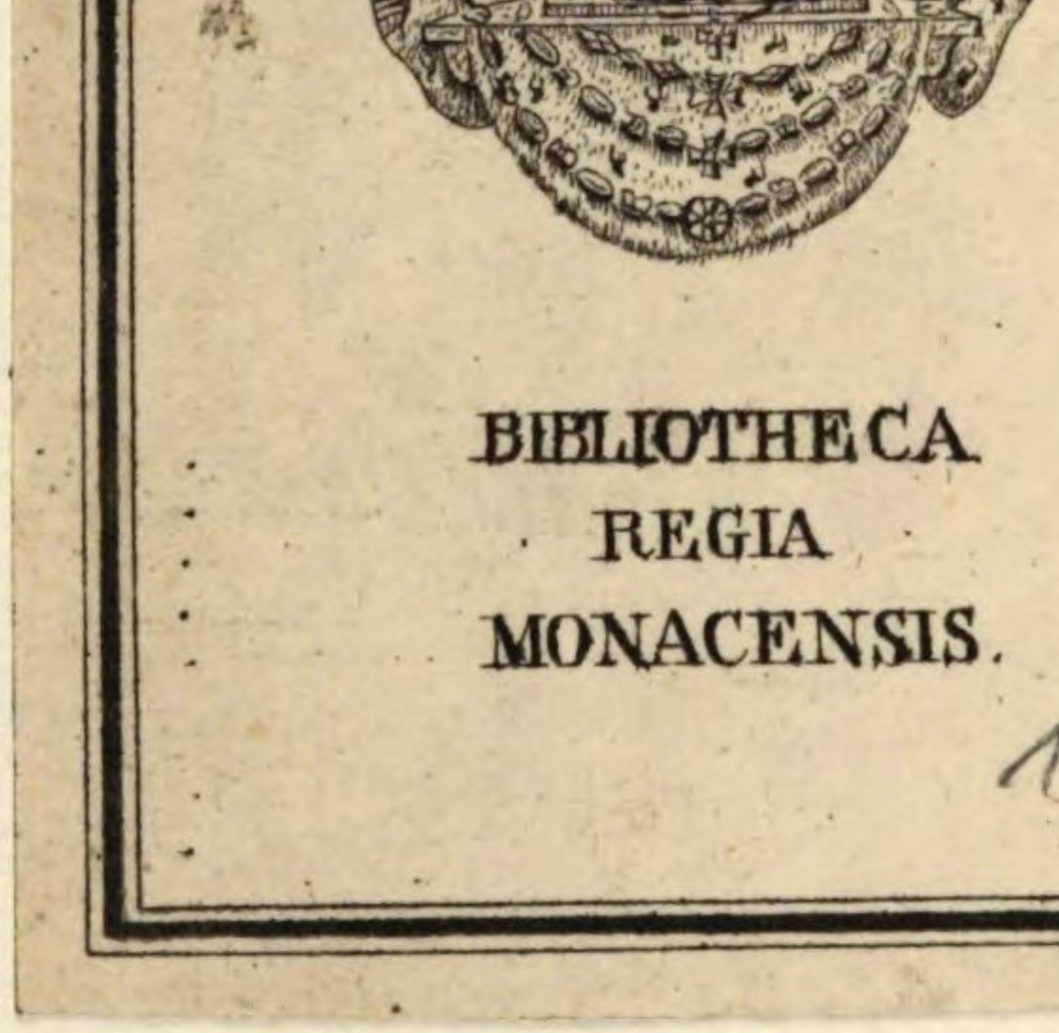
H. Lit. U. 260 b/1



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

13

<3660827404001 7

<3660827404001 7

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte der alten und neuen Literatur.

von

Theodor Mundt.

Erster Theil.

Fr. v. Schlegel's Geschichte der Literatur.

Verlag von M. Simion.

Berlin.

1842.

Friedrich von Schlegel's

Geschichte der alten und neuen Literatur.

Bis auf die neueste Zeit fortgeführt

von

Theodor Mundt.

Erster Theil.

Fr. v. Schlegel's Geschichte der Literatur.

Verlegt von M. Simion.

Athenaeum in Berlin.

1841.

166-D.

Geschichte

der

alten und neuen Literatur.

Vorlesungen,

gehalten zu Wien im Jahre 1812

von

Friedrich von Schlegel.

Verlegt von M. Simion.

—

Athenaeum in Berlin.

1841.

Hs. ca. u. 200 b/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorlesungen,

gehalten zu Wien im Jahre 1812

von

Friedrich von Schlegel.

Fr. v. Schlegel's sämmtliche Werke.

Verlag von M. Simion.

Berlin.

1828.

13 BG

Sr. Durchlaucht

dem Herrn

Clemens, Wenzeslaus, Lothar,

Fürsten von Metternich

Winneburg-Ochsenhausen,

Sr. k. k. apostol. Majestät Haus-, Hof- und Staats-Kanzler, wirklichem Staats- und Conferenz-Minister, auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten ꝛc. ꝛc.

Ew. Durchlaucht

wage ich es, gegenwärtige Vorlesungen über die Literatur unterthänigst zu überreichen. Es würde mir zu einer nicht geringen Freude gereichen, wenn das darin aufgestellte Gemälde von der Geistesbildung der merkwürdigsten Völker Europa's für Ew. Durchlaucht von einigem Interesse sein könnte. Ich dürfte alsdann hoffen, wenigstens einen Theil meiner Absicht erreicht zu haben. Denn mein vorzüglichster Wunsch war es, der großen Kluft, welche immer noch die literarische Welt und das intellektuelle Leben des Menschen von der praktischen Wirklichkeit trennt, entgegen zu wirken und zu zeigen, wie bedeutend eine nationale Geistesbildung oft auch in den Lauf der großen Weltbegebenheiten und in die Schicksale der Staaten eingreift. Wenn nicht bloß Gelehrte und gewöhnliche Literaturfreunde, sondern auch solche Männer, welche diese großen Schicksale und Begebenhei-

ten zu leiten berufen sind, meiner Darstellung einiges Interesse und ihren Beifall schenkten; so würde es mir der beste Beweis sein, daß mein Versuch nicht ganz mißlungen ist. Mußte es schon in dieser Hinsicht sehr schmeichelhaft für mich sein, daß Ew. Durchlaucht erlaubt haben, Denselben dieses Werk zu widmen; so hat es in einer andern Beziehung einen noch höhern Werth für mich, indem ich dadurch die erwünschte Gelegenheit erhalte, jene Gefühle von Verehrung und Dankbarkeit an den Tag zu legen, mit welchen ich nie aufhören werde zu sein

Ew. Durchlaucht

unterthänigst gehorsamster
Friedrich Schlegel.

Vorrede zur ersten Auflage

von

Friedrich von Schlegel.

Es sind jetzt zwanzig Jahre verflossen, seitdem ich mit den ersten Versuchen über griechische Literatur und Geistesbildung hervortrat. So wenig die jugendliche Begeisterung, welche in diesen Versuchen herrschte, ihr Ziel in allen Stücken vollständig erreichen konnte, so fand dieses Unternehmen doch im Ganzen eine nicht ungünstige Aufnahme; ja allmälig, vermuthlich des guten Strebens wegen, das ihm zum Grunde lag, selbst bei den vortrefflichsten und ersten Männern dieses Faches eine nachsichtsvolle Beurtheilung und aufmunternde Zustimmung.

Nachdem ich auf diese Weise mehrere Jahre in einsamer Abgeschiedenheit ganz dem Alterthum gelebt hatte, fühlte ich mich, als ich mit jenem ersten Versuch in die Welt eingetreten war, nun auch von dieser und von dem vielbewegten Zeitalter angeregt und selbst in die Literatur desselben einzugreifen angetrieben, was theils in Gesellschaft mit meinem Bruder A. W. Schlegel geschah, theils auch von mir allein und auf meine eigne Weise. So verschie-

den aber war meine Denkart von der herrschenden, daß dieses Unternehmen, obwohl es nicht ohne Erfolg war, in Rücksicht auf die sehr merkbare Wirkung, die es hervorbrachte, doch mehr geeignet war, Widerspruch und Tadel zu erregen, als mir Freunde zu erwerben.

Die Wirkung nach außen indessen hat bei mir den Fortgang der innern Untersuchung nie auf lange Zeit unterbrechen können, da die Befriedigung der eignen Wißbegierde mir immer das Erste blieb und mehr galt als der äußere Schriftsteller-Ruhm.

Diese Wißbegierde führte mich dann ganz natürlich noch in einem spätern Alter, als man sonst wohl neue Studien zu beginnen pflegt, zu den orientalischen Sprachen und besonders zu dem noch weniger bekannten Gebiete der indischen. Die erste Ausbeute dieser Bemühung habe ich in der Schrift: über die Sprache und Weisheit der Indier, vor sechs Jahren meinen Zeitgenossen dargelegt.

Während aller dieser literarischen Beschäftigungen zogen auch die Kunstwerke des Mittelalters, besonders die altdeutsche Poesie, Sprache und Geschichte meine Aufmerksamkeit und Liebe an. Dieß geschah zum Theil schon früher, vorzüglich aber in den letzten, seit 1802 verflossenen zwölf Jahren. Was mir in diesem Gebiete ausgezeichnet Merkwürdiges, oder noch weniger Bekanntes auffiel, ist auch gelegentlich mitgetheilt worden; vieles Andere ist noch vorräthig, zum Theil auch bearbeitet, aber bis jetzt noch nicht zur Mittheilung gediehen.

So ist es denn gekommen, daß meine Arbeiten im

Gebiete der Literatur, der poetischen Kunstgeschichte und Kritik, eben wegen ihrer Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit sehr fragmentarisch geblieben sind. Schon lange war daher der Wunsch in mir entstanden, auch einmal eine systematische Uebersicht des Ganzen zu geben. Die in Wien vor einer zahlreichen Versammlung im Frühjahr 1812 gehaltenen Vorlesungen geben mir eine erwünschte Gelegenheit dazu, da ich sie ganz so aufgeschrieben hatte, wie sie auch wohl für das größere Publikum und für den Druck geeignet sein können. Ich darf mir wenigstens schmeicheln, daß Viele von denen, welche an meinen frühern literarischen Arbeiten über einzelne Gegenstände Antheil genommen haben, nun auch diese Darstellung des Ganzen nicht ungern aufnehmen werden. Vielleicht wird dieses selbst für Solche ein Interesse haben, denen die kritischen Untersuchungen über das Einzelne in meinen frühern Arbeiten weniger anziehend waren.

Eine eigentliche Literargeschichte, mit einer Fülle von Citaten oder biographischen Nachrichten, wird man hier nicht erwarten. Meine Absicht war und konnte keine andere sein, als den Geist der Literatur in jedem Zeitalter, das Ganze derselben und den Gang ihrer Entwicklung bei den wichtigsten Nationen vor Augen zu stellen. Selbst für kritische Nachforschungen über einzelne Gegenstände, wie ich sie sonst wohl liebe und in andern Schriften häufig versucht habe, war hier eigentlich der Ort nicht, wo es nur auf die Darstellung des Ganzen ankam. Doch wird man die Resultate solcher Forschungen oftmals in der Kürze an-

gegeben finden, da wo diese Resultate mir nicht bloß neu, sondern auch für das Ganze wichtig schienen. In der Charakteristik der bedeutendsten Schriftsteller wird man leicht bemerken, daß ich oft und lange mit ihnen mich beschäftigt habe. Mußte irgendwo, des Zusammenhangs wegen, ein Werk erwähnt werden, welches mir bis jetzt noch unzugänglich war, oder auch minder bedeutende, die nur in der Masse zählen, so ist dieß in der Art, wie sie angeführt sind, hinlänglich angedeutet worden.

Wenn diese Darstellung der Literatur mehr von der Geschichte der Philosophie enthält, als man sonst wohl unter jener Ueberschrift zu erwarten gewohnt ist, so darf man dieß nicht für einen Auswuchs oder für zufällig halten, denn es hängt dieß auf das genaueste zusammen mit dem mir eigenthümlichen und in diesem Werke durchgehends herrschenden Begriff von Literatur, als dem Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation. Auf keinen Fall wird man diesen Ueberfluß, wenn man es auch als solchen betrachtet, dem Werke zum Fehler anrechnen wollen.

Inhalt.

Seite

Erste Vorlesung. Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Literatur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poesie der Griechen bis auf Sophokles . . . 3

Zweite Vorlesung. Spätere griechische Literatur, Sophistik und Philosophie. Alexandrinisches Zeitalter . . . 34

Dritte Vorlesung. Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer und Abriß der römischen Literatur 68

Vierte Vorlesung. Kurze Dauer der römischen Literatur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientalischen Denkart auf die abendländische Philosophie. Mosaische Urkunde, Poesie der Hebräer, Religion der Perser und Denkmale der Indier. Begräbnißweise der alten Völker. 97

Fünfte Vorlesung. Literatur, Denkart und Geistesbildung der Indier. Rückblick auf Europa. 127

Sechste Vorlesung. Einfluß des Christenthums auf die lateinische Sprache und Literatur. Umwandlung durch die nordischen Völker. Gothische Heldenlieder, Odin, Ru-

Seite

nenschrift und Edda. Altdeutsche Poesie und Nibelungen-Lied 153

Siebente Vorlesung. Vom Mittelalter. Entstehung der neuern europäischen Sprachen. Poesie des Mittelalters. Minnelieder. Charakter der Normannen und Einfluß desselben auf den Geist der Rittergedichte, besonders der von Karl dem Großen 179

Achte Vorlesung. Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poesie des Abendlandes. Arabische Lieder, und Persisches Heldenbuch von Ferdusi. Letzte Abfassung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eschenbach, wahre Bedeutung der gothischen Baukunst. Spätere Poesie der Ritter-Zeit und Gedicht vom Cid. . 206

Neunte Vorlesung. Italiänische Literatur. Allegorischer Geist des Mittelalters. Verhältniß des Christenthums zur Poesie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiänischen Dichtkunst überhaupt. Lateinische Dichter der Neuern und nachtheiliger Einfluß derselben. Altrömische Denkart und Politik. Macchiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts 232

Zehnte Vorlesung. Einige Worte über die Literatur der nördlichsten und östlichen Völker in Europa. Ueber die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters . . . 259

Eilfte Vorlesung. Allgemeine Betrachtung über die Philosophie vor und nach der Reformation. Poesie der katholischen Völker, der Spanier, Portugiesen und Italiäner. Garcilaso, Ercilla, Camoens, Tasso, Guarini, Marino und Cervantes. 287

Zwölfte Vorlesung. Vom Roman. Dramatische Poesie

Seite

der Spanier. Spenser, Shakspeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und französisches Trauerspiel . . . 314

Dreizehnte Vorlesung. Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Bossuet, Pascal. Veränderung der Denkart, Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes 351

Vierzehnte Vorlesung. Leichtere Geistesprodukte der Franzosen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Literatur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rousseau's und Buffon's Prosa. Volkslieder in England. Neueres italiänisches Theater. Kritik und historische Kunst der Engländer. Skeptische Philosophie und moralischer Glauben. Rückkehr zu einer bessern und höhern Philosophie in Frankreich. Bonald und St. Martin. William Jones und Burke 383

Funfzehnte Vorlesung. Rückblick. Deutsche Philosophie. Spinosa und Leibnitz. Deutsche Sprache und Poesie im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme, Opitz, schlesische Schule. Entartung des Geschmacks nach dem westphälischen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutsche Dichter aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweite. Klopstock; Messiade und nordische Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutsche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottsched und sogenanntes goldnes Zeitalter. Erste Generation der neuern deutschen Literatur oder Periode der Stifter 409

Sechszehnte Vorlesung. Blick auf das Ganze. Epoche

Seite

der genialischen Schriftsteller. Richtung der Poesie auf die Natur und lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutsche Kritik. Lessing und Herder. Vorherrschende ästhetische Ansicht. Lessing als Philosoph. Denkfreiheit und Aufklärung. Kaiser Joseph der Zweite. Charakter der dritten Generation. Kantische Philosophie. Goethe und Schiller. Aussicht in die Zukunft. Fichte und Tieck. Welthistorische Bedeutung der deutschen Literatur. Schluß. 443

Friedrich von Schlegel's

Geschichte der alten und neuen Literatur.

Erste Vorlesung.

Einleitung und Plan des Ganzen. Einfluß der Literatur auf das Leben und den Werth der Nationen. Poesie der Griechen bis auf Sophokles.

In den nachfolgenden Vorträgen ist es meine Absicht, ein Bild im Ganzen von der Entwickelung und dem Geiste der Literatur bei den vornehmsten Nationen des Alterthums und der neueren Zeit zu entwerfen; vor allem aber die Literatur in ihrem Einflusse auf das wirkliche Leben, auf das Schicksal der Nationen und den Gang der Zeiten darzustellen.

Es hat sich in dem letztern Jahrhundert besonders in Deutschland eine große Veränderung mit der Geistesbildung zugetragen, die wenigstens in Beziehung auf jenen Standpunct glücklich zu nennen ist. Nicht als ob die einzelnen merkwürdigen Hervorbringungen und Versuche in der Kunst oder Wissenschaft ohne Unterschied lobenswerth, oder in allen Theilen gleich gelungen wären. Aber in Hinsicht auf die Verhältnisse der Literatur, die Behandlungsweise und Theilnahme, welche die Welt ihr widmet, den Einfluß auf's Leben und auf die Nation, den sie haben soll, ist die Veränderung durchaus zum

Besseren und vortheilhaft gewesen, wie sie denn auch nothwendig war.

Ehedem war der Stand der Gelehrten ganz abgesondert von der übrigen Welt, und völlig getrennt von der gesellschaftlichen Bildung der höheren Stände, so wie diese selbst von der gesammten übrigen Nation getrennt waren. Unsere Kepp=ler und Leibnitz schrieben größtentheils lateinisch; Friedrich der Zweite las, schrieb und dachte nur französisch. Die Mutter=sprache ward von den Gelehrten wie von den Vornehmen gleich sehr vernachlässigt. Die vaterländischen Erinnerungen und Gefühle blieben entweder dem Volke überlassen, bei dem sich noch wohl hier und da einige, wenn gleich schwache und halb verstümmelte Ueberbleibsel aus der guten alten Zeit erhalten hatten; oder sie blieben der jugendlichen Begeisterung und den gewagten Versuchen einiger Dichter und Schriftsteller anheim=gestellt, welche es zuerst unternahmen, einen andern Zustand der Dinge herbeiführen zu wollen. So lange diese aber nur einzeln standen und es allein unternahmen, konnte die jugend=liche Begeisterung ihres Entwurfs nicht immer durch eine voll=kommen gelungene Ausführung gerechtfertigt, und mit einem glücklichen Erfolg gekrönt sein. —

Die erwähnte Trennung des gelehrten Standes, der ge=sellschaftlichen Bildung und der übrigen Nation war der all=gemeine Zustand in Deutschland in der ganzen letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wie in der ersten des achtzehn=ten; und noch viel weiter hinaus dauerten diese Verhältnisse und ihre natürlichen Folgen im Einzelnen fort, wenn auch schon im Ganzen ein anderer Zustand und ein besseres Ver=hältniß sich vorbereitete und annäherte.

Die Zahl von ausgezeichneten Werken, oder doch merk=würdigen Versuchen und lobenswerthen Bestrebungen, welche

besonders seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache immer mehr ans Licht trat, erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit theils auf das viele bis jetzt verkannte Große, Gute und Schöne, welches Deutschland wohl schon ehedem besessen hatte, theils auf die innern Vorzüge der Sprache selbst, die Kraft, den Reichthum und die Biegsamkeit; Eigenschaften, welche sie nie verläugnet, sobald sie nur auf eine ihrer Natur gemäße Weise behandelt wird. Je mehr die vaterländischen Erinnerungen und Gefühle wieder angeregt wurden, je mehr erwachte auch die Liebe zu der Muttersprache. Die dem Gelehrten und dem Gebildeten nothwendige Kenntniß der fremden, alten oder noch lebenden Sprachen war nicht mehr mit Vernachlässigung der Muttersprache verbunden. Eine Vernachlässigung, die sich immer an dem rächt, der sie ausübt, und niemals ein günstiges Vorurtheil für die Art und Allgemeinheit seiner Bildung oder Gelehrsamkeit erregen kann. Vielmehr kam die Sorgfalt, welche man auf fremde Sprachen wandte, jetzt der Muttersprache selbst zu Gute. Alle fremde Sprachen, auch die noch lebenden mußten doch auf eine mehr wissenschaftliche Art erlernt werden, als die eigene. Dieß schärfte den Sinn für Sprachen überhaupt, man wandte diesen geschärften Sinn, der sich zuerst an fremden Sprachen geübt hatte, nun auch auf die eigene an, beim Hervorbringen wie beim Beurtheilen. Es entstand ein rühmlicher Wetteifer, zu ihren angestammten Vorzügen der Kraft und des Reichthums, ihr auch noch alle die andern Vorzüge anzueignen, durch welche die gebildetsten Sprachen des Alterthums und der neuen Welt sich auszeichnen.

Nicht bloß von der deutschen, sondern von der gesammten europäischen Literatur werde ich versuchen, ein Gemälde zu entwerfen. So darf ich denn hier schon vorgreifen mit

der Bemerkung, daß im achtzehnten Jahrhundert auch in andern Ländern so wie in Deutschland eine ähnliche Veränderung der Literatur und eine Rückkehr derselben zum Nationalgeist sich zugetragen hat. Ich führe hier zur Erläuterung nur Englands Beispiel an. Auch in England war, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, da es von den Folgen der Cromwell'schen Bürgerkriege geschwächt und fast abhängig darniederlag, der Geschmack verwildert, sittenlos und dabei nachahmungssüchtig, ausländisch und unnational geworden. Die Sprache selbst war vernachlässigt, die großen alten Dichter und Schriftsteller fast vergessen. Nachdem aber durch eine glückliche Revolution die politische Selbstständigkeit von England wiederhergestellt war, erhob sich auch die Literatur wieder. Der ausländische Geschmack mußte weichen; mit verdoppelter Liebe kehrte man zu den großen Nationaldichtern zurück. Die Sprache ward aufs strengste und sorgfältigste gebildet, große Schriftsteller standen auf, und die Liebe und Sorgfalt für jedes Denkmal, jedes noch so kleine Ueberbleibsel der brittischen Geschichte und Vorzeit ist seitdem so fortdauernd gewachsen, daß man hierin dem Nationalgeist der Engländer fast nur den ruhmvollen Vorwurf einer zu ausschließenden Vaterlandsliebe machen könnte.

Die Trennung des gelehrten Standes und der gesellschaftlichen Bildung unter sich und von dem Volke ist das größte Hinderniß einer allgemeinen Nationalbildung. Müssen doch selbst die verschiedenen natürlichen Anlagen und Zustände des Menschen in einem gewissen Grade zusammenwirken, um die Vollkommenheit in den Hervorbringungen des Geistes zu erreichen, oder sie zu empfinden. Wo wäre wohl ein Werk wahrhaft vortrefflich zu nennen, wenn nicht die Kraft und Begeisterung der Jugend, und die Erfahrung und Reife des

männlichen Alters gemeinschaftlich daran gearbeitet haben? Aber auch das Zartgefühl der Frauen darf von der Mitwirkung und dem Einfluß seines Urtheils auf Geisteswerke nicht ausgeschlossen werden, wenn diese in den Gränzen des Schönen bleiben, wenn der Geist einer Nation wahrhaft gebildet sein, ihr Sinn edel erhalten werden soll. Die Werke des Geistes können keinen andern Mittelpunct haben, als zuerst die Gefühle, welche allen edeln Menschen gemein sind, und dann die Liebe des besondern Vaterlandes und die Nationalerinnerungen des Volkes, in dessen Sprache sie auftreten, und auf welches sie zunächst wirken sollen.

Daß die Bildung des menschlichen Geistes einen Verein der verschiedenen Anlagen des Menschen, aller der Kräfte und Uebungen, die wir nur zu oft trennen und vereinzeln, erfordert, hat man wenigstens angefangen zu fühlen. Die Gelehrsamkeit des Forschers, und der schnelle Ueberblick, die sichere Entscheidung des thätigen Mannes, die ernste Begeisterung des einsamen Künstlers, und der leichte und rasche Wechsel geistiger Eindrücke, jene flüchtige Feinheit, welche man nur in dem gesellschaftlichen Leben findet, und finden lernt, sind in Berührung getreten, stehen wenigstens nicht mehr so ganz getrennt von einander.

Wie sehr aber auch in der neuern Zeit die Literatur in mehreren Ländern dadurch gewonnen hat, daß sie nationaler, aufs Leben einwirkender und selbst lebendiger geworden ist, das Uebel ist dessenungeachtet nicht ganz gehoben. In Deutschland sehen wir die Literatur und das Leben noch oft ganz getrennt, wie zwei abgesonderte Welten ohne Einfluß neben und gegen einander dastehen. So geht jene Mannigfaltigkeit von geistigen Kräften und Hervorbringungen, die wir unter dem Namen Literatur zusammenfassen, für die Welt größten-

theils verloren, hat wenigstens bei weitem nicht den großen und wohlthätigen Einfluß auf den Menschen und auf die Nation, den sie haben könnte und haben sollte. Betrachten wir nur den Zustand der Literatur, besonders aber die Ansichten, welche über die Literatur und ihr Verhältniß zum Leben in der Welt meistens noch herrschend sind! — Dem Dichter und Künstler wird es sogleich wie ein Vorrecht zugestanden, daß sie nur in ihrer Gedankenwelt leben, und leben dürfen, daß sie in die wirkliche Welt nicht passen; von den Gelehrten ist man es schon gewohnt vorauszusetzen, daß sie praktisch nicht brauchbar seien. Dem gewandten Redner mißtraut man eher, als der es in der Gewalt habe, die Wahrheit nach seinen Absichten zu biegen, uns zu täuschen und irre zu leiten. Daß die Philosophie ihr Zeitalter oft mehr irre leite und in die unglücklichste Verwirrung stürze, als wirklich aufkläre und in der Wahrheit erhalte, lehrt die Erfahrung und die Geschichte auch unsers Zeitalters. Durch die gegenseitigen Klagen und Beschwerden der Philosophen selbst, ist es auch unter den Laien allgemein bekannt geworden, wie häufig sie sich unter einander nicht verstehen. Daher hat sich denn die Meinung verbreitet, daß sie überhaupt auch in sich selbst nicht zum Ziel gelangen können, und nur selten recht entschieden wissen, was sie eigentlich wollen. Es ist aber unrecht, das edelste Streben, das im Menschen liegt, das Streben nach Erkenntniß und Erforschung der Wahrheit, dadurch lähmen und in Mißcredit bringen zu wollen, daß man nur immer an die mißlungenen Versuche und an die Schwierigkeit des Unternehmens erinnert. Zu wundern ist es indessen bei diesem Zustande nicht, wenn Männer, die stets mit den wichtigsten Verhältnissen und Gegenständen des Staats und des Lebens beschäftigt sind, die kleinen Streitigkeiten der Schriftsteller für ein

bloßes Schauspiel halten, das weder sehr bedeutend noch anziehend ist. Selbst die zahllose Menge der Bücher hat bei den meisten Lesern einen solchen Ueberdruß erzeugen müssen, daß im Ganzen nichts unwichtiger, unbedeutender und überflüssiger erscheinen kann, als ein neues Buch, wodurch die Menge der schon vorhandenen Bücher abermals um eines vermehrt wird. Ich habe es in dieser Schilderung schon stillschweigend eingestanden, daß die Schriftsteller, die Gelehrten, die Dichter und Künstler selbst größtentheils die Schuld tragen von der Geringschätzung gegen die Literatur, welche in der Welt gewiß sehr allgemein verbreitet ist, wenn sie auch selten ganz deutlich ausgesprochen wird. Wären aber jene Vorwürfe, die man den Schriftstellern und ihren Werken gewöhnlich macht, auch allgemein gegründet und treffend, gäbe es nicht einzelne ehrenvolle Ausnahmen, gäbe es nicht Gelehrte und Geisteswerke, die in ihrem Verhältniß zur Welt überhaupt und zu ihrem Vaterlande und ihrem Zeitalter insbesondere alle Forderungen erfüllen und in beiden Beziehungen ganz so stehen, wie sie stehen sollen; so würde man doch nicht umhin können, jene Geringschätzung im Allgemeinen tadelnswerth zu finden, weil sie über den Mißbrauch der Sache die Sache selbst, die so groß und so wichtig ist, verkennt. Auch schädlich ist sie, weil sie die Trennung zwischen dem innern intellectuellen Leben und der praktischen Welt nur noch immer größer macht, und dauernd erhält.

Wie groß aber die Sache selbst nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, wie wichtig die Literatur für den Werth und für die Wohlfahrt einer Nation sei, das ist wohl unzweifelhaft, klar und leicht zu entscheiden, wir mögen nun auf die innere Natur derselben, oder auf ihre vielseitigen Folgen und ihren großen Einfluß sehen.

Betrachten wir zuerst die Literatur selbst nach ihrem wahren Wesen, ihrem ganzen Umfang und ihrer ursprünglichen Bestimmung und Würde. Wir umfassen unter diesem Namen alle jene Künste und Wissenschaften, jene Darstellungen und Hervorbringungen, welche das Leben und den Menschen selbst zum Gegenstande haben, aber ohne auf eine äußere That auszugehen, bloß im Gedanken und in der Sprache wirken, und ohne andern körperlichen Stoff in Wort und Schrift dem Geiste darstellen. Dahin gehört vor allen die Dichtkunst, und nebst ihr die erzählende und darstellende Geschichte; das Nachdenken und die höhere Erkenntniß, in so fern sie das Leben und den Menschen zum Gegenstande und auf beide Einfluß hat; Beredsamkeit und Witz endlich, wenn ihre Wirkungen nicht bloß im mündlichen Gespräch flüchtig vorübereilen, sondern in Schrift und Darstellung dauernde Werke bilden. Dieß Alles umfaßt beinahe das ganze geistige Leben des Menschen. Was giebt es überhaupt nächst dem Geiste selbst, der sich in ihr enthüllt, wohl Größeres und dem Menschen als solchen mehr Eigenes und ihn Unterscheidendes, als die Sprache? — Die Natur konnte den Menschen keine schönere Gabe verleihen als die Stimme, die zu jedem Ausdruck des Gefühls im Gesange fähig, durch ihre Biegsamkeit, zu den künstlichsten Sonderungen und Verknüpfungen der mannigfaltigsten Laute den Stoff herleiht zu dem künstlichen Gebilde der Sprache. Von allem aber, was der menschliche Geist erfunden hat, ist die Schrift ohne Vergleich das Wunderbarste und das Wichtigste. Die Gottheit selbst konnte dem Menschen kein köstlicheres Geschenk machen, als das Wort, welches sie verkündigt, die Menschen eint und verbindet. — So unzertrennlich ist Geist und Sprache, so wesentlich Eins Gedanke und Wort, daß wir, so gewiß wir den Gedanken als das ei-

genthümliche Vorrecht des Menschen betrachten, auch das Wort nach seiner ursprünglichen Bedeutung und Würde als das innere Wesen des Menschen nennen könnten.

Wenn wir in der näheren Anwendung Gehalt und Ausdruck, Gedanken und Wort allerdings unterscheiden, und unterscheiden müssen; so findet dieß doch selbst in solchen abgeleiteten Verhältnissen beider nur da statt, wo entweder beide oder wenigstens das Eine dieser beiden Elemente nicht mehr ihre Schuldigkeit erfüllen. Gedanke und Wort, so wie sie ursprünglich eins sind, dürfen selbst in ihrer mannigfaltigsten Anwendung nie ganz getrennt werden, müssen immer und überall möglichst vereint und übereinstimmend bleiben.

Wie sehr nun auch diese beiden hohen Gaben, die eigentlich nur Eine sind, dieser höchste Vorzug des Menschen, der ihn erst zum Menschen macht, der Gedanke und die Rede, oft gemißbraucht werden mögen; das tief eingeprägte Gefühl von der ursprünglichen Würde der Sprache und der Rede zeigt sich selbst durch die Wichtigkeit, welche wir ihnen in unsern gewöhnlichsten Urtheilen einräumen. Welchen Einfluß die Kunst der Rede im gewöhnlichen Leben, in den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen auf unser Urtheil, welche Gewalt die Kraft des Ausdrucks über unsere Gedanken ausübt, ist überflüssig auseinanderzusetzen. Eben so wie über die Einzelnen lassen wir uns auch in unserm Urtheil über die Nationen durch eben diese Rücksicht bestimmen, und sind gleich geneigt, diejenige Nation für die geistvollste und gebildetste anzuerkennen, welche sich am meisten klar und dem Zweck angemessen, bestimmt und angenehm ausdrückt. So daß wir hier sogar über den Vorzug, den wir der äußern Form und dem Ausdruck geben, nur zu oft die Rücksicht auf den innern Gehalt des Gedankens und des Charakterwerthes

hintansetzen. Nicht bloß über die Einzelnen und die Nationen, die uns zunächst umgeben, und mit denen wir selbst leben, urtheilen wir so, auch auf andere, weit von unserm Kreis entlegene wird derselbe Maßstab angewandt. Nehmen wir z. B. jene Völker, die wir, weil wir sie wenig kennen, unter dem allgemeinen Namen der Wilden zusammen zu fassen gewohnt sind. Sobald der reisende Beobachter ihre Sprache versteht, pflegt sich auch das ungünstige vorgefaßte Urtheil über sie sehr wesentlich zu verändern. „Wilde, heißt es dann meistens, Wilde sind es freilich, unbekannt mit unsern Künsten und unsern Verfeinerungen, so wie mit den übeln sittlichen Folgen derselben; aber einen gesunden, starken Verstand, einen oft bewundernswerthen natürlichen Scharfsinn kann man ihnen nicht absprechen. Aeußerst treffend, und nicht selten witzig sind ihre kurzen Antworten, kraftvoll und vielsagend und von der anschaulichsten Klarheit und Bestimmtheit ihre Reden.“ So ist man überall und in allen Verhältnissen gewohnt und geneigt, von der Sprache auf den Geist, von dem Ausdruck auf den Gedanken zu schließen. — Doch dieß sind nur einzelne Urtheile über einzelne Gegenstände. Am besten zeigt sich die Würde und die Wichtigkeit aller jener in der Rede und der Schrift wirkenden und darstellenden Wissenschaften und Künste, wenn wir ihren großen Einfluß auf den Werth und das Schicksal der Nationen in der Weltgeschichte betrachten. Hier zeigt sich die Literatur, als der Inbegriff aller intellectuellen Fähigkeiten und Hervorbringungen einer Nation, erst in ihrem wahren Umfange.

Wichtig vor allen Dingen für die ganze fernere Entwickelung, ja für das ganze geistige Dasein einer Nation erscheint es auf diesem historischen, die Völker nach ihrem Werth vergleichenden Standpuncte, daß ein Volk große alte National-

Erinnerungen hat, welche sich meistens noch in die dunkeln Zeiten seines ersten Ursprungs verlieren, und welche zu erhalten und zu verherrlichen das vorzüglichste Geschäft der Dichtkunst ist. Solche National-Erinnerungen, das herrlichste Erbtheil, das ein Volk haben kann, sind ein Vorzug, der durch nichts Anderes ersetzt werden kann; und wenn ein Volk dadurch, daß es eine große Vergangenheit, daß es solche Erinnerungen aus uralter Vorzeit, daß es mit einem Wort eine Poesie hat, sich selbst in seinem eigenen Gefühle erhoben und gleichsam geadelt findet, so wird es eben dadurch auch in unserm Auge und Urtheil auf eine höhere Stufe gestellt. — Nicht die weit um sich greifenden Unternehmungen, nicht die merkwürdigen Ereignisse allein sind es, die den Werth und die Würde einer Nation bestimmen. Viele Nationen, die unglücklich waren, sind namenlos untergegangen und haben kaum eine Spur zurückgelassen; andere glücklichere haben das Andenken ihrer Ausbreitung und ihrer Eroberungen erhalten, aber kaum würdigen wir die Nachrichten davon einiger Aufmerksamkeit, wenn nicht der Geist der Nation solchen Unternehmungen und Ereignissen einen höheren Stempel verleiht, die in der Weltgeschichte sich nur allzu häufig wiederholen. Merkwürdige Thaten, große Ereignisse und Schicksale sind allein nicht zureichend, unsere Bewunderung zu erhalten, und das Urtheil der Nachwelt zu bestimmen; es muß ein Volk, wenn dieses einen Werth haben soll, auch zum klaren Bewußtsein seiner eigenen Thaten und Schicksale gelangen. Dieses in betrachtenden und darstellenden Werken sich aussprechende Selbstbewußtsein einer Nation ist die Geschichte. Ein Volk, dessen Siege und Thaten durch den Stil eines Livius verherrlicht, dessen Unglück und Versunkenheit von dem Griffel eines Tacitus für die Nachwelt hingestellt worden, tritt auf eine höhere Stufe, und wir können es un-

ferm Gefühl nach nun nicht mehr ohne Ungerechtigkeit unter den großen Haufen der Völker reihen, die ohne in der Geschichte des menschlichen Geistes irgend eine Stelle einzunehmen, auf dem Schauplatz vorübergingen, eroberten, und wieder erobert wurden. — Dichter und Künstler, die mit aller Kraft und mit allem Zauber der Darstellung begabt, den kühnsten Flug der Einbildungskraft wagen dürfen; Forscher, welche alle Tiefen des Gedankens zu durchspähen im Stande sind, kann es immer nur einzelne und wenige geben, und diese Wenigen können zunächst nur in ihrer Zeit auch nur wieder auf Wenige wirken. Aber mit dem Lauf der Zeiten dehnt sich der Kreis ihrer Wirkungen immer mächtiger aus; ihr Werth leuchtet immer heller, und allgemeiner, dagegen selbst der Werth des Gesetzgebers bei veränderten Zeitverhältnissen in einem verdunkelten Lichte erscheint, der Ruhm des Eroberers, nachdem Jahrhunderte verflossen sind, von der allumfassenden und verschlingenden Größe, mit welcher er gleich anfangs auftrat, immer mehr verliert und sich oft in sehr verkleinertem Maßstabe darstellt. Man darf sagen, Homer und Plato haben nicht nur unter uns, sondern selbst in der späteren Zeit des Alterthums eben so viel, wo nicht mehr beigetragen, den Ruhm der Griechen zu erhöhen und weit zu verbreiten, als Solon und Alexander. An der Achtung, die jede gebildete Nation Europa's der griechischen, als der, welche die Bildung von Europa angefangen hat, so gern zollt, hat wenigstens der Dichter und der Philosoph unstreitig einen größern Antheil als der Gesetzgeber und der Eroberer. Selbst der Einfluß, welchen die Werke und der Geist der Ersten auf die Nachwelt und auf den Gang und die Entwickelung des menschlichen Geschlechts überhaupt gehabt haben, übertrifft an Umfang und Dauer die Wirkungen, welche die Gesetze und die Thaten und Siege der

andern hatten. Bleiben aber auch Solon und Alexander für uns unsterbliche und ruhmvolle Namen, so verdanken sie dieß vielleicht mehr noch ihrem Geist und ihrem Einfluß auf Geistesbildung, als jenen bürgerlichen Einrichtungen, die uns jetzt so fremd geworden sind, oder den von dem Eroberer gestifteten Königreichen, die längst nicht mehr vorhanden sind.

Dichter und Philosophen von der ersten Größe können immer nur selten sein, sie werden aber auch als seltene Erscheinungen mit Recht da, wo sie hervortreten, als ein Beweis und allgemeiner Maßstab der geistigen Kraft und Bildung derjenigen Nation betrachtet, welcher sie angehören.

Fügen wir zu diesen hohen Vorzügen einer eigenthümlichen Poesie und Nationalsage, einer gedankenreichen Geschichte, einer gebildeten Kunst und höheren Erkenntniß noch die Gabe der Beredsamkeit, des Witzes und einer zum gesellschaftlichen Umgang gebildeten Sprache hinzu, vorausgesetzt daß diese letzten Vorzüge ohne Mißbrauch bleiben; so ist das Gemälde einer wahrhaft gebildeten und geistvollen Nation vollendet, und zugleich auch der vollständige Begriff einer Literatur entworfen.

Beseelt von dem Wunsche, die Literatur in ihrer ganzen Wichtigkeit und nach ihrem großen Einfluß auf das Leben darzustellen, fühle ich gar wohl die mannichfache Schwierigkeit dieses Unternehmens. Auf der einen Seite werde ich, da das Ganze in einem leicht zu übersehenden Gemälde zusammengefaßt werden soll, manches nur kurz und im Vorübergehen berühren müssen, was allerdings eine ausführliche Behandlung verdiente; auf der andern Seite werde ich, da ich meine Darstellung so historisch als möglich abfassen und begründen möchte, in dem Fall sein, auch solche Einzelnheiten zu berühren, die dem, welcher sich nicht ausschließend mit der Litera-

tur beschäftigt, vielleicht als unwichtig und geringfügig erscheinen können. Was mir aber dennoch den Muth giebt, diesen Versuch zu wagen, ist meine lange Beschäftigung mit mehreren Theilen der Literatur. Das Gebiet derselben ist zwar so unermeßlich, daß nicht leicht jemand, der es kennt, glauben wird, es erschöpft zu haben. Indessen die lange Bekanntschaft mit einem Gegenstande, der beinahe das Geschäft meines Lebens war, führt doch endlich zu einer leichtern Uebersicht des Ganzen; führt besonders auch dahin, daß man unterscheiden lernt, was nur Mittel und Vorbereitung ist, und was zum Zweck führt; was nur für den Gelehrten einen Werth hat, und was ihn an und für sich besitzt, und für die Welt überhaupt merkwürdig und anziehend seyn kann.

Unsre Geistesbildung beruht so sehr auf der der Alten, daß es überhaupt wohl schwer ist, die Literatur zu behandeln, ohne von diesem Punct auszugehen, und wenigstens mit einigen einleitenden Worten der Griechen und Römer zu gedenken. Mir wenigstens würde es nicht möglich sein, meine Ansicht von der Literatur überhaupt, und von der neuesten insbesondere deutlich darzulegen, ohne eine kurze Darstellung der alten Literatur nach derselben Ansicht voranzuschicken. An dem Beispiel der griechischen Nation läßt sich überdieß die Würde und die Wirkung einer glücklich entwickelten Literatur in höchsten Glanze zeigen; auf der andern Seite treten hier aber auch die verderblichen Wirkungen und schädlichen Folgen einer sophistischen Redekunst in das hellste Licht. Ich werde jedoch diese vorläufige Ansicht des Alterthums in größter Kürze zusammendrängen. Zuerst werde ich die gesammte Literatur der Griechen und Römer im Allgemeinen betrachten; jener beiden Völker, denen wir einen großen Theil unserer Geistesbildung verdanken, und als eine reiche Erbschaft

von ihnen erhalten haben. In einem eben so gedrängten Vortrage werde ich alles zusammenfassen, was Europa schon zur Zeit der Griechen und Römer und durch diese auch die neue Zeit den orientalischen Völkern in Rücksicht auf Geistesbildung und Literatur verdankte. Zwar sollten die ältesten Denkmale des asiatischen Geistes der Zeitordnung nach wohl den griechischen vorangehen. Da aber meine Absicht nur darauf ausgeht, ein welthistorisches Gemälde der europäischen Geistesbildung aufzustellen, und da die Literatur vorzüglich nach ihrem Einfluß auf das Leben betrachtet werden soll, so wird es am zweckmäßigsten sein, was von der orientalischen Denkart und Geistesbildung erwähnt werden muß, um die europäische zu verstehen und zu erklären, da einzuschalten, wo es in Europa Einfluß gewonnen hat, und wirksam geworden ist. Eine besondere Aufmerksamkeit wird sodann auch unsrer Vorzeit, der nordischen Götterlehre, und der daher abgeleiteten Poesie der Ritterzeit, und Kunst des Mittelalters gewidmet sein; wo während der Kreuzzüge Europa von neuem mit dem Orient in eine furchtbare Berührung kam. Die nachfolgenden Vorträge sind der Epoche seit der Wiederherstellung der Wissenschaften gewidmet, und einer ausführlichen Darstellung der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Sollte es mir gelingen, in dem Zeitraume der alten Literatur bekannte und schon oft behandelte Gegenstände hier und da doch in einem neuen Zusammenhang und Lichte zu zeigen, so hoffe ich um so mehr im Voraus Verzeihung zu erhalten, wenn ich die neueren und neuesten Erscheinungen der Literatur zum Theil nach Gesinnungen und Grundsätzen betrachten werde, die im Gegensatz mit den jetzt herrschenden alt scheinen können, und zu heißen verdienen.

Es ist auch darum sehr vortheilhaft, eine Darstellung der Literatur mit den Griechen anzufangen, weil die Geistesbildung der Griechen am meisten sich ganz aus sich selbst entwickelt hat, und fast ganz unabhängig von der Bildung anderer Nationen entstanden ist. Dieß kann von den Römern und von den neuern europäischen Nationen keinesweges behauptet werden. Zwar haben auch die Griechen nach ihrem eignen Zeugniß die Schrift von den Phöniziern erlernt, die Anfänge der bildenden Kunst und der Mathematik, manche einzelne Ideen der Philosophen und viele Künste des Lebens von den Aegyptern oder von andern asiatischen Nationen entlehnt. Ihre früheren Sagen und Dichtungen stimmen immer noch in einigen Puncten mit den ältesten Ueberlieferungen zusammen. Aber das Alles sind nur zerstreute Spuren, und halb erloschene Erinnerungen, wie sie fast überall auf den gemeinsamen Ursprung der Völker und Anfangspunct der menschlichen Geistesentwickelung hindeuten; was sie irgend erlernten und entlehnten, haben sie durchaus selbstständig verarbeitet und eigenthümlich angewandt. Es waren auch nur einzelne Fortschritte und einzelne Begriffe; das Ganze ihrer Geistesbildung haben sie sich selbst geschaffen. Die Römer hingegen und die neuern europäischen Nationen empfingen gerade das Ganze einer schon fertigen und vollendeten Geistesbildung und Literatur von andern ältern Nationen, die Römer von den Griechen, die neuern Europäer von ihnen beiden und von dem Morgenlande, bis sie dann erst später dieses Ganze mit mehr oder minder selbstständiger Kraft zu verarbeiten und sich anzueignen lernten.

Drei Hauptbegebenheiten sind es, welche die eigentlich große Zeit der griechischen Geschichte ausfüllen und auch für die Geistesbildung Epoche gemacht haben. Der persisch-

Krieg, in welchem die Griechen mit vereinter Kraft gegen die Uebermacht von ganz Asien für die Erhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit kämpften und glorreich siegten; der peloponesische zweitens, jener allgemeine, sieben und zwanzigjährige Bürgerkrieg, zwischen Athen auf der einen und den dorischen Völkern auf der andern Seite, in welchen Griechenlands Kraft sich selbst zerstörte; und endlich Alexanders Eroberungen, durch welche griechischer Geist und Regsamkeit über einen großen Theil von Asien wie eine reiche Aussaat der Zukunft ausgestreut wurde. Eine Aussaat, die auf dem fruchtbaren Boden vielfältige heilsame und auch verderbliche Früchte, und eine eigne neue griechisch-asiatische Gestalt und Geistesbildung erzeugte; ein Band und Mitglied zwischen Asien und Europa, dessen Einfluß sich auf die ganze Nachwelt bis auf unsre Zeiten erstreckt hat.

Wären die Griechen in ihrem ersten Freiheitskampf gegen die Perser nicht glücklich und siegreich gewesen, wäre Griechenland eine Provinz des großen persischen Reichs geworden; so würden, sie eine ganz andre Stelle in der Geschichte des menschlichen Geistes einnehmen als die, welche ihnen jetzt gebührt. Sie würden auf der Stufe stehen geblieben seyn, wo die Perser sie fanden, oder auch allmälig tiefer gesunken, und wieder verwildert sein. Sie wären immer ein geistreiches und auch bis auf einen gewissen Grad gebildetes Volk geblieben. Sie würden wie andre gebildetere Völker, welche dem persischen Reich unterworfen und einverleibt wurden, die Aegypter, Hebräer, Phönicier, ihre Sprache und ihre Schriftsteller, zum Theil selbst ihre Sitten und Lebenseinrichtungen behalten haben; denn die persische Herrschaft war, einzelne Fälle ausgenommen, im Ganzen eigentlich milde, die edelste und die beste unter allen Weltherrschaften, die es je gegeben hat. Aber

den hohen Aufschwung, welchen Kunst und Geisteskraft nach dem glorreich bestandenen Kampf bei den Griechen nahm, diesen hätten sie ohne die Freiheit nie erringen können. —

Die göttliche Zeit von Griechenland, die eigentliche Blüthe auch ihrer geistigen Entwickelung ist in den engen Raum von noch nicht drei Jahrhunderten vom Solon bis zum Alexander eingeschlossen.

Mit Solon beginnt eine ganz neue Epoche, auch in der Literatur der Griechen. Nicht nur fällt in diese Zeit die kunstreichere Entwickelung der lyrischen Poesie, und der erste Anfang der dramatischen. Eine Menge jetzt aufstehender Lehrdichter beweisen das erwachende Nachdenken. Zu derselben Zeit begann mit Thales die Philosophie der Griechen, und die Prosa, die sich bei ihnen so spät von der Poesie loswickelte, fing an zu entstehen. Durch die Geistesfreiheit, welche Solon begünstigte und dauerhaft machte, durch die Bildung, welche die mit jener Gesetzgebung verbundene und von ihm gestiftete öffentliche Erziehung unter den edlern und wohlhabenden Bürgern Athens verbreitete und fortpflanzte, ward Athen in der Folge der Hauptsitz und Mittelpunct der griechischen Bildung.

Mit Alexander aber endigte dieser glückliche Zeitraum. Demosthenes, der nur ein Jahr nach dem Eroberer in dem letzten Kampf, den sein Vaterland um die Freiheit wagte, mit unterging, war der letzte große Schriftsteller der Griechen, der auf seine Nation als Nation kraftvoll einwirkte. Ein gebildetes, geistreiches Volk blieben die Griechen immerfort; ein wissenschaftliches, gelehrtes, wurden sie unter den Ptolomäern in Aegypten fast noch mehr, als sie es in der schönen alten Heimath gewesen waren. Nur eine Nation waren sie nicht mehr, und mit der Freiheit war auch die Erfindungskraft und der eigne Aufschwung des Geistes verloren.

In einem so engen Zeitraum liegt also eigentlich diese ganze Fülle von so mannichfaltigen herrlichen Schöpfungen und Regungen des Geistes beschlossen, die noch jetzt dieses Volk zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung erheben! Ein großes und ewig denkwürdiges Schauspiel, unermeßlich fruchtbar im Guten wie im Bösen, und daher zwiefach lehrreich. Nur noch einmal hat die Weltgeschichte ein ähnliches Schauspiel fruchtbarer Entwickelung des erwachenden Geistes wiederholt. Wir werden es in der Folge betrachten.

Mit Solon also beginnt uns die eigentliche Epoche der griechischen Literatur. Vor Solon besaßen die Griechen nur das, was meistens alle glücklich organisirten Völkern in der früheren Zeit der gesellschaftlichen Entwickelung auch besessen haben: Sagen, welche die Stelle der Geschichte vertreten; Lieder und Gedichte, welche, mündlich fortgepflanzt, statt der Schriften und Bücher dienen. Solche Lieder zur Ermuthigung im Kriege und Erweckung der vaterländischen Gefühle, oder Festgesänge zum gottesdienstlichen Gebrauch, Lieder der Freude und der Liebe, bisweilen auch wohl dem Haß eines erzürnten Dichters, oder der Klage und der Trauer um die verlorne Geliebte geweiht, besaßen die Griechen schon von den ältesten Zeiten und in der größten Menge und Mannichfaltigkeit. Wichtiger sind diejenigen erzählenden Lieder, welche nicht das Gefühl, das den Sänger unmittelbar ergreift und beherrscht, ausdrücken, sondern die die Ueberlieferungen eines Volks enthalten; Erinnerungen einer fabelhaften Vorzeit, Sagen und Dichtungen von Helden und Göttern, von der Herkunft des eignen Stammes, und vom Ursprunge der Welt. Doch auch dieses wird bei andern Völkern im Ueberfluß gefunden wie bei den Griechen. Nur Ein Werk ragt aus der

griechischen Vorzeit durch die hohe Vortrefflichkeit seiner Darstellung weit hervor: die homerischen Gedichte, die noch bewunderten Werke der Ilias und Odyssee.

Zwar verräth Sprache, Inhalt und Geist dieser Gedichte, daß sie geraume Zeit und wohl einige Jahrhunderte vor Solon müssen entstanden und entworfen sein; gesammelt aber wurden sie erst in Solons Zeit, und zum Theil durch Solon selbst der Vergessenheit und der schwankenden mündlichen Fortpflanzung entrissen, allgemeiner bekannt gemacht, in die jetzige Ordnung gestellt, und nachgehens durch die schriftliche Abfassung gesichert und allgemein verbreitet.

Solon und seine Nachfolger in der Herrschaft zu Athen, Pisistratus und die Pisistratiden, hatten dabei, außer der natürlichen Liebe zu dem Werke selbst, wahrscheinlich auch noch einen andern patriotischen Zweck. Um diese Zeit, sechs hundert Jahre vor Christi Geburt, ward die Unabhängigkeit der Griechen in Klein-Asien schon bedroht, zwar noch nicht von den Persern, aber durch die lydischen Könige, deren Herrschaft bald darauf mit in das große persische Reich verschlungen ward. Als nun der Eroberer Cyrus den Krösus überwand und in Klein-Asien sich ausbreitete, da konnte kein hellsehender Patriot es sich länger verbergen, welche große Gefahr Griechenland bedrohe. Man scheint in mehreren Staaten des übrigen Griechenlands lange Zeit sicher gewesen zu sein und den herannahenden Sturm, der erst unter den Kaisern Darius und Xerxes gegen den griechischen Continent selbst losbrach, gar nicht im voraus geahnet zu haben. Aber Athen mußte die Gefahr frühzeitig und wohl am ersten empfinden, da es nicht bloß durch alte Stammverwandtschaft, sondern auch durch lebhaften Handelsverkehr mit den asiatischen Griechen auf das genaueste verbunden war. Die Erweckung der alten Gesänge

und Erinnerungen, wie ehedem die vereinte Kraft der griechischen Helden, um eine Beleidigung zu rächen, gegen Asien kämpfte und Troja besiegte, fiel wenigstens jetzt in eine sehr gelegene Zeit, um die Gemüther im heroischen Gefühl zu erheben, und zu ähnlichen Thaten für das bedrohte Vaterland zu begeistern. Ob irgend eine solche Begebenheit wie der trojanische Krieg sich wirklich zugetragen habe, dafür giebt es keine vollkommene geschichtliche Gewißheit, oder bestimmte Entscheidung. Die Herrschaft des Agamemnon und der Atriden scheint am meisten historisch. Daß zwischen der Halbinsel und Klein-Asien mancher Verkehr statt fand, ist an sich nicht unwahrscheinlich; war ja doch der Stammvater der Atriden, Pelops, von dem die Halbinsel selbst den Namen trug, von dorther gekommen. Daß die Entführung einer Fürstin Ursache eines allgemeinen und langen Kriegs gewesen, ist wenigstens dem Geiste und den Sitten der Heldenzeit gemäß, die in so manchen Stücken an die christliche Heldenzeit, und das Ritterthum des Mittelalters erinnert. Wie viel aber auch in die Sage von der Helena und von Troja ganz Fabelhaftes und ursprünglich bloß Allegorisches eingemischt worden sein mag: daß an die Gegend von Troja große Andenken der alten Zeit geknüpft waren, beweisen auch die daselbst befindlichen, nach alter Art aus großen Erdhügeln bestehenden Heldengräber. Diese alten griechischen Hünen oder Heldengräber, welche die Volkssage dem Achilles und seinem Patroklos zueignete, an denen Alexander weinte, den Achill beneidend, daß er, seinen Ruhm zu besingen, einen Homer gefunden hatte, sind schon zur Zeit des Dichters selbst vorhanden gewesen, wie man aus einigen Stellen der Ilias sieht. Erst der Wißbegier, oder dem Frevel unsrer Zeit war es vorbehalten, diese Gräber aufzuwühlen, und die Asche und übrigen Angedenken der Helden,

die sich wirklich darin noch fanden, ihrer geheiligten Ruhestätte zu entreißen. Wäre aber der trojanische Krieg ganz und gar nur eine Fabel und willkürliche Dichtung; für den Zweck, den Solon und Pisistratus, und für den patriotischen Eindruck, den die wieder erweckten Gedichte machen sollten, war es gleich; denn die Begebenheit wurde allgemein geglaubt, für wahr und geschichtlich gehalten.

So hatten die homerischen Gedichte für die Griechen jener Zeit wahrscheinlich noch eine nähere vaterländische Beziehung und Bedeutung, während sie uns am meisten auffallen durch die Allgemeinheit der schönen Darstellung und des großen Bildes, welches sie uns vom Heldenleben entwerfen. Hier zeigt sich keine eigne Denkart und Ansicht, die nur an einem beschränkten Raum klebte, um den Ruhm und Vorzug irgend eines besondern Stammes sich drehte, wie dieß wohl in den alten arabischen Gesängen, oder in Ossians Liedern der Fall ist. Ein freier Geist athmet aus diesen Gedichten, ein offner, reiner, für alle Eindrücke und Erscheinungen der Natur wie für alle Gestalten der Menschheit empfänglicher und klarer Sinn. Deutlich und schön gestaltet breitet sich hier eine ganze Welt vor unsern Blicken aus, ein reiches, lebendiges, immer bewegliches Gemälde. Die beiden Heldengestalten Achilles und Ulysses, welche aus diesem heitern Weltgemälde als die Hauptfiguren hervorragen, sind so allgemeine Charaktere und Ideen, daß wir sie fast in allen Heldensagen wiederfinden, nur nicht immer so glücklich entwickelt, und so herrlich vollendet. Achilles, ein jugendlicher Held, der in der Fülle siegreicher Kraft und Schönheit alle Herrlichkeit des flüchtigen Lebens erschöpfen soll, aber schon im voraus zu einem frühzeitigen Tode und tragischen Schicksal bestimmt war, ist der erste und erhabenste dieser Charaktere, und ein Charakter im Anklang dieser Art

findet sich in unzähligen Heldensagen wieder, am schönsten nebst den griechischen vielleicht in unsern nordischen. Auch bei den heitersten Völkern umschwebt die Sage und Erinnerung der Heldenzeit ein halb schmerzliches, und liebevoll klagendes, elegisches, ja oft sogar tragisches Gefühl, das uns aus dem Innersten dieser Dichtungen anspricht; sei es nun, daß der Uebergang einer freiern und großen Heldenzeit den gebundenern Nachkommen wirklich diesen Eindruck hinterlassen hat, oder daß die Dichter jenes Gefühl von Trauer und Sehnsucht, das allen Menschen aus alter Erinnerung eines verlornen ursprünglichen Glücks eingepflanzt und angeboren ist, nur in jene Zeiten und Dichtungen verlegten. Die andre, minder erhabene, für die Poesie aber sehr reichhaltige und anziehende Form des Heldenlebens stellt sich im Ulysses dar. Es ist der umherstreifende, wandernde Held, der aber so erfahren und verständig als tapfer, alle Gefahren zu erdulden und alle Abenteuer zu bestehen geeignet ist; und eben dadurch der Einbildungskraft den freiesten Spielraum gewährt, alles Wunderbare und Seltne, was entferntere Zeiten und Weltgegenden bei noch beschränkter Erdkunde und einer kindlichen Ansicht wirklich enthalten, durch die mannichfaltigsten Dichtungen zu verschönern. An heroischer Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordischen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientalischen, so weit wir beide kennen, den homerischen Gedichten gleich kommen, oder sie noch darin übertreffen. Was diese auszeichnet, ist die Anschaulichkeit und lebendige Wahrheit, die größte Verstandesklarheit, die mit so kindlicher Einfalt und dieser Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich ist. Eine Darstellung findet sich hier, die so ausführlich ist, daß sie oft fast geschwätzig wird, ohne doch je zu ermüden, wegen der eignen Anmuth der Sprache und der geflügelten Leichtig-

keit der Erzählung. Eine fast dramatische Entwicklung und Entfaltung der Charaktere, der Leidenschaften, der Reden und Gespräche; eine selbst in der Anführuug aller einzelnen Umstände fast historische Genauigkeit. Dieser letzten Eigenschaft, die den Homer auch unter den andern griechischen Sängern sehr auszeichnet, verdankt er selbst vielleicht seinen Namen. Denn Homeros bedeutet einen Bürgen oder Zeugen; wegen seiner Wahrhaftigkeit, einer solchen nämlich, wie sie ein Sänger, Dichter der Heldenzeit, haben kann, verdient er wohl diesen Namen. Auch uns ist er Homeros, ein Bürge und Zeuge der alten Heldensage und Heldenzeit nach ihrer wahren und wirklichen Beschaffenheit. Die andre Bedeutung des Worts Homeros, eines Blinden, hat die offenbar erdichtete Lebensgeschichte des uns völlig unbekannten Sängers erzeugt, und ist ohne allen Zweifel zu verwerfen. — In Miltons Gedicht würden sich, auch ohne das ausdrückliche Zeugniß des Sängers selbst, wohl Spuren finden lassen, daß er bloß mit dem innern Auge des Geistes sah, des erquickenden Anblicks des Sonnenlichtes aber entbehren mußte; die ossianischen Gedichte sind in eine immer gleich schwermüthige Dämmerung und wie in einen ewigen Nebel verhüllt, und so mag man leicht dasselbe auch von dem Barden selbst denken. Wer aber die Iliade und die Odyssee, diese klarsten und hellsehendsten aller alten Gedichte, einem des Lichts Beraubten zuschreiben kann, der muß wenigstens für dieses Urtheil seine eignen Augen einigermaßen verschließen, vor so vielen deutlich sprechenden Beweisen des Gegentheils.

Wie und in welchem Jahrhundert die homerischen Gedichte auch entstanden, und gebildet seyn mögen, sie versetzen uns in eine Zeit, wo das Heldenalter schon zu erlöschen anfing, oder eben erst erloschen war. Es sind zwei Welten, die in der homerischen Darstellung zusammenfließen: die wunder-

bare Vergangenheit, die aber doch dem Dichter noch sehr nahe, und lebhaft vor Augen zu stehen scheint; und dann die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit derjenigen Welt, welche den Dichter umgab. Diese Verschmelzung der Gegenwart und der Vergangenheit, wodurch jene verschönert, diese anschaulicher gemacht wird, giebt vorzüglich den homerischen Gedichten den ihnen so ganz eignen Reiz.

Anfangs herrschten überall Könige und Heldengeschlechter in Griechenland. So ist es noch in der homerischen Welt. Bald nachher ward die königliche Würde fast überall abgeschafft, fast jede mächtige Stadt, und selbstständige Völkerschaft gestaltete sich zu einer kleinen Republik. Mit dieser neuen städtischen Verfassung und bürgerlichen Einrichtung wurden auch die Verhältnisse des Lebens selbst allmälig prosaischer. Die alten Heldensagen mußten nun dem Gefühl fremder werden, und unstreitig trug diese Veränderung in der Verfassung viel dazu bei, den Homer in eine Art von Vergessenheit zu bringen, der ihn Solon und Pisistratus erst wieder entrissen.

Die homerischen Gedichte sind so wichtig für griechische und europäische Literatur, sind so sehr Hauptquelle der gesammten Geistesbildung der alten Völker geworden, daß ich nicht umhin konnte, wenigstens einige Augenblicke bei ihnen zu verweilen. Ich wünschte überhaupt die Betrachtung nur bei den Erfindern festzuhalten; über die Jahrhunderte der Nachahmung werde ich schnell hinweg eilen.

Ich übergehe die ganze Zwischenzeit bis auf den persischen Krieg. Diese Zwischenzeit enthält nur schwächere Nachfolger des Homer, oder solche Anfänge neuer Geisteswege und neuer Kunstformen, die erst später zur Reife und vollkommnen Entwicklung gelangt sind. Die meisten Dichter und Schriftsteller sind ohnehin bis auf einzelne Bruchstücke verloren.

Der persische Krieg selbst, diese denkwürdige Epoche für Griechenland, war auch in der Literatur durch mehrere noch vorhandene große Dichter und Schriftsteller bezeichnet. Pindar, welchen die Griechen als den erhabensten ihrer Sänger unbegränzt verehrten, erlebte den Krieg, wobei ihm jedoch der Vorwurf gemacht ward, daß er nicht vaterländisch gesinnt, und den Persern geneigt war. Aeschylus, der älteste große Tragiker, hatte, selbst Krieger, ruhmvoll mitgekämpft in den glorreichen Schlachten; der etwas jüngere Herodot war nur wenige Jahre zuvor geboren, als Xerxes seinen furchtbaren Zug gegen die Griechen unternahm, und als er die Bücher seiner Geschichte, die eben jenen Freiheitskrieg vorzüglich verherrlichen, den versammelten Griechen vorlas, lebten die großen Begebenheiten noch in lebhaftem Andenken des frohen Siegergefühls.

Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt sich wohl erklären aus der auch in seinem Gedicht sichtbaren Abneigung gegen die Volksherrschaft, die schon damals in Griechenland manchen gewaltsamen Ausbruch veranlaßte, und noch größere Verwilderung ahnen ließ; und aus der Vorliebe für die königliche Gewalt, und die bei den dorischen Völkern überwiegende Herrschaft des Adels. Diese Form der Verfassung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erschien im Alterthum wenigstens nirgends in einem so glänzenden und so milden Lichte, als in dem persischen Kaiserthum, das, wie sehr auch einzelne Herrscher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.

Als dorischer Dichter ist uns Pindar um so wichtiger, weil er uns viele andre, ganz verlorne ersetzen muß. Was wir griechische Literatur nennen, und als solche in den noch

vorhandenen größern Schriftstellern besitzen, ist eigentlich nur jonische und athenische, so wie später alexandrinische Literatur. Zur selbigen Zeit aber, als in den jonischen Staaten und zu Athen die Dichtkunst, Geschichte und Philosophie aufblühten, hatten die dorischen Völker, jener zweite von den jonischen in Sitte, Verfassung, Sprache und Denkart so sehr abweichende griechische Stamm, eine von jener uns bekannten noch getrennte und eigne Literatur; Dichter aller Art, eine eigenthümliche Form des Dramas, seit Pythagoras auch Philosophen und andere Schriftsteller. Pindar kann uns, nachdem alles dieß untergegangen ist, wenigstens ein allgemeines Bild der dorischen Sitten, und des diesen Sitten gemäßen Lebens geben, wie der Dichter dieses auffaßte und sich verschönert dachte.

Die erkünstelte wilde Begeisterung und absichtliche Dunkelheit, welche bei den neuern Nachahmern des großen Dichters oft Pindarisch genannt wird, ist ihm selbst ganz fremd. Vielmehr ist eine große Ruhe, Würde und Heiterkeit in seiner Darstellung. Ist wo eine Dunkelheit, so liegt sie meistens in den vielen Anspielungen auf das, was uns fremd ist, seinen Zuhörern aber bekannt und gegenwärtig war. Indem er die Sieger in den Kampfspielen besingt, geht er über auf das Lob der Heldengeschlechter, von denen der Sieger abstammte, der Stadt, welcher er angehört, oder der Götter, denen zu Ehren die Spiele gefeiert wurden; was denn bisweilen gewaltsame Uebergänge verursacht. Es sind diese Festgesänge überhaupt kaum lyrische Gedichte zu nennen, wenigstens sind sie nicht das, was wir darunter verstehen. Heroische oder epische Gelegenheitsgedichte sind es, welche von Musik und Tanz begleitet, nicht bloß abgesungen, sondern gewissermaßen dramatisch aufgeführt wurden. — Was diesen Dichter am meisten auszeichnet, ist die hohe Schönheit, und die musikalische Weichheit

der Sprache, und dann die Neigung, alles in einem verschönernden Lichte zu betrachten. Wie edle Herrscher in gefahrlosen Zeiten und glückliche Staaten unter schönen Kampf- und Ritterspielen sorgenfrei dahin leben unter gleichgesinnten Freunden, von begeisterten Sängern umgeben, und in schönen Erinnerungen der Heldenahnen schwelgend; das hat Pindar unvergleichlich dargestellt, und in eben dieser Lebensweise, seiner geliebten Sieger und der dorischen Edlen, stellt er uns auch die Gestalten der Vorzeit und die Götter dar.

Ein Dichter sehr verschiedener Art und von einem ganz andern Gefühl beseelt, ist Aeschylus. Das kriegerische, kühne Hochgefühl des für die Freiheit begeisterten Siegers, das sich in seinen Werken ausspricht, versetzt uns in die Stimmung, die etwa in dem stolzen Athen zu jener Zeit des großen Kampfs die herrschende sein mochte. Als Dichter ringt er noch mit einer Form, die erst im Werden ist; jene große, den Griechen eigenthümliche Form der Tragödie, die Aeschylus zuerst entwarf und erschuf, ohne sie ganz vollenden zu können. Groß war er, als Dichter besonders in der Darstellung des Furchtbaren und der tragischen Leidenschaften. Zu der Tiefe des Dichters gesellte sich bei ihm der Ernst des Denkers. Denn auch den letzten Namen verdient er mit vollstem Recht, und der Vorwurf, welcher ihm gemacht ward, daß er in seinen Gedichten die Mysterien, oder die verborgenen Lehren der eleusinischen geheimen Gesellschaft verrathen habe, kann uns beweisen, daß er überall nach Wahrheit ernstlich geforscht hatte. In seinem Geiste hat die ganze griechische Mythologie eine durchaus eigenthümliche und neue Gestalt angenommen. Er hat nicht bloß einzelne tragische Begebenheiten dargestellt, sondern es geht durch alle seine Werke eine und dieselbe allgemeine tragische Weltansicht hindurch. Der Untergang der al-

ten Götter und Titanen, und wie ihr erhabenes Geschlecht durch ein jüngeres, schlaueres Geschlecht von geringerm Werthe besiegt und verdrängt worden sei, das ist der beständige Gegenstand, wohin alle seine Darstellungen und Klagen zielen; also die ursprüngliche Erhabenheit und Größe der Natur und des Menschen, und wie beide allmälig in Schwäche und Gemeinheit versinken. Doch erhebt sich ihm aus den Trümmern einer untergehenden Welt die alte Riesenkraft hie und da, wie im Prometheus, immer noch kühn und frei, im Innern unbesiegt empor. Man kann dieser Ansicht eine mehr als dichterische und auch sittliche Erhabenheit nicht absprechen.

Herodot, der uns den persischen Krieg darstellt, wird der Vater der Historie genannt. Es ist sein Werk, wenn man will, nur eine Chronik, treuherzige, ausführliche Erzählung aller der Begebenheiten, die den Erzähler zunächst umgaben, und ihm die wichtigsten waren, wobei dann, was er sonst noch irgend von der Welt und ihrer Geschichte weiß, bei Gelegenheit eingeschaltet wird; oder auch eine Reisebeschreibung, da er, was er von fremden Ländern mehr als andre Griechen gesehen und sehr genau gesehen und beobachtet hatte, so gern episodisch darstellt. Eben dieser vielen Episoden und der ganz freien, dichterischen Anordnung wegen, hat man sein Werk auch mit der epischen Darstellung alter Heldengedichte verglichen. Gewiß aber ist, daß diese Treue, diese Einfalt und Klarheit, diese Leichtigkeit und ungesuchte Anmuth der Erzählung, eben die Eigenschaften sind, die eine darstellende Geschichte eigentlich vollkommen machen, und die man nothwendig und unentbehrlich nennen möchte, wenn sie nicht so selten wären. Er ist der Homer der Geschichte.

An diese drei geschilderten großen Autoren schließen sich später noch einige andre von eben so hoher Würde an. Der

erste ist Sophokles. In jeder Art der Geistesentwickelung giebt es, wie in dem Stufengange der Natur, einen Moment der Blüthe und einen höchsten Punct der Vollendung, der sich dann auch durch eine schöne Vollkommenheit in der Form und in der Sprache kund giebt. Diesen Punct bezeichnet uns Sophokles, nicht in der tragischen Kunst allein, sondern in der griechischen Poesie und Geistesbildung überhaupt. Es liegt in dieser Vollendung des Sophokles noch mehr und etwas Anderes als das, was wir oft in ähnlichen Fällen an Dichtern und Schriftstellern bemerken, und weßhalb wir sie für die höchsten und in Form und Styl für vollkommen halten. In der Schönheit seiner Werke spiegelt sich die innere Harmonie und Schönheit seiner Seele ab. Es ist an manchen Stellen der alten Dichter wohl zu bemerken, daß ihnen eine eigentliche Kenntniß und ein richtiger Begriff von Gott fehlte. Hatten sie aber diesen nicht, weil er ihnen und ihrer Zeit überhaupt nicht enthüllt war, so kann man doch ohne Ungerechtigkeit den größten und den besten unter ihnen, eine tiefgefühlte und oft bewundernswerthe Ahnung des Göttlichen nicht absprechen. Diese scheint mir in keinem der ältesten Dichter so hell und hervorleuchtend als im Sophokles. Es ist überall das Schicksal und der Gang der Poesie, daß sie mit dem Wunderbaren und Erhabenen, mit den großen Gestalten der Götterwelt und der Heldenzeit beginnt. Sie senkt sich in der Folge immer mehr herab von diesem hohen Fluge, nähert sich mehr und mehr der Erde, bis sie zuletzt in das Bürgerliche und Gemeine herabfällt, und sich da am Ende verliert. Die mittlere Region ist die glücklichste für die Poesie; da wo das heroisch Große noch natürlich und ungesucht, die Erinnerung des Göttlichen noch vorhanden ist, aber nicht mehr in abschreckender Riesengestalt vor uns aufsteigt, sondern milde

und menschlich rührend, und menschlich schön zu uns tritt. Dieß ist der Charakter des Sophokles. Die eigenthümliche Kunstform der griechischen Tragödie, welche durch ihn vollendet ward, werde ich noch öfter in Betrachtung ziehen; auch dann vorzüglich, wenn ich auf die gelungenen oder vergeblichen Versuche andrer Völker kommen werde, um diese große Form der griechischen Dichtkunst nachzuahmen oder sich anzueignen.

Dem Sophokles folgte in der Kunst, aber nicht in der Gesinnung Euripides, welcher aber schon einer ganz andern Generation angehört. Er war eben so sehr Redner als Dichter, und ist, je nachdem man ihn günstig oder ungünstig beurtheilt, ein Philosoph oder ein Sophist zu nennen; denn in dieser Schule hatte er sich gebildet, und daher manchen der Poesie eigentlich fremden Schmuck entlehnt. Dieß läßt ihn sein Feind und unerbittlicher Verfolger Aristophanes oft genug fühlen. Ehe ich aber diesen und einige andere Schriftsteller aus den Zeiten des griechischen Verderbens mit wenigen Zügen schildere, ist es nöthig, erst überhaupt in der Kürze darzustellen, wie es zur Zeit des beginnenden Bürgerkrieges und der innern Staaten-Zerrüttung dem Geschlecht der Sophisten gelang, ihren Einfluß überall zu verbreiten, und Griechenland auch geistig zu Grunde zu richten, bis Sokrates gegen sie auftrat, den sophistisch gewordenen Geist der Griechen, so weit als dieß noch möglich war, zur Wahrheit zurückführte, und eine Schule gründete, aus welcher Plato hervorging.

Zweite Vorlesung.

Spätere griechische Literatur. Sophistik und Philosophie. Alexandrinisches Zeitalter.

Es war das glänzende Gemälde des aufblühenden griechischen Geistes in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, welches ich in dem ersten Vortrage versuchte mit kurzen Worten in das Gedächtniß zurückzurufen. Ich wende mich jetzt zu der andern Seite des Bildes, zu dem allgemeinen Verfall, der auf jene Fülle der Erfindung und Entwickelung so unmittelbar und unglaublich schnell folgte, und nachdem die Sitten entartet, die Staaten zerrüttet waren, auch die Kunst und den Geist der Griechen durch eine falsche Sophistik zu Grunde richtete.

Der erste große Schriftsteller, welcher uns den Verfall und die Zerrüttung in den öffentlichen Begebenheiten historisch darstellt, ist Thucydides. Durch den hohen Stil und den tiefen Inhalt reiht er sich noch ganz an die Zahl der ersten Autoren Griechenlands. Seine Geschichte ist ein Kunstwerk der Darstellung; so wurde sie von den Alten selbst beurtheilt, und besonders einer obwohl nicht erdichteten, sondern geschichtlichen Tragödie verglichen, und wohl mochte dem Darsteller selbst jener große Bürgerkrieg, die Geschichte von dem Untergang seiner einst so blühenden, glücklichen, mächtigen

Vaterstadt als ein furchtbares Trauerspiel erscheinen. War ja doch diese Begebenheit in den weitern Folgen für uns, was damals noch nicht so hell einleuchtete, auch die Geschichte von dem allgemeinen Untergang der gesammten griechischen Nation! Thucydides hat die den Griechen eigenthümliche Kunstform der Historie gestiftet und auch vollendet. Die Eigenschaften dieser besondern historichen Kunstform bestehen in der Einflechtung ausführlicher kunstreicher politischer Reden, welche alle Bewegungsgründe und Staatsansichten jeder wichtigen Begebenheit aus dem verschiedenen Standpunct der entgegengesetzten Parteien enthalten und mit Scharfsinn entwickeln; sodann in einer fast dichterisch ausführlichen, lebhaft malenden Darstellung von Schlachten und andern, in der Weltgeschichte sich nur allzu häufig wiederholenden, öffentlichen Begebenheiten; endlich in der höchsten Würde eines reich geschmückten Stiles in der kunstreichsten Prosa. Bei ähnlichen Staatsverhältnissen, und einem ähnlichen Uebergewicht und Einfluß der Redekunst, konnten die Römer unter allen Kunstformen der griechischen Bildung diese sich am leichtesten und am glücklichsten aneignen. Für uns neuere Europäer paßt sie nicht; die Versuche der Nachahmung sind meistens unglücklich ausgefallen. Die jetzigen Verhältnisse sind anders, die Redekunst hat nicht mehr diesen entscheidenden, oft verderblichen Einfluß; bei dem reichen Vorrath von Thatsachen, den wir in der gesammten Weltgeschichte überschauen, verlangen wir, statt der dichterisch ausführlichen Beschreibungen von Schlachten, und andern öffentlichen Begebenheiten, vielmehr kurze Angaben, die zum Zwecke führen, und in einfacher Erzählung deutlich machen, was eigentlich geschah, warum es so gekommen sei. Eine solche deutliche Kürze, die schmucklose Einfalt, und schöne Klarheit des Herodot, entsprechen mehr unserm Bedürfnisse und Wunsch in der historischen Darstel-

lung, und müssen eher das Ziel seyn, wohin diese jetzt zu streben hat, als die hohe Kunstform, welche Thucydides gestiftet hat, und worin er, wenn auch noch nicht vollkommen vollendet .zu nennen, unter den Griechen doch der Erste geblieben ist. Was ihm an der Vollendung abgeht, liegt nicht in der Anordnung und Zusammensetzung des Ganzen, welche durchaus groß, vortrefflich, und wie die Alten sein Werk nannten, eines erhabenen historischen Trauerspiels würdig ist; es liegt bloß in dem noch rauhen, harten und hie und da dunkeln Stil. Sei es nun, daß nicht bloß am Schluß und letzten Theile des Werks, sondern an dem Ganzen, wie ein scharfsinniger Gelehrter vermuthet, die letzte überarbeitende Hand fehlt; sei es dem Zeitalter zuzuschreiben, in welchem die Prosa erst eben entstanden war, und sich zu bilden angefangen hatte, und nach einem so hohen Stil strebend, als der, welchen dieser Historiker im Sinne hatte, die kunstreiche Form noch nicht erreichen konnte, ohne Spuren des dazu vorhergegangenen Kampfes, der Anstrengung und des Zwanges an sich zu tragen; oder sei es, daß der Verfasser dieses, bei aller Erhabenheit und Kunst dennoch Rauhe und bisweilen Abschreckende der Schreibart angemessen fand für den dunkeln Inhalt seiner tragischen Geschichte, jener furchtbaren Katastrophe von dem Verfall und dem Untergang seines Vaterlandes, die er nicht zur flüchtigen Unterhaltung beschreiben und aufzeichnen wollte, sondern, wie er selbst im Eingang seines Werkes kraftvoll sagt, hinstellte als ein „Denkmal auf ewig."

Wenn uns Thucydides die innere Zerrüttung aller griechischen Staaten und Verfassungen überhaupt, sammt ihren Ursachen vor Augen stellt, und erklärt; so schildert uns dagegen Aristophanes den tiefen Verfall der athenischen uud überhaupt der griechischen Sitten, auf eine Weise, und mit einer

Stärke, die mitunter allen Glauben übersteigt, und die uns kein geschichtliches Werk und kein anderes Denkmal irgend so deutlich schildern könnte. Von dieser Seite, als Urkunde der Sittengeschichte des Alterthums, ist sein Werth nun allgemein anerkannt, und auch keinem Zweifel mehr unterworfen.

Wollen wir ihn als Schriftsteller und Dichter beurtheilen, so müssen wir uns freilich ganz und durchaus in sein Zeitalter versetzen. In dem neuern Europa hat man gegen einzelne Nationen oder Epochen den Vorwurf geltend gemacht, daß die Literatur, die Dichter und überhaupt die Geisteswerke derselben, zu ausschließend nach dem feinern gesellschaftlichen Ton sich richten, und insbesondere nach dem Beifall der Frauen streben. Es hat unter den Nationen, und in den Epochen selbst, die dieses Fehlers am meisten beschuldigt werden, nicht an Autoren gefehlt, welche darüber Klage geführt, welche behauptet und dargethan haben, wie die Literatur durch eine solche überall und auch da, wo sie nicht hingehört, angebrachte Eleganz und Galanterie beschränkt, einförmig, kleinlich und unmännlich werde. Es mag sein, daß diese Klage einigen Grund habe; der Literatur der Alten, und besonders der der Griechen muß man dagegen den Vorwurf machen, daß sie eine allzu ausschließend und einseitig männliche Literatur war, die eben deßhalb in einigen Stücken rauher erscheint und roher blieb, als von der sonstigen Geistesbildung und Verfeinerung der Alten zu erwarten war. — In den ältesten Zeiten, so wie uns deren Zustand und Sitten auch noch die homerischen Gedichte schildern, war das Verhältniß der Frauen würdiger, freier, und für diese frühere Stufe der gesellschaftlichen Ausbildung günstig zu nennen. Späterhin nahmen die Griechen in dieser Hinsicht immer mehr von den asiatischen Völkern die Sitte der völligen Absonderung, Einschließung, und Unter-

drückung des weiblichen Geschlechts an. Selbst die republikanische Verfassung, welche das ganze Leben und die Seele mit den bürgerlichen Geschäften, mit wahrhaften oder bloß eingebildeten vaterländischen Gefühlen und Gegenständen, und mit der besondern politischen Meinung und Partei anfüllte, denen ein Jeder angehörte, war dem Einflusse und den Verhältnissen des weiblichen Geschlechts nachtheilig. Wohl waren diese Verhältnisse nicht überall dieselben, es gab vielerlei Verschiedenheit und Ausnahmen, da die Sitten und die Verfassung der einzelnen griechischen Völker in diesem Stücke, wie in vielen andern, so weit von einander abgingen. In Sparta und überhaupt bei dem dorischen Stamm, so wie auch nach der von den Pythagoräern eingeführten neuen Lebenseinrichtung, wurden die natürlichen Rechte und die Würde der Frauen ungleich besser anerkannt. Im Ganzen war aber doch jene Sitte der asiatischen Einschließung und Abschließung und Absonderung der Frauen auch in Griechenland sehr ausgebreitet, von welcher in den Geisteswerken der Griechen viele ungünstige Folgen zu sehen sind. Daher fehlt diesen Werken bei allen übrigen herrlichen Vorzügen oft jene Blüthe der feinen Sitte und weiblichen Zartheit, die zwar nicht überall angebracht werden darf, überhaupt auch nicht erzwungen und gesucht sein muß, die man aber doch da, wo sie an ihrer Stelle wäre, sehr ungern vermißt, oder das rauhe und beleidigende Gegentheil davon wahrnimmt. Durch jenen Mangel wurden die Alten überhaupt, und besonders die Griechen in einzelnen Fällen nicht bloß minder gesittet, als man es von einem sonst so gesitteten, gebildeten und geistreichen Volke erwarten sollte; auch die entschiedenste Unsittlichkeit und Unnatur hatte jene Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts zur Folge, und rächte sich dadurch für die ungerechte Unterdrückung. Selbst in den

schönsten und edelsten Werken der Alten stört uns noch hie und da die Erinnerung an diesen Punct, in welchem ihre Lebenseinrichtung so fehlerhaft, ihre Sitten so verkehrt waren. Hier, wo der Verfall der griechischen Sitten, und von dem Schriftsteller, der denselben am kraftvollsten und anschaulichsten malt, vom Aristophanes die Rede ist, war wohl der Ort, diesen allgemeinen Mangel zu berühren. Hat man diese Unvollkommenheit aber einmal als solche anerkannt, deren Vorwurf doch billigerweise nicht den einzelnen Schriftsteller, sondern die gesammte Bildung der Alten, ihre Sitten wie ihre Literatur trifft; so muß man sich alsdann auch dadurch nicht abhalten lassen, die übrigen großen Eigenschaften solcher Schriftsteller, die uns für vollständige Kunst und Geistesbildung oft so unentbehrlich sind, ganz anzuerkennen, und in dem Aristophanes z. B. den großen Dichter zu sehen, der er wirklich ist. Zwar seine Gattung und Form, wenn es anders für eine eigentliche und geregelte Gattung gelten kann, ist für uns gar nicht anwendbar. Die alte Komödie beruht nach ihrem ersten Ursprung auf dem Naturdienst der Alten. An den, dem Bacchus und andern fröhlichen Gottheiten geheiligten Festen, schien ihnen jede Freiheit und auch die ausschweifende Freude rechtmäßig und nicht bloß erlaubt, sondern geheiligt. Allerdings ist die Phantasie, die an und für sich unbeschränkt sein möchte, das eigentliche Erbtheil des Dichters, und so hat sich derselbe Trieb, sich ihrem Flug und ihren Launen einmal ganz zu überlassen, und alle andern Schranken, Gesetze, und Gewohnheiten wenigstens für diesen Augenblick nicht zu achten, auch wohl sonst bei Dichtern in andrer Zeit, und unter andern Formen geregt. Immer hat der wahre Dichter, wenn er dieses alte Vorrecht einer saturnalischen Freiheit für die Spiele seiner Phantasie auf eine kurze Zeit zurückforderte, da-

bei die Verpflichtung gefühlt, nicht bloß durch die Fülle und Verschwendung von Erfindung und Geist, sondern auch durch die höchste Bildung in Sprache und Verskunst, seine poetische Ebenbürtigkeit und Ansprüche zu bewahren, und es dadurch zu beweisen, daß es nicht ein prosaischer Muthwille, oder gar eine persönliche Triebfeder sei, was ihn begeistere, sondern eine poetische Kühnheit. Dieses findet auf den Aristophanes volle Anwendung. In Sprache und Verskunst ist er nicht bloß von anerkannter Vortrefflichkeit, sondern den ersten Dichtern gleich zu setzen, welche Griechenland jemals hervorgebracht hat. In manchen ernsthaften und poetischen Stellen, welche diese athenische Volkskomödie in ihrer äußerst mannigfaltigen und regellosen Zusammensetzung nicht ganz ausschließt, zeigt er sich als wahrer Dichter, dem jeder Versuch auch in der ernsten und höhern Gattung unstreitig gelungen sein würde. So sehr nun übrigens auch der Inhalt seiner Stücke von gemischter Art sein mag, so wenig ein großer Theil seines Witzes uns gefallen und ansprechen kann, so bleibt doch, wenn man alles Mißfällige oder Untaugliche wegschneidet, immer noch ein fast verschwendischer Geistesreichthum von Witz, Phantasie, Erfindung und poetischer Kühnheit übrig. Eine Freiheit wie die, deren sich Aristophanes bedient, kann freilich nur in einer so zügellosen Demokratie, als Athen damals war, statt finden. Daß aber ein Schauspiel, welches seinem Ursprung nach ein bloß zur Belustigung bestimmtes Volks-Schauspiel war, eine so reiche poetische Ausstattung litt, ja derselben bedurfte, das erregt immer einen hohen Begriff, wo nicht von der eigentlich so zu nennenden Bildung, doch von dem lebhaften Geist und regen Sinn des Volks jener merkwürdigen Stadt, die der Sammelplatz und Mittelpunct griechischer Redekunst und Verfeinerung, so wie auch griechischer Zügellosigkeit und Verdor-

benheit war. Dieß wird genug seyn, um den Dichter Aristophanes zwar nicht als Urbild zur Nachahmung aufzustellen, was er auf keine Weise sein darf, aber doch ihn in sein wahres Licht zu stellen. Sehen wir nun auf den Gebrauch, den er als Mensch und besonders als Bürger von jener ihm nach der Sitte des Alterthums und der Verfassung seines Vaterlandes als Dichter-Vorrecht gestatteten Freiheit machte, so läßt sich auch hier vieles zu seiner Rechtfertigung sagen, und manches anführen, was ihm unsere Achtung erwerben muß. Am vortheilhaftesten erscheint er als Patriot, wo er alle Mängel des Staats rügt, und schädliche Demagogen mit einem in demokratischen Staaten und anarchischen Zeiten gewiß sehr gefährlichen, und verdienstlichen Muthe, der selten gefunden wird, schonungslos angreift. Wenn er nach der alten Feindschaft, und schon gewohnten Parodie, welche die Komödien-Dichter gegen die Tragiker ausübten, besonders den Euripides unermüdlich und unerbittlich geißelt; so ist dabei auffallend, wie er nicht bloß von dem ältern Aeschylus, sondern auch vom Sophokles, der noch sein Zeitgenosse gewesen war, in einem ganz andern Tone und mit Schonung, ja mit einer tiefgefühlten Ehrfurcht spricht. Eine schwere Anklage gegen ihn bildet, daß er den tugendhaftesten und den weisesten seiner Mitbürger, den Sokrates, so gehässig geschildert hat; vielleicht aber war es bloß poetische Willkühr, daß er den ersten besten berühmten Namen aufgriff, um unter demselben die Sophisten, die es allerdings verdienten, zu verspotten, und dem Volke so lächerlich und verabscheuungswerth darzustellen als möglich. Der Dichter verwechselte und vermengte vielleicht selbst, ohne es zu wollen, den Weisen, den sein Trieb nach Wahrheit Anfangs auch in ihre Schule führte, mit diesen Sophisten selbst, welche Sokrates studirt hatte, um sie zu

widerlegen, und deren Schule er nur besuchte, bis er ihre Leerheit erkannte und nun den Kampf gegen sie, und den Versuch begann, die Griechen auf einem ganz neuen Wege zur Wahrheit zurück zu führen.

Nicht bloß die Staaten und die Sitten der Griechen, sondern auch die redenden Künste, und alle durch die Rede wirkende und sich mittheilende Erkenntniß, und die allgemeine Denkart sind durch den sophistischen Geist vergiftet, verderbt, und durchaus zu Grunde gerichtet worden, bis Sokrates dem Strom des Verderbens entgegen trat und ihn hemmte, in so weit es noch möglich war. Dieser eifrige Freund und Erforscher der Wahrheit, ein Bürger von Athen, in den einfachsten und beschränktesten Verhältnissen lebend, und nur auf einen kleinen Kreis auserlesener Schüler und gleichgesinnter Freunde wirkend, hat dadurch für die Geistesbildung und Literatur der Griechen einen Einfluß erhalten, und eine Epoche in ihr gemacht, wie kaum der Gesetzgeber Solon vor, oder der Eroberer Alexander nach ihm. Um aber diesen denkwürdigen Kampf des Sokrates, die durch ihn erfolgte Wiedergeburt der Philosophie, und den von da an beginnenden neuen Aufschwung des griechischen Geistes deutlich vor Augen zu stellen, ist nothwendig, daß ich zuvor noch einen Blick rückwärts wende, auf die ältere Philosophie und den herrschenden Volksglauben der Griechen, so wie auf den Ursprung der zwischen beiden hervorkeimenden Sophistik. —

So ausgezeichnet die Griechen hervortreten in allem, was Kunst und Geistesbildung betrifft, in allem, was vom Menschen zur äußern Erscheinung und an die sinnliche Oberfläche gelangt; so läßt sich doch nicht läugnen, daß die, allen diesen zum Theil glänzenden und erfreulichen Erscheinungen zum Grunde liegenden Ansichten der Griechen von der Welt, vom

Menschen und von Gott viel zu materiell, ungenügend und mehrentheils verwerflich waren. — Die ältern Philosophen der griechischen Nation sind selbst dieser Meinung gewesen, indem sie den Homer und Hesiodus, als die allgemein bekanntesten und verbreitetsten Dichter und Hauptstifter der Götterlehre, eben wegen dieser dichterischen Götterlehre und der in ihren Werken und Liedern enthaltenen unwürdigen, irrigen und unsittlichen Vorstellungen von der Gottheit durchaus tadelten, und in den stärksten Ausdrücken mißbilligten und verdammten. Uns gelten jene Dichtungen nur als ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft zur Ergötzung und Erheiterung; sobald wir uns aber daran erinnern, daß diese Ansichten in dem Volksglauben als Wahrheiten galten, sobald wir an die Folgen denken, die daraus gezogen, an die Anwendungen, die davon gemacht wurden; so können wir bei aller Vorliebe für den Zauber der Darstellung in jenen alten Gedichten doch nicht umhin, den tadelnden und verdammenden Urtheilen der Philosophen einigermaßen beizustimmen. Wir fühlen und verstehen wenigstens den Grund ihrer Mißbilligung. Zwar mögen sie sich ihrer daher rührenden Feindschaft gegen die Dichtkunst zu sehr überlassen, und sich in ihrem Tadel viel zu allgemein ausgedrückt haben; wie denn überhaupt die Entwickelung des griechischen Geistes so mannigfaltig war, daß es schwer ist, irgend ein ganz allgemein geltendes Urtheil, besonders in den frühern Zeiten, zu fällen. So kann es zugegeben werden, ja es ist sehr wahrscheinlich, daß die ältern Gesänge vor Homer, jene Lieder, welche die Thaten des Herkules, die Kämpfe der Riesen, Götter und Helden, die Belagerung der Burg von Thebä durch die sieben Helden, besonders aber den wunderbaren Zug der Argonauten besangen, zum Theil eine viel tiefere Bedeutung hatten, auf eine viel höhere An-

ficht ſich gründen, als die ſpätern Heldengeſänge aus der trojaniſchen Zeit. Einiges darin mochte ſelbſt mit den aſiatiſchen Ueberlieferungen weit mehr übereinſtimmen als die ſpätere griechiſche Denkart, oder doch daran erinnern, wie, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die unter dem Namen des Heſiodus erhaltene ſchöne Dichtung von den Weltaltern, dem erſten goldenen, einer im Anfange vollkommnen Unſchuld, im ungeſtörten ſeligen Lebensgenuß, der noch mit den Göttern befreundeten und ſelbſt göttlich lebenden Menſchen; dem dann folgenden ſchlechtern Zeitalter, dem ehernen der Gewalt und rohen Heldenſtärke, und wie die Entartung immer tiefer ſinkt. In Rückſicht auf dieſe wahrſcheinlich tiefere und höhere Bedeutung der älteſten griechiſchen Dichtkunſt bleibt Orpheus ein, wenn gleich fabelhafter, doch auch für die Geſchichte nicht ſinn- und inhaltsleerer Name, als der eines Sängers, welcher die Geheimniſſe alter Ueberlieferung und heiliger Sinnbilder dem Volk in Heldengeſängen, wie ſie ſeiner Zeit angemeſſen waren, offenbarte und allgemein mittheilte. Wie dem aber auch ſei und in der älteſten Zeit geweſen ſein möge: in den homeriſchen Gedichten iſt dieſe tiefere Bedeutung ſchon faſt ganz erloſchen, und kaum mehr in einzelnen ſchwachen Spuren ſichtbar. In der dem Heſiodus beigelegten Theogonie, die doch ziemlich allgemeine Ausbreitung gehabt zu haben ſcheint, und als ein Maßſtab für die übrigen gelten kann, iſt die Bedeutung dagegen klar genug; aber ſie iſt ſehr materiell und ganz verwerflich. Die Welt iſt dieſer Anſicht zu Folge aus dem Chaos entſtanden. Aller unſchicklichen und widerſinnigen Vorſtellungen von den Göttern nicht zu gedenken, wird die Natur nur von der Seite ihrer unerſchöpflichen Fruchtbarkeit und Lebensfülle, unter mancherlei Sinnbildern aufgefaßt, die ſich eigentlich doch alle auflöſen in den Begriff eines unend-

lichen Thieres. Das Leben der Natur aber wird in dieser Ansicht der dichterischen Götterlehre aufgefaßt bloß als ein ewiger Wechsel von Liebe und Haß, Anziehung und Abstoßung, ohne Ahnung des höhern Geistes, der, wie er sich im Innern des Menschen vernehmen läßt, so auch aus der Natur wenigstens an einzelnen Stellen hervorbricht und emporleuchtet.

Es ist diese Götterlehre eigentlich ein entschiedener Materialismus, zwar noch nicht als System, als angebliche Wissenschaft und Philosophie, aber in dichterischer Einkleidung, und dem Volksglauben sich anschließend. — Vom Homer läßt sich dieß nicht sagen, wenigstens tritt eine solche durchaus materielle Ansicht in ihm nirgends deutlich hervor. Es ist vielmehr in seinem durchaus bloß menschlichen Gemälde, wo die Götter bloß als Gestalten der dichterischen Einbildungskraft erscheinen, fast gar keine Beziehung sichtbar auf das, was wir in einem philosophischen und allgemeinen Sinn Religion nennen würden, oder solche irrige Ansichten, die deren Stelle vertreten sollen. Es ist nicht Unglaube, Abläugnung oder eine verwerfliche materielle Auffassung dieser Verhältnisse, sondern vielmehr gänzliche Unwissenheit, und kindliche Unbefangenheit, aber doch eben wie bei Kindern, hier und da mit einem schönen Gefühl, mit einer glücklichen Ahnung und mit einem einzelnen Lichtblick verbunden. — Wir also würden nach unserer Ansicht die Götterlehre des Hesiodus, dem strengen und gerechten Tadel der alten Philosophen gern preis geben, vom Homer dagegen aber ungleich günstiger urtheilen. Doch läßt sich wohl erklären, was auch in seiner Götterlehre den spätern Sittenlehrern seines Volkes anstößig war, und nicht zu läugnen ist, daß gerade die Darstellung der Götter selbst in poetischer, noch mehr aber in moralischer Rücksicht die schwache Seite dieser Gedichte bildet. Wenn die homerischen Helden wenig-

stens an Kraft und Größe oft übermenschlich und göttlich erscheinen, so finden wir dagegen die homerischen Götter ungleich roher, den menschlichen Schwachheiten noch mehr unterworfen, und in jeder Hinsicht ungöttlicher als die Helden. Dieß ist leicht zu erklären, gerade weil der Charakter und die Handlungsweise der Götter mehr der alten Ueberlieferung und Bedeutung angehörten, als der veredelnden Einbildungskraft des Dichters. Alle Göttergestalten und Götterbegebenheiten des alten Volksglaubens hatten ursprünglich eine Bedeutung, meistens eine Naturbedeutung. Ein solcher naturbedeutender Gedanke, in eine Handlung von Menschengleichen Wesen eingekleidet, fiel sehr oft in das Widersinnige und anscheinend Unsittliche. Man erinnere sich nur an den seine Kinder selbst verzehrenden Saturnus oder Kronos. Eine, wenn man es menschlich und moralisch nimmt, gräßliche Vorstellung, womit doch nicht viel anders gemeint ist, als die ihre eigenen Geburten immer wieder selbst verschlingende Zeitlichkeit und Bildungskraft der Natur. Hesiodus ist voll von solchen Dichtungen und Vorstellungen, die, wenn sie nicht auf die Natur und ihren eigentlichen Sinn gedeutet werden, widersinnig, unschicklich und unsittlich ausfallen. Auf eine ähnliche Weise ist die symbolische Bedeutung, die ursprünglich fast allen Vorstellungen der alten Völker von ihren Gottheiten zu Grunde lag, auch in der bildenden Kunst der Schönheit nachtheilig. Nehmen wir z. B. die Vorstellung eines hundertarmigen Riesen, ein einfaches Sinnbild der Stärke und gewaltsamen Thätigkeit. In einem Gedichte, wie es sich denn auch bei dem Homer und Hesiodus findet, lassen wir es uns wohl gefallen, weil da das Bild doch in Gedanken nicht so deutlich ausgeführt wird; nun lasse man es aber durch die Sculptur zum dauernden Anblick ausführen, und es entstehen jene noch wohl jetzt

bei einigen asiatischen Völkern gebräuchlichen Götzenbilder, die uns durch das Ungeheure ihrer Mißgestalt abschrecken. Oder man nehme andere ähnliche Vorstellungen, die schon geistiger und edler sind, aber doch auch mit der Schönheit der Gestaltung nicht vereinbar. Man erinnere sich, wie die Indier ihren Begriff von der in einem Wesen verbundenen, schaffenden, erhaltenden, oder zerstörenden Gottheit in einer dreiköpfigen Gestalt darstellen. In einer ähnlichen, ebenfalls symbolischen Beziehung und Bedeutung wurden dem irdischen Brahma vier Gesichter, so wie dem altitalischen Janus zwei, gegeben. Alle diese Sinnbilder sind der Schönheit der Gestaltung ungünstig. Eben dadurch erhob sich die bildende Kunst bei den Griechen höher als bei den Aegyptern, weil sie diese alte Symbolik, in so weit sie zur Mißgestalt führte, immer mehr und mehr verließ, ohne doch alle Bedeutung und die Beziehung auf das Göttliche ganz zu verlieren. In der Poesie versuchten wohl auch einzelne Alles ins Edle verschönernde Dichter, wie besonders Pindar, was in den alten Göttersagen Rohes und das sittliche Gefühl Beleidigendes lag, zu verschleiern und zu mildern. Aber es konnte hier bei weitem nicht mit demselben Erfolge wie in der bildenden Kunst geschehen, indem die Dichtkunst der Alten ganz auf der Mythologie beruhete, diese zu verändern und umzugestalten aber nicht in der Willkür eines einzelnen Dichters lag. Daher selbst beim Homer, der doch die Götter am meisten bloß als Menschen darstellt, Spuren dieser Art sich finden. Ein Beispiel wird hinreichend sein, 12
dieses deutlich zu machen. Wenn Zeus in einem Ausbruch des Zornes den Göttern sagt, sie sollten eine Kette am Himmel befestigen, und sich alle daran hängen, sie würden ihn dennoch nicht von seinem Sitze bringen, ja er würde sie, wenn es ihm gefiele, wohl eher allesamt von der Erde zu sich hin-

auf ziehen; so erscheint dieses auf den ersten Blick als eine rohe und nicht angemessene Prahlerei. Es ist hier aber wohl ohne allen Zweifel, so wie es auch schon die Alten deuteten, etwas Allegorisches von der Verkettung aller Wesen gemeint. Noch deutlicher ist dieses in einer anderen Stelle, welche für das Gefühl beim ersten Anschein sehr beleidigend und widersinnig ist. Zeus droht der Juno abermals in einem solchen ihm nicht ungewöhnlichen Ausbruch von Zorn, sie solle sich erinnern, welche Strafe sie einst erlitten, weil sie seinen geliebten Sohn, den Herkules, zu verfolgen nicht aufgehört hatte. Zu Folge dieser Strafe ward die Königin des Himmels, welche die Alten meistens auf die Luft deuteten, vorgestellt, als mit gefesselten Händen von der Feste des Himmels herabhängend, an jedem Fuß mit einem Amboß belastet. Hierbei hat dem Dichter unstreitig nicht bloß ein allegorischer Gedanke vorgeschwebt, sondern wahrscheinlich hat ihm irgend ein bestimmtes hieroglyphisches Bildwerk im Gedächtniß vor Augen gestanden. Stellen solcher Art sind jedoch verhältnißmäßig selten im Homer, so daß manche Erklärer diese und ähnliche als unecht verwarfen, oder sie doch anders auszulegen suchten.

Gleichwohl waren es solche und ähnliche Vorstellungen, welche die Sittenlehrer anstößig fanden, und auf ihrem Standpuncte auch wohl finden mußten, und weßhalb sie den Homer und die Dichtkunst überhaupt verwarfen. Außer jenen aus einer ältern Zeit stammenden Ueberbleibseln einer kaum mehr verstandenen Symbolik, deren Deutung zum Theil schon verloren war, mußte die Götterlehre aber noch von einer andern Seite den Sittenlehrern anstößig werden. Bei der Gewohnheit der Alten, ihre edlen und berühmtesten Geschlechter von dem Stamme der Helden, diese aber von den Göttern abzuleiten, wurde besonders dem Vater der Götter eine so zahl-

reiche Nachkommenschaft von Heldensöhnen, und eine so große Anzahl von sterblichen Geliebten beigelegt, daß Ovid mehrere Gesänge und Bücher mit diesen Geschichten hat anfüllen können. Uns gilt das, wie schon erinnert worden, bloß als ein erlaubtes und ergötzliches Spiel der Einbildungskraft, und kaum sind wir, da wir es so nehmen, gewohnt, es einer ernsthaften Beurtheilung zu unterwerfen. Konnten aber wohl die alten Sittenlehrer Dichtungen, die doch allgemein geltender Volksglaube waren, so leicht nehmen? Ein Volksglauben, auf welchen die ganze Lebenseinrichtung, und die öffentliche Erziehung gegründet war, und wo die übeln sittlichen Anwendungen und Folgen, die dergleichen Vorstellungen hatten, überall einleuchten mußten!

In so weit läßt sich also der Tadel der alten Philosophie verstehen und rechtfertigen, wenn wir uns nur in den rechten Standpunct versetzen. Wir müssen für uns zweierlei in diesem Urtheil trennen: den Homer und die alte Mythologie überhaupt. Homer ist, trotz aller jener Mängel, die Quelle von so vielem Guten und Schönen für Griechenland und für ganz Europa gewesen und geworden, daß wir nicht umhin können, dem Solon und den Pisistratiden Dank dafür zu wissen, daß sie uns den Dichter erhalten haben, den die Philosophen, wenn ihre Meinung die allgemein herrschende geworden wäre, vielleicht vertilgt, oder doch verdrängt und in Vergessenheit gebracht haben würden. Von der griechischen Mythologie überhaupt aber und abgesehen von jenem ersten aller alten Dichter, kann man zugestehen, daß sie in den Zeiten, die uns historisch bekannt sind, tadelnswerth, nicht bloß gegen einzelne sittliche Begriffe anstoßend, sondern dem Innersten ihrer Ansicht nach materiell, durchaus verwerflich und ungöttlich war. Aber freilich haben diese Philosophen, welche die Dichter und ihre

Mythologie so hart tadelten und verdrängen wollten, vor Sokrates sich selbst nicht zur Gottheit, und die meisten nur kaum über eine etwas gedankenreichere Naturverehrung erhoben, und bald wurden aus den Philosophen Sophisten, gefährlicher für Staat und Sitten und verwerflicher an und für sich, als nur irgend die alten Dichter in ihrer Unschuld und Einfalt je gewesen waren.

So wie die Dichtkunst, so ist auch die Philosophie der Alten von den asiatischen Griechen ausgegangen. Derselbe Himmel, welcher den Homer und den Herodot erzeugte, hat auch die ersten und größten Philosophen hervorgebracht; nicht bloß den Thales und Heraklit, welche in ihrer Heimath die sogenannte jonische Schule stifteten, sondern auch die, welche in Groß-Griechenland, in dem südlichen Italien ihre Lehren verbreiteten, wie der Dichter Xenophanes und Pythagoras, der Stifter des großen Bundes. In der Kunst und Poesie sind wir schon gewohnt die Griechen zu bewundern; vielleicht hat sich aber ihr Geist in keinem andern Gebiete so thätig, erfinderisch und reich gezeigt, wie in dem der Philosophie. Selbst ihre Irrthümer sind lehrreich, weil sie überall Frucht des Selbstdenkens waren. Ihnen war kein gebahnter Weg der Wahrheit gegeben; sie mußten sich selbst überall den Weg bahnen und suchen, und können uns so am besten zeigen, wie weit der Mensch mit seinen natürlichen Kräften in der Erforschung der Wahrheit kommen kann. Ich widme dieser Philosophie noch einige wenige Worte.

Die jonischen Philosophen verehrten als die erste Grundkraft der Natur das eine oder das andere Element, Thales das Wasser, Heraklit das Feuer. Man darf nicht glauben, daß dieß ganz körperlich gemeint war. Sie erkannten, außer der das Wachsthum nährenden und verbindenden Kraft des

Wassers, in der Gestalt des Flüssigen auch das Princip einer steten Veränderlichkeit und Beweglichkeit der Natur. So war es auch nicht bloß das äußerlich sichtbare Feuer, was Heraklit als das Erste in der Natur aufstellte, sondern vorzüglich jene verborgene Wärme, jenes innere Feuer, welches die Alten als die eigentliche Lebenskraft alles Lebenden betrachteten. Heraklit, der Urheber dieser Lehre, hat vor allen Andern wohl besonders tiefe geistige Ansichten gehabt. Wie wenig aber der Geist dieser Denker sich noch ganz von den materiellen Banden los machen konnte, zeigt am besten das Beispiel des Anaxagoras. Denn wiewohl er als der Erste genannt wird, der vor Sokrates einen in der Natur und über die Natur waltenden und die Welt ordnenden Verstand anerkannte, so nahm er doch nachher, um die Welt zu erklären, wieder seine Zuflucht zu den kleinen einfachen Grundkörperchen, aus denen nach der Meinung des Materialismus alles zusammen gesetzt ist. Diese Lehre von den Atomen, aus deren mechanischem Zusammenfluß alles entstanden seyn soll, ward schon frühe bei den Griechen durch Leucipp und Demokrit in ein ausführliches System gebracht, und späterhin durch Epikur bei Griechen und Römern eben so allgemein herrschend, als sie es nur immer im achtzehnten Jahrhundert gewesen ist. Dieß ist der eigentliche Materialismus, welcher jeden Begriff von der Gottheit aufhebt.

Man darf nicht glauben, daß dieß bloße Speculationen waren, ohne Einfluß auf das Leben. Am auffallendsten zeigt sich das Mangelhafte des griechischen Volksglaubens, und ihrer ältern Philosophie vor Sokrates, wenn man das Auge auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele richtet. Die unbestimmte Schattenwelt des Volksglaubens und der Dichter war eben nur ein dichterischer Traum, der, sobald das Nach-

denken erwachte. in Zweifel, oder in entschiedenen Unglauben überging. In den Mysterien, oder geheimen Gesellschaften, welche, wie in Aegypten so auch in Griechenland, sehr weit ausgebreitet waren, scheint etwas mehr, und etwas Festeres von einem künftigen Leben gelehrt worden zu sein; es blieb aber in diesem engen Kreis eingeschlossen. Die früheren und späteren Philosophen, welche die Unsterblichkeit zu beweisen versuchten, hatten doch meistens nur die Unzerstörbarkeit der innern Grundkraft im Sinne, ohne persönliche Fortdauer. Diese und eine eigentliche Unsterblichkeit scheint vorzüglich Pythagoras gelehrt, und diese Lehre zuerst allgemein verbreitet zu haben. War auch dieser Wahrheit einiger Irrthum beigemischt, indem er sich die Unsterblichkeit wie mehrere orientalische Völker als Seelenwanderung dachte, so ragt er doch durch diesen einzigen Umstand über alle andern alten Philosophen der Griechen hervor, und erscheint dadurch als ein Verkünder der Wahrheit, und Wohlthäter seiner Nation. Aber sein Bund, der allerdings wohl nach politischer Herrschaft strebte, und dessen Absicht nicht ohne den gänzlichen Umsturz des alten Volksglaubens erreichbar gewesen wäre, ward gestürzt, und seitdem gerieth die Philosophie bis auf Sokrates immer mehr in Anarchie.

Der Widerspruch und die Seltsamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfsinn ersonnen und vertheidiget, mit dem höchsten Aufwand der Redekunst verbreitet wurden; der dadurch sich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflösung aller Grundsätze, haben sich kaum jemals in ihrem ganzen verderblichen Einflusse auf das Leben so gezeigt, wie damals. Die eine Klasse der ältern Philosophen stimmte bei mancher sonstigen Verschiedenheit nur darin überein, daß sie die Natur ganz allein von

Seiten ihrer steten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles sey in einem steten Flusse, sagten sie. Diese Behauptung aber trieben sie so weit, daß sie überhaupt gar nichts für bleibend und bestehend erkennen wollten; sie läugneten, daß es irgend ein solches Bestehende im Dasein, etwas durchaus Festes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe; d. h. mit andern Worten, sie läugneten nebst der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andre Parthei, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit fest hielt, verfiel in die ganz entgegenstehende Behauptung, indem sie die Möglichkeit der Bewegung, und das wirkliche Daseyn der Sinnenwelt durchaus läugnete, und diese Parodoxien mit der höchsten dialektischen Kunst durchzuführen suchte, wobei sie wenigstens in so fern ihren Zweck erreichten, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der ersten und größten dieser Sophisten eröffnete seine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt an und für sich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben sollte, dieselbe doch dem Menschen durchaus nicht erkennbar, und wenn sie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar sei. Der Zweifel möchte dem Denker leicht gestattet scheinen, wenn er nach redlichem Forschen zu dieser wenig erfreulichen Ueberzeugung gelangt wäre, und seine Zweifel für sich bewahrte. Allein jene Sophisten hatten Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer war auch jene Zweifelsucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wissen, behaupteten andre Sophisten, sie wüßten Alles, und seyen Meister jeder Kunst und jeder Kenntniß. Wenigstens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu

bringen, daß sie vermittelst einiger sophistischen Wendungen und Kunststücke andre Ungeübtere in Verwirrung setzen und verblenden konnten, und daß sie selbst im Stande zu sein glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wissen leicht und voreilig, viel besser als die Alten, die man verlachte, zu entscheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Uebung im Scharfsinn und in der Redekunst gelehrt, entgegenstehende Meinungen, nach Willkür die eine oder die andere, zu vertheidigen, sondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entschieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und seine Mitbürger zu täuschen. Es wurde gelehrt, daß es keine andre Tugend gebe als die Geschicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der sittlichen Grundsätze, durch die sich die Schwächern leiten und täuschen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern, oder die Willkür des Herrschers. Es wurde in diesen Schulen nicht nur des Volksglaubens gespottet, der bei aller seiner Mangelhaftigkeit doch bei vielen noch mit bessern und sittlichen Gefühlen zusammen hing, der also geschont werden mußte, so lange man nichts Besseres an dessen Stelle zu setzen hatte; es wurde nicht nur viel unter sich Streitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erste Ursache vorgetragen, sondern es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgerissen.

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin schon am Rande des Abgrundes einer zügellosen Volksherrschaft oder dem Spiel der Partheien hingegeben, durch Kriege geschwächt und zerrüttet, aus einer blutigen Revolution in die andre stürzend, immer tiefer in Anarchie versanken.

Unter diesem allgemeinen Atheismus erhob sich Sokrates, und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktische Weise: indem er zunächst die Sophisten bekämpfte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, dann aber das Gute und Schöne, das Edle und Vollkommne, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführt und von ihm kommt, in allen Gestalten den Menschen vor Augen stellte, und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der zweite Stifter und Wiederhersteller aller bessern und höhern Geistesbildung der Griechen, wurde aber selbst ein Opfer seines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod ist ein zu merkwürdiges Ereigniß in der Geschichte der Menschheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabei verweilen sollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und also eines Verbrechens gegen die alten, vom Staat anerkannten Götter des Volksglaubens schuldig sei, ist wohl in einem gewissen, für den Sokrates sehr ruhmvollen Sinn gegründet. Wäre die sokratische Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreise einiger auserlesenen Schüler, sondern in ganz Griechenland die herrschende geworden, so würde allerdings die gesammte alte Lebenseinrichtung und mit dieser gewiß auch ein großer Theil des Volksglaubens ganz von selbst weggefallen sein, oder hätte doch eine gänzliche Umgestaltung erfahren müssen. Dieß wohl fühlend mochten beschränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Haß auf den Sokrates geworfen haben, ihn sogar mit den andern Neuerern und Sophisten, denen er doch gerade entgegen arbeitete, vermengen; bei vielen aber war es gewiß nur ein Vorwand, und es lag der eigentliche Grund des Hasses in der politischen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte sich in allen Verhältnissen als ein vor-

trefflicher Bürger und muthvoller Patriot bewährt, aber er war ein erklärter Feind der Volksherrschaft, wenigstens waren es die meisten seiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, oft fast mit Partheilichkeit und Uebertreibung, die Verfassung von Sparta, überhaupt aber jede sich der Aristokratie nähernde vorziehen, konnte in Athen nicht anders als verhaßt und unnational erscheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrschaft, die aus Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle so tadelfreie und edle Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein Schüler des Sokrates gewesen; Kritias, einer von den Tyrannen, welche durch spartanischen Einfluß in Athen herrschten, nachdem dieses besiegt und fast ganz von Sparta abhängig geworden war. Dieses giebt ein alter Schriftsteller, vielleicht nicht mit Unrecht, als die Haupturſache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Ansicht gekommen sei, ist nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere Philosophie kannte er, ohne doch ganz von ihr befriedigt zu sein. Er berief sich in vielen Umständen seines Lebens auf einen Dämon, der ihn lenke; ob er hiermit bloß die innere Stimme des Gewissens, die Eingebungen und Entscheidungen seines denkenden und ahnenden Geistes, oder doch noch etwas anders gemeint habe, ist auch nicht ganz sicher zu entscheiden, eben so wenig wie seine eigentliche Denkart über den Volksglauben, ob er ihn ganz verworfen oder einiges Bessere daraus, es höher deutend, in der Seele festgehalten habe. Mit dem, was man in den geheimen Gesellschaften damaliger Zeit wußte, scheint er bekannt gewesen zu sein. Frei war er nicht von solchen Meinungen und Ansichten, welche die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde, eben so gut, wie jene allwissenden

und nichtsglaubenden Weisen, gegen die Sokrates stritt. Ein Beispiel mag vergönnt sein, wie sehr er auch in dieser Hinsicht oft verkannt ward, und unrichtig beurtheilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem letzten Gespräche, welches er vor dem Tode mit seinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu bestellen habe, antwortete: Nichts, als daß man dem Aesculap einen Hahn opfern solle. So habe er also, sagen seine Tadler, noch in dem letzten Augenblick seines Lebens dem Volksaberglauben, den er doch als nichtig habe erkennen müssen, gehuldigt, oder wenn es Spott gewesen, so sei auch dieser für einen solchen Augenblick wenig angemessen. Gleichwohl ist hier die Deutung leicht zu finden. Ein solches Opfer pflegten diejenigen dem Aeskulap zu bringen, welche von einer schweren Krankheit genesen waren. Es lag also dabei der Gedanke zum Grunde, welchen mehrere seiner Nachfolger schön entwickelt haben: daß dieses Leben keine andre Bestimmung habe, als sich auf ein höheres vorzubereiten, oder daß man, nach dem Ausdruck der Alten, sterben lerne. Uebrigens betrachtete Sokrates das Leben überhaupt, wie vielmehr aber in einem Zustande der Welt wie der damalige, nur als ein Gefängniß der bessern Seele, ja, als eine eigentliche Krankheit, von welcher der sonst so heitere Weise gern zufrieden war, durch den Tod, da es sich nun so fügte, befreit und geheilt zu werden. Das Leben freiwillig zu enden, hielt jedoch Sokrates, unter allen alten Philosophen wo nicht zuerst, doch am entschiedensten für durchaus unerlaubt, für einen Frevel gegen sich selbst und gegen Gott. Dem Gefängnisse und dem Tode entfliehen wollte er auf keine Weise. Er hätte es auch nicht gekonnt, ohne sich selbst, und der Würde seiner Sache viel zu vergeben, die jetzt, da er seinen Nachfolgern das große Beispiel von Standhaftigkeit zu-

rück ließ, durch seinen Tod beglaubigt, von der Nachwelt um so mehr als die Sache der Tugend und der Wahrheit verehrt und anerkannt ward.

Aus dem großen Reichthum der alten griechischen Philosophie habe ich nur einige Züge, um ein allgemeines Bild zu entwerfen, heraus heben dürfen; ich habe vorzüglich das gewählt, was für historisch gewiß gelten kann, was wegen seiner Beziehung auf das Leben am meisten allgemein merkwürdig schien und was sich durchaus klar machen ließ.

Ich kehre zurück zu einer kurzen Schilderung der ausgezeichnetsten Schriftsteller. Xenophon schließt sich durch seinen schönen Stil noch an die besten Autoren der alten Zeit an. Als Geschichtschreiber hat er vor dem Thucydides die größere Leichtigkeit und Klarheit, und eine ungesuchte Anmuth voraus. Weil ihm aber das Große und Gedankenreiche fehlt, dürften die meisten doch der Härte des Thucydides den Vorzug geben. Als philosophischer Darsteller in den sokratischen Gesprächen, steht er nicht bloß an Tiefe, sondern auch an Reichthum und Kunst weit unter dem Plato. Sein politischer Roman über das Leben des Cyrus verdient Erwähnung, als das einzige Werk dieser Art im Alterthum; doch ist diese Zwittergattung von Geschichte, Dichtung und Sittenlehre, ungeachtet alles Schönen im Einzelnen, im Ganzen nicht zur Nachahmung zu empfehlen.

Ungeachtet nun Xenophon und andre sokratische Schriftsteller im Stil wieder das Beispiel einer edlen Einfalt und wahren Schönheit aufstellten, blieb im Ganzen doch die sophistische Redekunst bei den Griechen allgemein herrschend. Isokrates kann uns ein Beispiel geben, wie weit diese Künstelei in Sprache und Ausdruck bei jenem geistreichen Volk getrieben ward, wobei sehr oft ganz ersonnene oder willkürliche

Gegenstände ohne Anwendung und Gehalt gewählt und allen andern vorgezogen wurden; denn Alles war nur abgesehen auf eine bloße Redeübung und geistreiche Spielerei. Es liegt immer etwas Künstlerisches in dieser Sorgfalt der Ausführung, wo jedes Wort nach Auswahl und Stellung, jede Sylbe nach ihrem Wohllaute und Verhältnisse abgewogen, eine Periode mit wiederholtem Fleiß immer mehr abgerundet, das Ganze unermüdlich geglättet ward. Für uns mag dieser Schmuck der Rede, diese Feile in der Ausführung sogar etwas Empfehlenswerthes haben, da wir uns meistens in dem entgegengesetzten Falle, und in dem Fehler einer sorglosen Vernachlässigung der Sprache befinden. Nur muß man diese Kunst nicht fühlen, was uns selbst bei Werken der bildenden Kunst störend ist. Und doch ist hier der Fall viel anders; man läßt es sich an dem todten Bildwerke viel eher gefallen, an das Künstliche der Arbeit erinnert zu werden; eine Schrift ist kein Schnitzwerk. Die Rede soll eben nicht bloß Kunst sein, sondern etwas Freies, lebendig und auf das Leben einwirkend.

Plato und Aristoteles, die ich hier bloß als Schriftsteller betrachte, bezeichnen zugleich den ganzen Umfang der griechischen Geistesbildung, und die größte Höhe und Tiefe, welche der griechische Geist je erreicht hat. Der erste hat die Philosophie ganz als Kunst behandelt, und darstellend vorgetragen; der andre als Wissenschaft im weitesten Sinne des Worts, indem er außer der Philosophie noch Naturkunde und Naturgeschichte, und auch Geschichte, Politik und Gelehrsamkeit umfaßte, und alles griechische Wissen in ein System brachte.

In den darstellenden und in den dichterischen Theilen seiner Dialogen, überhaupt in Sprache und Kunst ist Plato von den Alten durchaus für den Ersten von allen, die in Prosa geschrieben haben, geachtet worden. Was ihn besonders

auszeichnet, ist die große Mannigfaltigkeit, mit der seine Schreibart sich jedem Gegenstande anschließt, von den künstlichsten Abstractionen und Spitzfindigkeiten, in deren Labyrinthe er die Sophisten verfolgt, bis zu den poetischen, oft dithyrambisch kühnen Stellen, in denen er seine philosophischen Dichtungen und Mythen mittheilt. Auch als Werke der Darstellung gehören Phädon und die Republik zu dem Vortrefflichsten, was der griechische Geist hervorgebracht hat.

Diese beiden großen Geister, Plato und Aristoteles, haben zwei Jahrtausende hindurch auf den Gang des menschlichen Geistes in Asien und Europa einen fast unübersehbar großen Einfluß gehabt. Doch davon wird es zweckmäßiger sein, an einer andern Stelle zu reden. Als Schriftsteller hat Aristoteles den Charakter der Feinheit und Eleganz, der in seinem Zeitalter zu herrschen anfing. Während Plato als ein Urbild in Sprache und Kunst, und überhaupt als ein Inbegriff und höchster Gipfel griechischer und besonders attischer Geistesbildung galt, hatte Aristoteles auch auf Gelehrsamkeit, auf Entwicklung und Schärfung der Kritik, überhaupt aber auf alle Theile des historischen Wissens den entscheidendsten und vortheilhaftesten Einfluß. — Aristoteles nächster Nachfolger, der Charakterschilderer Theophrast, so wie die aus der Schule des Plato, waren noch Männer von allgemeiner Geistesbildung, und ihre Schriften waren in einem edlen und schönen Stil abgefaßt. Die später entstandenen philosophischen Secten zeichneten sich auch hierin sehr unvortheilhaft aus: die Anhänger des Epikur durch eine nachläßige, schleppende Schreibart, die Stoiker durch Schwulst und den barbarischen Wortkram einer neu sein sollenden Terminologie. Der allgemeine Verfall des Geistes fing an, sich auch in der Sprache deutlich zu verkündigen.

Die Wiederherstellung der Philosophie durch Sokrates erstreckte sich nicht auf das Ganze der griechischen Geistesbildung; sie wirkte zunächst nur auf Einzelne, die sich selbst immer mehr von dem Leben entfernten, und von aller Theilnahme und Gemeinschaft mit der tiefgesunkenen Nation zurückzogen. Auf die Poesie, zu der wir jetzt zurückkehren, hat sie fast gar keinen Einfluß haben können, da diese ganz auf der Mythologie, dem Volksglauben, der alten Sage und Lebenseinrichtung beruhte, und nachdem das nationale Leben zerstört und erloschen war, nur noch ein bloßer Nachklang der ehemaligen glücklichen Zeit erfinderischer Dichter sein konnte.

In der spätern Poesie der Griechen sehen wir daher nur das Bild eines fortgehenden Verfalls; doch ist auch dieser Zeitraum noch reich an einzelnen Schönheiten und hellen Spuren griechischer Bildung und griechischen Dichtergeistes.

Die ersten Spuren von dem Verfall der tragischen Kunst bemerkten wir schon im Euripides, so vortrefflich er auch in pathetischen Darstellungen, so reich er an einzelnen, besonders lyrischen Schönheiten ist. Es zeigt sich diese mindere Vollkommenheit des letzten unter den alten Tragikern, besonders in dem Mangel an Einheit und Zusammenhange in seinen Werken. Ich habe schon daran erinnert, wie die Tragödie der Alten ganz entstanden und hervorgegangen ist, aus jenen, den Griechen eigenthümlichen Chor- und Festgesängen von mythologischem Inhalt. Der Chor ist unzertrennlich von dem Wesen der alten Tragödie, die von ganz lyrischer Art und Beschaffenheit ist. Das haben auch unter den Neuern besonders die Dichter gefühlt, wenn sie diese Form nachbilden und sich aneignen wollten. Der vollendete Einklang und das angemessene Verhältniß zwischen dem Chorgesang und der dramatischen Handlung ist daher das wesentliche Erforderniß zur Vollkom-

menheit einer solchen Tragödie. Beim Sophokles ist beides ganz in Harmonie; beim Euripides schweift der Chor, als ob ihm seine Stelle nur des alten Rechts und der Gewohnheit wegen gelassen wäre, oft weit umher im ganzen Gebiete der Mythologie. So sind auch lyrische Schönheiten, die an sich vortrefflich und hinreißend sein mögen, und was der Dichter in der Schule der Sophisten gelernt hatte, so wie manche lange Reden nach der rhetorischen Kunst sehr oft zur Unzeit angebracht, wo sie nicht hingehören. Jetzt nachdem die Harmonie aufgelöst war und die lyrischen Bestandtheile nicht mehr in das Ganze eingriffen, erschien die Handlung, wie sie ehemals ein Trauerspiel ausfüllte, nun meistens arm und ungenügend. Um sie reichhaltiger zu machen, nahm der Dichter seine Zuflucht zu allerlei Verwickelungen, Ueberraschungen, verdoppelten Katastrophen, Intriguen, die mehr dem Lustspiel angehören, mit dem Wesen und der Würde des Trauerspiels aber nicht wohl vereinbar sind.

Der letzte Dichter, welcher in Athen das Leben auf eine neue und eigenthümliche Art darstellte, war Menander, der Stifter und Vollender des feinern Lustspiels, den wir aus den Nachbildungen oder Uebersetzungen des Terenz einigermaßen kennen lernen. So hatte die dramatische Dichtkunst, welche im Aeschylus mit dem heroisch Großen und Wunderbaren begann, nun die letzte Stufe erreicht; indem sie sich aus dem Dunkel und den großen Gestalten einer dichterischen Vergangenheit der Gegenwart immer mehr näherte, mit einer geistreichen Darstellung des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens endete, und nachdem alle die Gegenstände, die Charaktere, Situationen und Verwicklungen, welche dieses darbietet, auch erschöpft waren, ihre Laufbahn beschloß und ganz aufhörte. Ob eine Darstellung des wirklichen Lebens und der Gegenwart, ob das bür-

gerliche Luſtſpiel zur Poeſie gehöre, ward bei den Alten von vielen bezweifelt. Mehrere entſchieden dagegen, weil ihnen zur Poeſie außer der Verskunſt auch die Mythologie weſentlich ſchien. Nach unſerm Begriff von der Dichtkunſt kann die lebendige Darſtellung des Lebens auch ohne alles Wunderbare, und ohne alle eigentliche Dichtung, von dem Gebiete der Poeſie nicht ausgeſchloſſen werden. Die erſte und urſprüngliche Beſtimmung der Poeſie, wenn wir ſie auf den Menſchen und das Leben, und überhaupt darauf beziehen, was ſie eigentlich für eine Nation ſein ſoll, iſt es freilich, die einem Volke eigenthümlichen Erinnerungen und Sagen zu bewahren und zu verſchönern, und eine große Vergangenheit verherrlicht im Andenken zu erhalten; ſo wie es in den Heldengedichten geſchieht, wo das Wunderbare freien Raum hat, und der Dichter ſich an die Mythologie anſchließt. Die zweite Beſtimmung der Poeſie iſt es, ein klares und ſprechendes Gemälde des wirklichen Lebens uns vor Augen zu ſtellen. Es iſt dieß auch in andern Formen möglich; die dramatiſche Dichtkunſt aber kann es am lebendigſten. Nicht bloß die äußere Erſcheinung des Lebens allein ſoll die Poeſie darſtellen; ſie kann auch dazu dienen, das höhere Leben des innern Gefühls anzuregen. Das Weſen einer hierauf gerichteten Poeſie iſt eben die Begeiſterung, oder das höhere und ſchönere Gefühl, das in vielerlei Geſtalten ſich kund giebt, die aber, ſobald dieſe Richtung die überwiegende iſt, immer zur lyriſchen gehören.

Uns alſo beſteht das Weſen der Poeſie in der Dichtung, Darſtellung und Begeiſterung. In der Dichtung ſind die beiden andern Elemente, Darſtellung und Begeiſterung, vollſtändig vereint; aber auch ohne eigentliche Dichtung, und ohne alles Wunderbare, kann ein Werk des Geiſtes und der Rede durch

Darstellung oder Begeisterung allein poetisch sein, und genannt zu werden verdienen.

Wenn wir mit Menander, dem letzten Original-Dichter Athens, der das Leben darstellte, und auf das Leben Einfluß hatte, die Epoche der attischen Geistesbildung beschließen, so nimmt dieselbe, von Solon an zu rechnen, einen Zeitraum von gerade drei Jahrhunderten ein.

Die Dichter, welche nachher in dem nun durch Alexanders Eroberungen erweiterten Griechenlande noch auftraten, besonders an dem Hof der Ptolemäer sich versammelten, sind höchstens als eine Nachlese der ältern Poesie der Griechen zu schätzen. — Für die Sprache, Erhaltung und Erklärung ihrer Denkmale, überhaupt für Gelehrsamkeit und Kritik, hatten diese Hofgelehrten, Mitglieder von Akademien und Bibliothekare zu Alexandrien sehr große Verdienste. Sonst haben sie den gewöhnlichen Fehler gelehrter Dichter, Künstelei im Ausdruck, nur selten vermieden; manche sind absichtlich dunkel. Diejenigen, welche sich der epischen Dichtkunst, oder überhaupt den mythologischen Gegenständen widmeten, trugen wenigstens bei, die alte Poesie zu erhalten und auf die Nachwelt zu bringen. So mag es uns bei dem Verlust so vieler andern ältern Dichter angenehm sein, die schöne Fabel von dem ritterlichen Zuge der Argonauten, wenigstens in der Behandlung eines zierlichen Dichters aus diesem Zeitalter, des Apollonius, zu besitzen. Bei dem großen Reichthum an alten Gedichten, welchen diese Alexandriner vor sich hatten, kann es leicht geschehen sein, daß sie in den Zusammenhang der alten Sage, und den eigentlichen Sinn der Mythologie tiefer eindrangen, als die darstellenden Sänger der blühenden Zeit. Von dieser Seite mag besonders Kallimachus sehr ausgezeichnet erscheinen, als Kenner und Bearbeiter der alten Sagen, als dichtender Mytho-

log, und als solcher nicht ohne eignen Dichtergeist; daß es ihm an diesem überhaupt nicht fehlte, dafür zeugt der feurige Properz, der besonders ihm in der Elegie unter den Römern nachfolgte. — Oft behandelte man jetzt die mythologischen Gegenstände rubrikenweise, indem man alle Dichtungen ähnlicher Art zusammennahm; da ist denn gar keine poetische Einheit des Ganzen mehr vorhanden, oder sie wird wie in Ovids Metamorphosen durch künstliche Uebergänge und eine unnatürliche Verflechtung herbeigeführt.

a Es ist überhaupt der Gang der Poesie in ihrem Verfall, daß sie sich immer mehr absondert und vereinzelt, und auf Gegenstände verfällt, die der Poesie eigentlich fremd sind. Daß die wissenschaftliche Astronomie unter diese Gegenstände gehört, daß ein Abschnitt aus der Botanik oder eine Reihe von medicinischen Vorschriften, darum weil sie in Versen abgefaßt sind, noch nicht zur Poesie gehören; daß diese ganze Form des sogenannten Lehrgedichts, welche wir von den Alexandrinern überkommen haben, eine verfehlte Form falscher Kunst und Künstelei ist, bedarf wohl eigentlich keines ausführlichen Beweises. Die Neuern hätten diese Form um so weniger annehmen und nachahmen sollen, weil sie hierin doch den Griechen weit nachstehen, und viele Vortheile, durch welche jene begünstigt wurden, ganz entbehren müssen. Zuerst waren in älterer Zeit bei den Griechen allerdings Lehrgedichte über eine Menge ganz wissenschaftlicher Gegenstände abgefaßt worden, nicht um seine Dichterkunst an einem schwierigen und ungünstigen Stoff zu zeigen, sondern zu wirklichen Lehren, weil die Prosa entweder noch gar nicht vorhanden, für den Zweck und Gegenstand nicht entwickelt genug, oder doch dem Verfasser nicht so geläufig war, als der Hexameter. Also war das Lehrgedicht bei den Griechen ur-

sprünglich doch natürlich entstanden, aus einem wahren Bedürfniß ihrer Geistesart und Geistesbildung hervorgegangen. Dieses mußte selbst dem spätern künstlichen Lehrgedicht zu gute kommen. Außerdem bevölkert die Mythologie die ganze sichtbare Welt mit ihren Gestalten und reizenden Fabeln; so daß gar kein Gegenstand erdacht werden mag, der nicht überall mit jenen Dichtungen in Beziehung steht, und also noch in das eigentliche Gebiet der alten Poesie eingreift. Selbst bei einem medicinischen oder botanischen Stoff boten sich dem Dichter überall Gelegenheiten in Menge dar, einzelne poetische Züge aus der Fabelwelt zu entlehnen, und ganz ungezwungen dergleichen Episoden zu finden, welche doch den eigentlichen Reiz dieser Gedichte ausmachen, und welche der Neuere erst sehr mühsam zusammensuchen, und oft weither entlehnen muß.

Nur eine poetische Gattung dieser spätern Zeit ist uns anziehender, weil sie nicht bloß Kunst und Nachahmung ist, sondern das Leben von einer eigenthümlichen Seite auffaßt und darstellt. Ich meine die bukolischen Lieder und Hirtengedichte; die Idyllen des Theokrit und andrer Alten. Das Landleben hat schon an sich viel Poetisches; es ist aber auch hier nicht abzusehen, warum diese eine Seite grade abgesondert und allein herausgehoben werden soll aus dem großen und allgemeinen Welt- und Lebensgemälde, welches die Poesie uns aufstellen soll. Man erinnere sich nur an solche Stellen in den Heldengedichten der Alten, oder auch in den Rittergedichten der Neuern, wo die Einfalt und die schuldlose Ruhe des friedlichen Landlebens grade im Gegensatz mit dem unruhigen Umhertreiben in den Gefahren des Krieges und der Helden nur um desto rührender auffällt. Da erscheint Alles in seinem wahren und natürlichen Zusammenhange und Verhältniß, und es bleibt ein großes und allgemeines Gemälde der Welt und

des Lebens. Die Absonderung der ländlichen Darstellung in der Poesie als eine eigne Gattung, führt den Dichter leicht zu Wiederholungen, oder um nicht zu ermüden, und wenn er seine Vorgänger überbieten will, auch wohl zu Uebertreibungen. Sonderbar ist es, daß diese Gattung besonders in den spätern Zeiten der gesellschaftlichen Verfeinerung hervorzutreten und beliebt zu sein pflegt. Es ist auch in der Poesie nicht selten der Ueberdruß an der städtischen Verfeinerung, welcher uns zur Natur zurück, und auf das Land hinaus treibt. Die meisten Idyllen verrathen diesen Ursprung, und es ist oft nur allzu leicht gewahr zu werden, daß es Herren und Frauen aus der Stadt sind, die sich auf das Land begeben, sich in Hirten und Hirtinnen verkleidet haben. Im Theokrit, und in der bukolischen Sammlung der Alten sind allerdings einige wahre Land-, Volks- und ungeschminkte Naturlieder der Hirten. Doch findet sich auch hier vieles, was durch die Zierlichkeit der Sprache und durch das Spiel des Witzes an die Verfeinerung der Kunst, oder an die Verführungen der Stadt und die Schmeichelei der Höfe erinnert. Ueberhaupt war die alte Idylle nur das, was das Wort sagt: ein Bildchen, ein kleines poetisches Gemälde, oft aus dem Leben, oft auch aus der Mythologie entlehnt, meistens immer aber erotischen Inhalts. So zerstreute, versplitterte und vereinzelte sich jetzt die Poesie; sie nahm immer mehr eine diminutive Gestalt an, und bestand zuletzt ganz und gar aus solchen kleinen poetischen Gemälden, Bildchen und Blumen, einzelnen Sinngedichten und Blumenkränzen oder Anthologien; d. h. Auswahlen und Sammlungen der anziehendsten und geistvollsten poetischen Tändeleien aller Art.

Dritte Vorlesung.

Rückblick. Einfluß der Griechen auf die Römer, und Abriß der römischen Literatur.

Nachdem die Griechen aufgehört hatten eine Nation zu sein, zog sich ihre Literatur immer mehr von dem Leben zurück. Zuerst und am meisten geschah dieß mit der Philosophie, deren wissenschaftliche Ansicht mit dem bestehenden Volksglauben im Streit, deren hohe Ideen auf den Zustand der so tief gesunkenen Nation nun gar nicht anwendbar waren. Das historische Wissen wurde freilich vielfach erweitert, Sprache und Literatur erst jetzt recht wissenschaftlich begründet, und allgemein bearbeitet und verbreitet. Aber die große alte Behandlung, der freie Geist fehlte. Die Redekunst stand immer noch hoch in der allgemeinen Achtung, und war mehr als je der Hauptgegenstand der Erziehung. Wenn aber schon in den ältern, bessern Zeiten oft ein spielender und sophistischer Gebrauch von dieser Kunst gemacht worden war, wie viel mehr mußte dieß jetzt der Fall sein, da die wahre und freie Staatsberedsamkeit gar nicht mehr anwendbar, der allgemeine Sinn selbst in der Sprache entartet war. Auch die Poesie, von welcher alle Bildung der Griechen zuerst ausging, war jetzt mehr und mehr eine bloß gelehrte Kunst geworden; sie konnte dem allgemeinen Loose der Entartung nicht entgehen. Das

Schicksal der bildenden Kunst war wohl günstiger, vielleicht deswegen, weil sie vom Leben nicht so abhängig ist. Der Künstler arbeitet in seiner Werkstätte ruhig nach den alten großen Ideen fort, wie sehr auch die Staaten zerrüttet, der Zustand der Dinge verändert sein möge. Und wenn auch hier die Entartung der Sitten eine Verweichlichung und Verwirrung des Geschmacks zur Folge hatte, so war doch das Verderben nicht so allgemein. Es ist nicht zu bezweifeln, daß mehrere Werke der alten Sculptur und Baukunst von hoher Schönheit und Vollkommenheit noch aus Zeiten herrühren, in welchen die Dichtkunst und die Redekunst schon durchaus und ganz in Verfall waren. Auch in solchen Wissenschaften, welche von dem öffentlichen Leben sehr abgesondert, von dem bürgerlichen und sittlichen Zustande einer Nation unabhängig sind, zeigte sich jetzt noch der erfinderische Geist der Griechen glänzend und in seiner Kraft. In der Mathematik haben sie, bei dem Mangel so vieler uns jetzt unentbehrlich scheinenden Werkzeuge und Hülfsmittel, den Anfang gemacht zu einer wissenschaftlichen Erdmessung und Sternkunde, wobei die schon früher, wie behauptet wird, den Pythagoräern nicht ganz unbekannte Vorstellung von dem wahren Weltsystem wenigstens von einigen eingesehen und angenommen wurde. Die bewunderungswürdige Kenntniß und Geschicklichkeit des Archimedes flößte auch den Römern Erstaunen ein, und mit ihrer unbequemen Zahlenbezeichnung nach Buchstaben, ohne Kenntniß der Decimalzahlen, brachten die Griechen im Euklides einen Schriftsteller in der Geometrie hervor, der noch jetzt den Kennern dieser Wissenschaft für classisch gilt. Die Medicin, von Alters her viel geübt bei den Griechen, ward jetzt eine ihrer Hauptbeschäftigungen, und gab ihrem Scharfsinn, ihrem Erfindungsgeist und ihrer Systemsucht einen weiten Spielraum.

Auch durch diese Kenntnisse, nicht durch ihre Literatur allein, als Rhetoren und Sprachlehrer, aber auch als Künstler, Mathematiker und Aerzte, empfahlen sich die Griechen den Römern, als diese nach der Eroberung von Tarent, des untern Italiens und Siciliens in die griechische Welt eingetreten waren, und wurden bald den Siegern unentbehrlich, so sehr diese sich Anfangs der unvermeidlichen Einwirkung entgegensetzten. Zweimal wurden die griechischen Philosophen und Rhetoren durch einen Beschluß des Senats aus Rom vertrieben, und der alte Cato, der unversöhnliche Feind aller griechischen Künste, wollte selbst ihre Aerzte, die sich häufig bei den Römern einfanden, nicht dulden, schilderte sie als Betrüger, welche die Kranken eher um das Leben brächten und empfahl, wie bei den altrömischen Sitten und Gesinnungen, so auch in diesem Stücke bei den aus der guten alten Zeit sich herschreibenden Gewohnheiten und Hausmitteln, zu bleiben. Wie unentbehrlich aber besonders die Rhetoren und Lehrmeister in der griechischen Sprache und Kunst den Römern waren, sieht man schon aus dem wiederholten Befehle der Vertreibung, welcher zum Beweise dient, daß der erste nicht lange war gehalten worden. Auch ist es aus der Lage der Sache leicht zu erklären. Die griechische Sprache war damals die allgemein herrschende der ganzen gebildeten Welt. In dem entferntesten Asien wurden Homers Gedichte gelesen, selbst die Indier sind wahrscheinlich nicht ohne alle Kenntniß von der griechischen Literatur geblieben, und im äußersten Westen schrieben die Karthager ihre Entdeckungsreisen, so wie der punische Hannibal die Geschichte seiner Kriege, in griechischer Sprache nieder. Nach der Eroberung des südlichen Italiens und Siciliens, deren Landessprache damals größtentheils noch die griechische Sprache war, und nach der allmäligen Besitzergreifung von

Macedonien und Achaja, mußte die Kenntniß dieser allgemeinen Sprache den Römern immer nothwendiger werden, besonders durch so viele historische Werke der Griechen über alle die Länder und Völker, mit welchen die Eroberer jetzt in ihrem erweiterten Wirkungskreise in Verhältniß kamen. Es wählten daher selbst die Römer, welche in diesem Zeitraume die Geschichte ihres Volks zu schreiben anfingen, die griechische Sprache, und der Grieche Polybius, der als Geißel nach Rom geführt worden war, war es, der zuerst die große Nation in einem ausführlichen Werke, welches wenigstens im politischen Gehalt classisch für alle folgende Zeiten geblieben ist, der Welt darstellte und bekannt machte. Ein gefangener Grieche aus Tarent, Livius Andronicus, welcher der lateinischen Sprache kundig war, gab den Römern zuerst die Odyssee, noch in rauhen Landes=Versen zu hören uud zu lesen, und machte sie durch Uebersetzungen mit den Vergnügungen des Theaters, und mit dem dramatischen Reichthum der Griechen bekannt. Am meisten jedoch war es der mit der Erlernung der Sprache selbst verbundene Unterricht in der griechischen Redekunst, was bei den vornehmen Römern, uud durch diese mehr und mehr bei der ganzen Nation, die griechische Bildung überhaupt beliebt machte. Auch in Rom war die Beredsamkeit in Staatsangelegenheiten von großem, oft Alles entscheidendem Einfluß, und je unruhiger die Zeiten seit Gracchus wurden, desto mehr bedurfte der Ehrgeiz zum Werkzeuge einer Kunst, die eben deßwegen den altrömisch Gesinnten als eine staatsgefährliche, und selbst für die Denkart nachtheilig wirkende Sophistik erschien.

Die spätere römische Geistesbildung hat diesen Ursprung nie verläugnen können, nnd man ist schon gewohnt zu wieder=

holen, daß die Römer in der Literatur bloße Nachahmer der Griechen seien.

Daß diese Nationen, welche später in die Weltgeschichte und in die allgemeine Entwicklung der Menschheit eingreifen, einen großen Theil ihrer Geistescultur von den früher gebildeten Nationen als ein Erbtheil empfangen, das ist unvermeidlich; an sich also kein Vorwurf. Es wäre widersinnig, nach der Idee eines geschlossenen Handelsstaates, auch in die Literatur den Grundsatz einer abgeschlossenen und isolirten Nationalbildung einführen zu wollen. Wenn die Aneignung selbstständig ist, wenn nur das Eigne und Eigenthümliche in Geist und Sprache, in der Sage und Denkart eines Volks nicht über der fremden Bildung verloren geht und vergessen wird, so ist diese selbst nicht tadelnswerth. Kenntnisse sind an sich ein Eigenthum aller Nationen; der Geist eines Dichters oder lehrenden Schriftstellers, der auf sein Volk wirken will, wird erhoben und bereichert durch den Anblick der hohen Stufe und Vollkommenheit, zu welcher Kunst und Nachdenken, Geist und Sprache auch bei andern Völkern sich empor gehoben haben. Nur diejenige Nachahmung ist todt, welche statt der allgemeinen Erweiterung und Belebung des Geistes, bloß einzelnen Kunstformen einer fremden Nation, die selten ganz für eine andre passen, ängstlich nachstrebt, und durch Kunst erzwingen will, was doch niemals recht gedeiht, wo es nicht mehr an seiner natürlichen Stelle ist.

Beide Fehler treffen einigermaßen die römische Literatur; sowohl der Vorwurf, die eigene, alte, vaterländische Nationalsage vernachlässigt zu haben, als jener Irrthum der vergeblichen Nachkünstelung fremder Formen, welche ihrem ursprünglichen Boden entrissen, meistens unwirksam, todt und kalt er-

scheinen, oder doch nur ein kümmerliches Leben, wie Pflanzen im Treibhause sich erfristen.

Dennoch ist ein Charakter in der römischen Literatur, wodurch sie sogar gegen die ihr sonst so überlegne griechische Geistesbildung, die ihr Vorbild und Quelle war, mit einer eigenthümlichen Würde und Bedeutung auftreten darf. Dieser ihr Werth gehört nun ganz der Nation an und Rom, jenem großen Mittelpunkt der alten und der neuen Weltgeschichte.

So wie der bildende Künstler von einer ihm inwohnenden großen Idee ganz begeistert sein muß, und davon erfüllt ist; eine Idee, über die er alles Andre vergißt, in welcher allein er lebt, und von der alle seine Werke nur durch die Ausführung verschiedene Versuche und Wege sind, um jene innere hohe Idee auszudrücken, sichtbar zu machen und Allen darzustellen; eben so ist auch der wahre Dichter, und jeder große erfindende Schriftsteller von einer solchen, ihm ganz eignen Idee erfüllt, die für ihn der Mittelpunkt wird, worauf sich Alles bei ihm richtet, worauf er Alles bezieht und wovon die besondere Kunstform, worin er sie darzustellen versucht, nur der äußere Abdruck ist. Das ist es, was die Griechen vor den Römern auszeichnet. Vergleiche man die großen Dichter der blühenden Zeit, den Aeschylus, Pindar, Sophokles; oder den patriotischen Volksdichter Aristophanes, den Redner Demosthenes, die beiden, welche die ersten sind in der Geschichtschreibung, Herodot und Thukydides; oder die höchsten Denker, Plato und Aristoteles. Jeder von diesen hat seine ihm eigenthümliche Idee, die ihm Alles gilt, und in allen seinen Hervorbringungen sich abspiegelt. Daher finden wir bei einem jeden dieser großen Schriftsteller einen andern und eignen Geistesweg des Nachdenkens, eine eigne Art der Darstellung und eigne Form der Kunst, ja selbst in Stil und Sprache

ist es bei jedem dieser ersten Autoren, als ob man in eine ganz neue Welt träte. So reich und mannigfaltig war die griechische Bildung, und diesen großen Originalgeist suchen wir vergeblich in den römischen Schriftstellern. Aber es ist etwas in ihnen, was einen Ersatz dafür giebt, auch eine hohe große Idee; keine, die den Einzelnen eigenthümlich, sondern die ihnen allen gemein ist: die Idee von Rom. Dieses Rom, so bewundernswürdig in seiner alten Sitten- und Gesetzesstrenge, gewiß auch in seinen Verirrungen, und ewig denkwürdig in seiner Weltherrschaft. Das ist der Geist, der aus allen römischen Schriften athmet, das giebt ihnen eine Hoheit, unabhängig von aller Griechenkunst und Künstelei, die sie oft unglücklich genug nachahmten.

Die Größe und das alles beherrschende Leben des Staats, und die Geisteskraft und Kühnheit der Einzelnen stehen einander in der Wirklichkeit einigermaßen entgegen, ungeachtet es ein natürlicher und gerechter Wunsch wäre, beide Vorzüge in gleichem Maße vereint zu sehen. Wie aber die Dinge meistens sind, kann in einem Staate, wo die eine Idee des Vaterlandes, seiner Größe und seines Ruhms Alles bestimmt, und nichts wäre, was nicht davon durchdrungen ist, eine griechische Mannigfaltigkeit der Geistesentwickelung kaum statt finden. Athen mußte so frei sein, als es war, zu frei oft für die bürgerliche Ruhe, wenn Alles in Kunst und Geist da so aufblühen sollte, wie es aufgeblüht ist. Sparta der einzige als Staat gut und kraftvoll eingerichtete, nicht bloß vorübergehend herrschende, sondern dauerhafte, gesunde und starke Staat in Griechenland, erkaufte diesen Vorzug durch eine auf diesen Zweck berechnete Beschränkung der Denkart und der Sitten, des forschenden und selbst des dichtenden Geistes.

Ich mache die Anwendung auf das Einzelne. Haben

Cäsar oder auch Cicero, als Schriftsteller nicht etwas voraus vor den Rhetoren, den Grammatikern, den Philosophen und Sophisten, bei denen sie, was Sprache und Redekunst, und die Wege des Nachdenkens betrifft, allerdings in die Schule gingen, und denen sie an Scharfsinn und wissenschaftlicher Kenntniß in diesen geistigen Uebungen unstreitig sehr weit nachstehen? Ein Jeder fühlt es wohl, daß hier, wie in allen großen römischen Werken, noch ein andrer Geist weht als der der entarteten griechischen Sophisten-Künste der spätern Zeit; aber es ist nicht das Genie, es ist nicht der individuelle Geist dieser Schriftsteller, sondern jene Idee des Vaterlandes, jenes in der Welt einzige Rom ist es, was sie, obwohl in sehr verschiedener Ansicht, Alle beseelte, und wie der unsichtbare Lebensgeist dieser Schriften überall durchschimmert.

Daß die Römer Alles von den Griechen erlernt und entlehnt, und nie irgend etwas ursprünglich und von alter Zeit her Eigenes gehabt hätten, ist so wenig gegründet, daß vielmehr durch die übermächtige Einwirkung der fremden Geistesbildung die gesammte alte, dem römischen Volke eigne Heldensage und Dichtkunst, die jener Erlernung nnd Nachahmung des Griechischen lange voran ging, bis auf einige wenige, aus wahrer Poesie in eine halb fabelhafte Geschichte übertragne Ueberbleibsel, eben durch jene ausländische Bildung zu Grunde gegangen ist. In mehreren mit den altrömischen Gebräuchen und Lebenseinrichtungen am meisten bekannten Schriftstellern werden mehrmals alte Lieder erwähnt, welche die Thaten der Vorfahren erzählten, und an den Festen und bei den Gastmahlen der Edlen abgesungen wurden. Historische Heldengedichte waren es also, in welchen das Vaterlandsgefühl und der Dichtergeist der Römer sich aussprach, ehe sie bei den Griechen in die Lehre gegangen waren, um da die sophisti-

sche Redekunst und eine gelehrtere, nun auch in Prosodie und Sprache ungleich kunstreichere und geregelte Poesie zu erlernen. Fragt man nun, welches die Gegenstände dieser altrömischen Heldengesänge sein konnten, so giebt die Geschichte selbst darüber leicht Antwort. Nicht bloß die fabelhafte Geburt und Schicksale des Romulus, der Raub der Sabinischen Frauen, sondern auch der poetische Kampf der drei Horatier und Curiatier, dann wieder der Uebermuth des Tarquinius, das Unglück und der Tod der Lucretia, die Rache und Befreiung durch Brutus; Porsennas wunderbarer Krieg, nebst der Standhaftigkeit des Scävola, späterhin noch die Verbannung des Coriolan, sein Kampf gegen die Vaterstadt, und wie endlich in dem innern Zwiespalt seiner Heldenseele die Gegenwart der Mutter und der Gedanke an Rom gesiegt; alle diese angeblichen Geschichten erscheinen dem prüfenden Auge, sobald man den rechten Standpunkt gefaßt hat, sofort als altrömische Heldensagen und Dichtungen, die als solche von hohem Werthe sind, so wenig der Geschichtsforscher, wenn er sie bloß historisch nimmt, die vielen innern Widersprüche zu erklären oder zu rechtfertigen weiß. Daß dem also sei, daß vieles, was diesen alten Gesängen angehört, in den frühesten Epochen Roms, unter falscher historischer Einkleidung noch vorhanden, daß besonders aus dem Livius der Geist und die Kraft jener alten Lieder am vernehmlichsten noch hervorhalle, das hatten schon mehrere vermuthet. Einem gelehrten Forscher unserer Zeit, Herrn Niebuhr, bleibt das Verdienst, daß er die genauere Sonderung und Sichtung bis ins Einzelne unternommen, und größtententheils befriedigend durchgeführt hat. Wir verlieren durch diese Kritik ein Stück, bisher auf Glauben als Thatsache angenommene sogenannte Geschichte, die doch immer als schwierig, zweifelhaft und widersprechend auffallen

mußte, und gewinnen dagegen einen Nachhall wenigstens von der einheimischen Römersage. Es wurden diese historischen Helden=Abenteuer, ehe griechische Verskunst und Verskünstelei die Ohren von dem Klange der vaterländischen Lieder entwöhnte, in jenen einfachen Versen abgesungen, welche man in Italien nach der alten Zeit saturnisch nannte, und die bis auf den Schmuck des Reims, den sie entbehrten, den noch ungeregelten sogenannten Alexandrinern nicht unähnlich waren, deren fast alle Nationen Europa's im Mittelalter sich bedienten.

Auch im Inhalt waren diese altrömischen Heldenlieder bei manchen hohen Zügen, wenn wir nach dem urtheilen, was davon in angeblicher Geschichte übertragen noch vorhanden ist, von einem patriotischen, ganz auf die Vaterstadt beschränkten, und bei einzelnen wunderbaren und fabelhaften Einmischungen doch an das Historische sich annähernden Geiste und Charakter. So ist es wohl begreiflich, daß die bezaubernde Mannigfaltigkeit der Odyssee und die Fülle des Wohllauts in dem Wogenspiele des griechischen Hexameters Ohr und Seele der Römer ganz gewonnen, und sie von ihrem vaterländischen Gesange abwendig gemacht hat.

Es lag aber noch ein andrer Grund, der die Römer von ihrer alten Heldensage abwendig machen, und sie so weit in Vergessenheit bringen mußte, daß sie endlich nur in der ganz verstümmelten Form einer halb fabelhaften, unzusammenhängenden Chronik übrig blieb, in Roms eigner Geschichte und den spätern Weltverhältnissen. Die letzte Heldengestalt der alten römischen Geschichte, welche noch zum großen Theil der Sage angehört und der Dichtkunst, und unstreitig in Liedern verherrlicht auf die Nachwelt gekommen, ist Camillus, der das von den Galliern eroberte Rom befreite. Mit dieser Befreiung

beginnt die historische Zeit Roms. In der gallischen Verwüstung mochten die Denkmale größtentheils zu Grunde gegangen sein; alles Aeltere ist ungewiß und zweifelhaft, oder doch, wenn auch Einzelnes als Thatsache bleibt, mit Fabeln vermischt. Von da begann Roms Größe, die sich zuerst entwickelte in dem samnitischen Krieg. Dieses ist auch geschichtlich die eigentliche Heldenzeit des römischen Volks, während welcher höchst wahrscheinlich jene alten Heldenlieder, deren Cato und Cicero erwähnen, und so wie sie Ennius und auch noch Livius vor Augen hatte, abgefaßt sein mögen. Dieser historischen Heldenzeit römischer Kraft und Tugend lagen die alten Sagen, von den Königen und Helden, und dann von den Befreiern und andern Schicksalen der herrlichen Stadt noch nahe genug, um lebendig gefühlt zu werden. Als aber Tarent, Italien und Sicilien, Macedonien und Karthago, Hispanien und Achaja besiegt und unterjocht worden, was für ein Verhältniß war da noch zwischen dem alten kleinen Rom, das mit den Sabinern Fehde hatte, oder zehn Jahre, wie einst die Griechen an Troja's Mauern, vor der Burg von Veji gelagert war, und dem jetzigen zur Weltherrschaft schon wie vorher bestimmten und unaufhaltsam vordringenden Rom! Die Griechen waren selbst in den ältesten Zeiten eine zahlreiche, in viele Stämme und Völkerschaften verbreitete Nation gewesen. Rom, ursprünglich nur eine Stadt, war durch einverleibte Länder und Völker Italiens erst eine Macht, bald ein welterobernder Reich geworden.

So lag es also in der Natur der Sache, und in dem unvermeidlichen Gange der Begebenheiten, daß die alte vaterländische Heldensage immer mehr in das Dunkel zurück trat, wenigstens nicht weiter in mannigfaltiger Darstellung verschönert und entfaltet, daß griechische Geistesbildung und Dicht-

kunst statt dessen bei den Römern allgemein herrschend wurde. Die Schuld davon ist nicht allein dem Ennius zuzuschreiben, von dem der schon genannte scharfsinnige Geschichtforscher sagt, er habe sich für den ersten Dichter der Römer gehalten, weil er die alte Nationalpoesie verdrängt und vertilgt habe. Wohl aber läßt sich denken, daß er, der so treuherzig meinte, daß drei Seelen oder drei Geister in ihm wären, weil er drei Sprachen wußte: lateinisch, griechisch und oscisch oder altitalisch, nicht wenig stolz darauf sein mochte, daß er mit neu eingeführter Weise den Griechen ihre Hexameter, obwohl noch unbeholfen genug, zuerst nachgekünstelt. Auch der wahre Dichter ist nicht immer frei von einer solchen Eitelkeit, und legt oft einen zu hohen Werth auf eine bloß äußerliche, vielleicht sogar falsch gewählte, oder nicht ganz gelungene Form, eben weil sie ihm Nachdenken und Anstrengung gekostet hat; während er um den Geist, den wir in ihm ehren, selbst kaum recht weiß, eben weil er ihn der Natur verdankt, es ihm also nicht einfällt, sich in dieser Hinsicht mit Andern zu vergleichen. Indessen hat doch Ennius seine neue und unbeholfene Kunst zum Theil auch jenen alten vaterländischen Gegenständen zugewandt, und manche noch von ihm vorhandenen Verse athmen einen hohen Dichterschwung; zu einem günstigen Urtheil über ihn stimmt uns auch die Bewunderung des Lucrez, wenn wir anders annehmen dürfen, daß diese Bewunderung auf eine Geistesverwandtschaft und Aehnlichkeit in Schwung der Gedanken und in der Sprache sich gründete.

Unaufhaltsam drang nunmehr griechische Kunst und Art in Rom ein, obwohl mit sehr verschiedenem Erfolg. Unter allen Kunstformen der Griechen lag die historische und die der Beredsamkeit den Römern am nächsten, und diese gelang ihnen auch am besten. Die Philosophie war ihrem Geiste am

meisten fremd, und in der Poesie war der Erfolg verschieden nach den Gattungen.

In der dramatischen versuchten sich die Römer zuerst seit Ennius; aber fast haben sie in diesem Fache nur Uebersetzungen geliefert, minder treu oder nachlässig, die aber doch meistens nur Uebersetzungen, und kaum Nachbildungen zu nennen sind. So die verlornen Tragiker, Pacuvius und Attius, die noch erhaltenen Komiker, Plautus und Terenz. Das einheimische Possenspiel, die sogenannten Atellanen in oscischer Mundart, blieben nur eine Art von Liebhaberei und Gesellschaftsspiel der vornehmen Römer, die sich auf solche Art, mitten unter aller ausländischen Verfeinerung, durch eine Erinnerung an die altitalische Nationalität und Fröhlichkeit erheiterten. Daraus konnte keine wahrhaft eigne große Form des Schauspiels sich gestalten. Was die Uebersetzungen der griechischen Trauerspiele betrifft, so war zwar die Mythologie der Römer der der Griechen ursprünglich nah verwandt und wenigstens ganz gleichartig, aber im Einzelnen war doch alles verschieden und local; Iphigenia und Orestes erschienen hier mehr oder minder als fremde Gestalten, das Ganze blieb eine künstliche Pflanze, die nach einem kümmerlichen Dasein nicht anders als allmälig absterben mußte. Die einzelnen Tragödien römischer Dichter, die aus dem Zeitalter des Augustus als besser und in ihrer Art vortrefflich gerühmt werden, beweisen, wie sparsam die Gattung angebaut wurde und wie bald die tragische Kunst bei den Römern ihre Endschaft erreichte; das sehen wir noch an jenen Redeübungen in dramatischer Form, welche dem Seneca zugeschrieben werden. Die fremdartigen athenischen Sitten im Lustspiel mußten für den römischen Zuschauer auch kalt und unwirksam bleiben. Ganz begreiflich daher ist es,

daß der Zauber pantomimischer Darstellungen und Tänze endlich jedes andere Schauspiel verdrängte.

Mußten nicht auch bei einem Volke, wo in großen Kampfspielen oft Hunderte von Löwen oder Elephanten, Gladiatoren zu Tausenden zu einer blutigen Belustigung und Augenweide aufgeopfert wurden, die Empfänglichkeit für die geistigern Schmerzgefühle des hohen Trauerspiels abgestumpft werden? — Immer möchte es sonderbar scheinen, warum, bei so vielen Versuchen in der tragischen Dichtkunst, die Römer den Stoff dazu fast nie aus der vaterländischen Geschichte oder Sage entlehnten, da doch selbst die Tragödie der Neuern jene Gegenstände, die in so hohem Grade poetisch und nicht undramatisch sind, den Kampf der Horatier, die That des Brutus, oder die Selbstüberwindung und veränderte Gesinnung des Coriolan gewählt, und so der Poesie, was ursprünglich ihr Eigenthum war, wieder zugewandt und zurückgegeben hat? Ueber diese Frage giebt der eigenthümliche Charakter dieser historischen Dichtung einen ganz befriedigenden Aufschluß. Das in diesen Sagen sich aussprechende patriotische Gefühl stand der Gegenwart für die dramatische Darstellung noch zu nahe. Die Geschichte Coriolans mag zum Beispiel dienen. Wie hätte wohl ein römischer Dichter diesen Patricier in seinem ganzen anfänglichen Uebermuth gegen die Plebejer nach der Wahrheit darstellen können, zu der Zeit als die Gracchen das römische Volk von demselben patricischen Uebermuthe zu befreien strebten? Welche Erscheinung hätte der verbannte Coriolan auf dem römischen Theater machen können, wie er etwa im gerechten Unmuth die Vaterstadt mit bitterer Rede und nicht ohne treffenden Tadel schmäht, zu einer Zeit wo der edelste und freigesinnteste unter den letzten Römern, Sertorius, in der Verbannung unter den unbezwungenen lusitanischen und

spanischen Völkern lebend, von dort aus das Vaterland zu retten, und ein neues Rom zu gründen trachtete? Oder wie hätte man den Coriolan als Anführer eines siegreichen Heeres gegen die Vaterstadt anrückend auf der Schaubühne ertragen, zu den Zeiten wo ein Sulla wirklich mit gewaffneter Macht gegen die Stadt im Anzuge war; oder auch selbst in den etwas spätern Zeiten, wo alle jene angeführten Begebenheiten noch lebhaft und wie gegenwärtig im Andenken waren? Nicht bloß in dieser Geschichte, sondern überall war für die Zeiten der Republik der Zwiespalt zwischen den Patriciern und Plebejern zu hervorleuchtend aus diesen Geschichten und Sagen, zu tief in das Wesen derselben verwebt. Für das Zeitalter des Augustus aber waren Brutus und die andern Alten vollends keine angemessenen Gegenstände. Ein Beispiel von der neuen, und von unserer Bühne entlehnt, kann zur Erläuterung dienen: Shakspeare stellt in seinen historischen Schauspielen die blutige Fehde zwischen York und Lancaster dar, aber als er dichtete, war dieser Zwiespalt längst ausgeglichen und versöhnt. — Für unsere deutsche Bühne bieten sich dem Dichter sehr reichhaltige Gegenstände aus den Bürgerkriegen, besonders aus dem dreißigjährigen, dar; aber auch hier ist der Fall nicht völlig derselbe wie bei den Römern. Dessenungeachtet hat der deutsche Dichter, wenn er dem Gegenstande ganz Genüge leisten will, eine schwere Aufgabe, und muß mit großer Schonung verfahren, wenn er nicht Partheigefühle verletzen, oder, wo sie schon versöhnt sind, sie von neuem wieder erregen, und dadurch den poetischen Eindruck zerstören will.

Aus diesen Gründen haben die Römer kein eigenthümliches Trauerspiel, und überhaupt keine ausgezeichnete Schaubühne gehabt.

Unter den Dichtern der übrigen Gattungen steht der äl-

teſte, Lucrez, ſeiner Art und ſeinem Geiſte nach, ganz allein in der römiſchen Literatur. Nur er kann uns noch einigermaßen ein Bild geben von dem Stil und dem Schwung der ältern römiſchen Dichter; von den ſpätern Römern ward er wenig empfunden und ſein Werth nicht anerkannt. Sein Werk über die Natur der Dinge gehört der Art nach zu jener, bei den Griechen aus beſondern Umſtänden hervorgegangenen und bei ihnen noch natürlichen Form des wiſſenſchaftlichen Lehrgedichts. Die Philoſophie, welcher Lucrez ſich ergeben, war die ſchlechteſte, die ein Römer und die ein Dichter erwählen konnte. Die Philoſophie Epikurs nämlich, die, allen Glauben und alles höhere Gefühl vernichtend, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht mit den ſeltſamſten Hypotheſen angefüllt, in ihrem Einfluß auf das Leben, wo nicht unſittlich, doch wenigſtens durchaus egoiſtiſch und unnational, für die Phantaſie aber noch beſonders ertödtend und aller Dichtkunſt feind war. Gleichwohl hat Lucrez alle dieſe Schwierigkeiten überwunden; mit Bedauern ſieht man dieſe große Seele, die doch überall hervorbricht, einem ſo verderblichen Syſteme griechiſcher Sophiſtik hingegeben. Er iſt an Begeiſterung und Erhabenheit der erſte unter den römiſchen, als Sänger und Darſteller der Natur der erſte unter allen noch vorhandenen Dichtern des Alterthums. Ueber dieſe Gattung, und überhaupt welche Stelle die Natur in den Darſtellungen der Poeſie einnehmen ſoll, darüber ſei hier eine allgemeine Betrachtung verſtattet.

Allerdings ſoll die Poeſie nicht bloß den Menſchen, ſondern auch die ihn umgebende Natur zum Inhalt und Gegenſtande ihrer Darſtellungen, oder ihrer Begeiſterung wählen. Es findet hier eben jener dreifache Unterſchied ſtatt, wie auch in der Darſtellung des Menſchen. Die dichteriſche Darſtellung und Behandlung des Menſchen kann zuerſt ſein ein klarer

Spiegel des wirklichen Lebens und der Gegenwart; zweitens die Erinnerung der wunderbaren Vorzeit eines vergangenen Heldenalters, oder aber da, wo die Poesie mehr begeistern als darstellen will, die Anregung und Erweckung der tiefer verborgenen Menschengefühle. Alles dieses kann auch auf die Natur angewandt werden. Die Poesie soll uns ein Bild geben von der gesammten äußern Erscheinung der Natur; dazu dient, was der Frühling irgend Erquickendes und Belebendes hat, das Edelste, was die Thierwelt an Gestalt und Leben, das Schönste und Lieblichste, was die Pflanzen- und Blumenwelt darbietet, Alles, was in den äußern Veränderungen am Himmel und auf der Erde dem Auge der Menschen erhebend, oder doch bedeutend erscheint. Das Schwierige ist hier nur, das Uebermaß zu vermeiden; üppige Beschreibungen, auch wenn sie wahr sind, ermüden und verfehlen die Wirkung. Einzelne Blumen aber aus der Fülle der Natur, an der rechten Stelle eingeflochten in das Gewebe der Dichtkunst, sind der herrlichste Schmuck desselben. Auch die Natur hat ihre wunderbare Vorzeit, wo sie ungeregelter und gigantischer war, gleich wie das Menschengeschlecht im Heldenalter. Dieß Gefühl bemächtigt sich unsrer bei dem Anblick der wildern Naturgegenden und übereinandergestürzten Felsen und Gebirge. Alle Urkunden und Sagen des Alterthums bestätigen uns diese große Katastrophe der Vorzeit; ungewöhnliche Erscheinungen, Sturm, Ungewitter, Wasserfluthen und Erdbeben versetzen uns theilweise und im Kleinen zurück in jenen wildern Zustand der Natur. Alles dieses sind angemessene und große Gegenstände für den Dichter, an denen Lucrez sich so oft als ein großer Naturmaler bewährt. Aber auch hier bedarf der Dichter nur das Allgemeine, die Voraussetzung eines freiern, wildern Zustandes, einer erhabenern, größern Vorzeit, als

Spielraum für das Wunderbare in der Natur. Die eigentlich wissenschaftliche Ansicht davon, ob die Gebirge, z. B. vulkanisch gebildet, oder bloß durch Wasserfluthen entstanden sind, das ist eben so wenig ein Gegenstand für die Dichtkunst, als die Lehre von den Atomen, die selbst die hohe Einbildungskraft des Lucrez nicht poetisch zu gestalten vermochte. Die dritte Weise endlich, wie der Dichter mit der Natur in Berührung tritt, ist durch das Gefühl. Nicht bloß in dem Gesange der Nachtigall, oder was sonst einen Jeden anspricht, auch in dem Rauschen des Stroms oder der Wälder glauben wir eine uns verwandte Stimme zu vernehmen, in Klage oder in Freude; als ob Geister und Empfindungen, den unserigen ähnlich, aus der Ferne, oder wie aus engen Banden zu uns hindurch dringen wollten, und sich uns verständlich machen. Um diesen Tönen zu horchen, mitzufühlen und zu ahnen die Seele der Natur, liebt der Dichter die Einsamkeit. Die Zweifel des Untersuchers, ob auch wohl die Natur auf solche Weise beseelt, oder ob dieß eine Täuschung sei, gelten ihm gleich; genug daß dies Gefühl, diese Ahnung vorhanden ist in der Phantasie und in der Brust des Menschen und des Dichters. Von dieser letztern Ansicht der Natur werden indessen bei den Dichtern der Griechen und Römer nur wenig Spuren gefunden, desto mehr bei den alten nordischen, ganz im Gefühl der Natur lebenden. Alle diese Naturschilderungen und Naturgefühle dürfen aber in der Poesie nicht abgesondert werden von der Darstellung der Menschen, deren schönste Zierde sie bilden. Werden sie abgesondert, so wird das große vollständige Weltgemälde, das die Poesie uns vor Augen stellen soll, zerstückt, die Harmonie unvermeidlich aufgelöst, und die Wirkung, welche, wo das Ganze erscheint, so groß ist, wird zertheilt und fällt ins Kleinliche. Daher ist das wissenschaft-

liche Naturgedicht nach der Weise des Lucrez eigentlich eine verfehlte Form, wie die Philosophie, welche er erwählte, verwerflich ist; während er selbst als Mensch uns Theilnahme, als Dichter die höchste Bewunderung einflößt.

Die großen Schriftsteller der Römer können am besten nach der Epoche betrachtet und zusammengestellt werden, der sie angehören. Die letzten Zeiten der Republik sind weniger vollendet in der Sprache, sonst aber vielleicht reicher gewesen als das Zeitalter des Augustus. Cicero hat als Redner Mannigfaltigkeit und Uebung in der Kunst genug; die Größe der Gegenstände, so wie die Stelle, welche er in der Weltgeschichte einnimmt, leihen seinen Reden eine höhere Würde. Indessen ist es doch nicht wohl einzusehen, wie man diese so oft überschwellende Wortfülle als ein Vorbild der guten Schreibart hat ansehen können. Auch seine Zeitgenossen warfen ihm asiatischen Schwulst in seiner Rednerweise vor. Am wichtigsten ist er der Literatur und Bildung seines Volks geworden durch die Einführung der höhern sittlichen Philosophie der Griechen. Für die tiefere Speculation, in deren Labyrinthen der Geist der Griechen so gern umherirrte und eine subtile Kunst darin übte, hatte Cicero, so wenig als irgend ein anderer Römer, Sinn oder Anlage. Als Freund und Liebhaber der Philosophie aber, der bei ihr in den Stunden des Unglücks, der Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften, oder der ruhigen Muße Trost und Beschäftigung suchte, hat er eine sehr gute und verständige Auswahl getroffen. Er schloß sich zunächst der Philosophie des Plato an, als derjenigen, welche einer allgemeinen und schönen Geistesbildung am günstigsten ist, und als der Gipfel der Vollkommenheit in Geist und Sprache von dem ganzen Alterthum anerkannt und verehrt ward. Da aber die spätern Nachfolger Plato's, von welchen

die Römer diese Philosophie zunächst empfingen, weil ihr Meister die Philosophie nur als Kunst geübt, aber kein vollständiges System hinterlassen hatte, wieder ganz skeptisch geworden waren, so nahm er für das Leben, wo diese Ansicht nicht angemessen ist, seine Zuflucht oftmals zu den Sittenlehren der Stoiker, oder wo ihm der dieser Schule eigene Starrsinn nicht zusagte, zum Aristoteles, der, wie er in Allem den Mittelweg sucht, auch in der Moral den Mittelweg hält zwischen der Strenge der Stoiker und der Nachgelassenheit des Epikur. Nur gegen diesen letzten war Cicero durchaus feindlich, und zwar mit Recht. Man darf zwar nicht glauben, alle die, welche bei den Alten wie Epikur das Vergnügen als den letzten und höchsten Zweck des Lebens betrachteten, hätten damit auch alle die verderblichen und verwerflichen Folgen angenommen und in der That ausgeübt, welche aus dem Grundsatze hergeleitet werden können. Wenn aber auch unter jenem, als das höchste Gut des Menschen aufgestellten Vergnügen nicht der positive Sinnengenuß, wie beim Aristipp gemeint war, sondern nur der schmerzenlose Zustand innerer Zufriedenheit, den die bessern Epikuräer, wie andere griechische Philosophen, vorzüglich in geistiger Beschäftigung und im Umgang mit gleichgesinnten Freunden suchten, so stimmten sie doch alle darin überein, daß sie sich vom bürgerlichen Leben und von öffentlichen Geschäften ganz zurückzogen. Ihre Lehre war also wenigstens egoistisch und unnational, und hat, da sie Anfangs viel Anhänger in Rom fand, allerdings beigetragen zu Roms Verderben. Cicero, ein Feind des Epikur und seiner Lehren, ist dagegen ein durchaus patriotischer Denker. Daher seine Philosophie oft von Staatsmännern geachtet wurde, die, ohne zur Speculation Muße übrig zu haben, doch in freien Augenblicken das Nachdenken lieben.

In der Form und auch im Vortrage ist Cicero sehr ungleich, wie das bei vielen römischen Schriftstellern der Fall ist, da es ihnen selten gelingt, was sie aus den Griechen entlehnten und erlernten, mit dem, was sie selbst denken und sagen wollen, ganz in Harmonie zu bringen.

Eine vollkommne Gleichmäßigkeit des Ausdrucks findet sich zuerst im Cäsar. Auch in der Schreibart zeigt er sich, wie er im Handeln war: ganz nur auf den einen Zweck gerichtet und alles diesem Zwecke angemessen. Jene Eigenschaften, die in einer geschichtlichen Darstellung nebst der Lebendigkeit die ersten sind: Klarheit und ungekünstelte Einfalt, besitzt er vollkommen. Aber wie ganz anders ist Cäsars Deutlichkeit und Kürze, und die sich gern ausbreitende, oft homerisch geschwätzige Klarheit des Herodot. Wie ein Feldherr seine Kriegsvölker so stellt, wie sie am besten und am sichersten wirken können, und jeden Vortheil gegen den Feind benutzt, eben so zweckmäßig ordnet Cäsar auch seine Worte und seinen Vortrag, aber auch eben so unerbittlich verfolgt er die Ueberlegenheit, die ihm der Sieg gab, wider die Gegner. Unter denen, welche gleichfalls ihre eignen Thaten beschrieben haben, ist Xenophon bei allem Schmuck der attischen Rede, doch als Staatsmann und Feldherr von zu geringem Gewicht, um mit Cäsar verglichen zu werden. Was einige der Feldherrn Alexanders, was Hannibal, von ihren eigenen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet haben, ist nicht mehr vorhanden. Auch als Schriftsteller ist der Römer, wenn wir ihn mit denen vergleichen, die in ähnlichen Verhältnissen ein Gleiches versucht haben, Cäsar, und unbesiegt geblieben.

In Schilderung der Charaktere und überhaupt als historischer Maler ist Sallust groß; aber ganz so gleichmäßig, so klar und überall angemessen wie Cäsar ist er nicht. Man

fühlt hier und da das Gezwungene in der Schreibart und die gesuchte Kunst. Selbst in der Geschichte, deren Form doch am leichtesten aus den griechischen Republiken, wo sie zuerst entstanden ist, nach Rom zu verpflanzen war, ist die Nachahmung eines bestimmten Vorbildes, wie hier des Thucydides, nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben.

In diesem ersten Zeitalter der aufblühenden römischen Geistesbildung und Redekunst fühlt man recht deutlich, wie vortheilhaft es einer Literatur ist, wenn die Ersten der Nation Antheil an ihr nehmen, und zu ihrer Ausbildung mitwirken. Schon durch ihren Standpunct haben diese das Ganze desselben immer vor Augen, und können nicht umhin, Alles nach größern Verhältnissen zu betrachten und zu beurtheilen. Dieß hat der römischen Literatur vorzüglich ihren eigenen großen Charakter gegeben. Als nach dem Tode des Brutus eine neue Ordnung der Dinge begann, da ward im Zeitalter des Augustus auch in der Literatur ein ganz anderer Geist und Ton herrschend. Die freie Beredsamkeit mußte verstummen; dagegen wandte man sich wieder zur Poesie, deren Stimme in der letzten unruhigen Zeit unter blutigen Bürgerkriegen wenigstens keine allgemeine Theilnahme hatte finden können. Jetzt aber schien vielmehr, um den wieder hergestellten Frieden und des Augustus glückliche Herrschaft würdig zu feiern und durch ihren Glanz zu verschönern, nichts so angemessen, als wenn sich große Nationaldichter erwecken, und zu classischen Werken der ernsten Gattung und von vaterländischem Inhalt erheben ließen. Dazu wurde nicht nur Virgil begünstigt, sondern auch Properz und Horaz von dem Ersten des Staats aufgemuntert, ja dringend aufgefordert. Properz wäre durch seinen kunstreichen Stil wohl zum epischen Dichter geeignet gewesen, aber er wollte frei bleiben, lebte nur sich und den Gefühlen

der Freundschaft und der leidenschaftlichen Liebe, die seine Seele erfüllten, und auch seine Gesänge beseelen und vor allen andern römischen auszeichnen. Horaz hat unter den erhaltenen Dichtern vielleicht am meisten Sinn für das heroisch Große. Er war ein Patriot, der seinen Schmerz über den Untergang der Republik in seine Brust verschloß, und, um diesen Schmerz zu zerstreuen, sich in allerlei Vergnügungen warf, und der Poesie ergab. Bei jeder Gelegenheit bricht unter dem angenommenen Leichtsinn die Begeisterung für das Vaterland und die Freiheit gewaltsam hervor. Ein größeres Gedicht aus der vaterländischen Geschichte oder Sage hätte er gar nicht dichten können, ohne überall Gesinnungen zu verrathen, die nicht mehr an der Zeit waren, und nicht mehr gehört werden sollten. Darum konnte auch er den oft wiederholten Aufforderungen nicht entsprechen.

Der friedliche, kunstreiche, gefühlvolle Virgil war durch seine Liebe zur Natur und zum Landleben ganz besonders geeignet, der Nationaldichter der Römer zu werden. Die altrömische, wie überhaupt die altitalische Lebensweise, war ganz auf den Ackerbau und das Landleben gegründet, dagegen die Griechen nach ihrem größern Theil ein gewerbtreibendes, seefahrendes und handelndes Volk waren. Selbst die Vornehmsten und Ersten Roms in der guten Zeit lebten dieser alten ländlichen Weise gemäß, und noch war, ungeachtet des Verderbnisses der Hauptstadt, diese einem ackerbauenden und landlebenden Volke eigne gesunde Kraft der Sitten und Gefühle in dem größern Umkreis des übrigen Italiens bei weitem nicht erloschen. Diese Seite mußte ein Dichter berühren und benutzen, der jetzt noch der Dichter der Nation werden, und nicht bloß auf die Hauptstadt sich beschränken wollte. Virgils Liebe zur Natur und zum Landleben ist schon in dem ersten Ju-

gendversuche der Eklogen sichtbar, und als Meister hat er sie in seinem vollendetsten Gedichte vom Landbau ausgesprochen. Hätte er nur diese herrliche, für das jetzige, endlich beruhigte Rom so wohlthätige, in Italien der Größe und dem Inhalt nach wahrhaft einheimische Poesie, nicht in der fremden und ausländischen Kunstform des alexandrinischen Lehrgedichts niedergelegt! Hätte er seine Ansichten und seine Gefühle von dem Landleben und dem Ackerbaue nur gleich mit aufgenommen in sein großes Werk, das der vaterländischen Vorzeit gewidmet sein sollte, und uns so ein umfassendes und vollständiges Gemälde des italienischen Lebens gegeben. Dadurch würde auch die vaterländische Heldensage, die er wieder erwecken wollte, einen festen Boden und Anhalt in der Gegenwart und ein neues Leben gewonnen haben. Nur hätte er sein Heldengedicht alsdann auch in viel freieren Umrissen, und einem noch losern Zusammenhange abfassen müssen. In der beschränkenden Anordnung des Ganzen, die er wählte, steht nun freilich der letzte italische Theil des Gedichts sehr zurück gegen die erste Hälfte, in der er Roms Ursprung an die herrlichen trojanischen Sagen so glücklich anknüpfen, und den ganzen Reichthum derselben benutzen konnte. Dennoch ist die Aeneide, die der Dichter unvollendet ließ, ja selbst verwarf und vernichten wollte, mit Recht das eigentliche Nationalgedicht der Römer geblieben. Urtheilen wir bloß nach dem Schwunge der Begeisterung oder der glücklichen Leichtigkeit des angebornen Talents, so möchten vielleicht Lucrez und Ovid mehr Dichter scheinen als Virgil; was ihm den Vorzug giebt, ist das in ihm am vollendetsten sich aussprechende Nationalgefühl. Nur als ein vollkommenes Dichterwerk kann die Aeneide nicht gelten; denn eben jene Gleichmäßigkeit, welche den meisten römischen Dichtern im Kampf zwischen der erlernten Kunst und der eignen Kraft fehlt,

vermissen wir auch im Virgil, in der Darstellung, und selbst in der Sprache.

Noch merklicher ist diese Ungleichheit in Horazens Stil, so wie bei den übrigen lyrischen Dichtern. Die epische Dichtkunst der verschiedenen Nationen steht am meisten in Berührung mit einander, obwohl auch hier die Nachahmung der homerischen Form den Virgil und so viele Andere nach ihm zwanghaft beschränkt, oder irre geleitet hat. Aber von der Form abgesehen, wird aus der Heldensage eines Volks am leichtesten noch etwas in die eines andern verpflanzt, da sich ohnehin so viel Verwandtes und auffallend Aehnliches in den verschiedenen Sagen auch der entlegensten Völker findet. Dieß ist entweder daher zu erklären, weil der Zustand aller Völker in jener frühern Zeit noch jugendlicher Kraftentwickelung in vielen Stücken überall derselbe ist; oder sei es auch, daß jene oft seltsame Uebereinstimmung hindeutet auf einen gemeinsamen Ursprung, besonders des Wunderbaren und Sinnbildlichen in diesen Dichtungen. In der ersten dramatischen Poesie kann die Erkenntniß, welche hohe Stufe der Vollkommenheit die Kunst bei andern Völkern erreicht habe, im Allgemeinen zum Vorbilde und zum Maßstabe dienen, wie hoch man streben soll, und wie viel sich leisten läßt. Nur die bloße Form muß man nicht nachahmen; die Schaubühne, wenn sie allgemein wirken soll, muß bei jeder Nation eine ihren Sitten, ihrer Bildung, ihrem Charakter und der Gedankenweise angemessene und durchaus eigenthümliche Gestaltung annehmen.

Am meisten aber ist die Nachbildung in der lyrischen Gattung schädlich und zu verwerfen. Denn was kann ein lyrisches Gedicht wohl für einen Werth und Reiz haben, als den, daß es ein ganz freier Erguß des eignen Gefühls ist? Und was kann diesen Reiz ersetzen, wenn man das Nachge-

ahmte fühlt, und was ganz Natur sein sollte, als ein bloßes Kunststück erscheint? Bei den römischen Dichtern kann man oft sogar die Stellen unterscheiden, die sie aus griechischen Vorbildern entlehnt haben, von denen, wo sie aus eignem Gefühl reden. Ungeachtet dieser Ungleichmäßigkeit bleibt Horaz unter allen römischen Dichtern der, welcher uns als Mensch am nächsten berührt und anspricht. Am größten erscheint er in solchen Stellen, wo er ganz als Römer spricht, erinnernd an die alte Hoheit, an den Regulus, den herrlichen Verbannten, oder die Andern, welche nach seinem Ausdrucke für das Vaterland „die große Seele verschwendeten."

In der einzigen den Römern ganz eigenthümlichen Gattung, welche sie im Gebiete der Poesie hervorgebracht haben, in der Satire, ist Horaz der geistreichste. Diese, von der allgemeinen Art lyrischer Scherz- oder Spottgedichte noch durch eine bestimmte Form verschiedene, römische Satire, zu welcher das epische Versmaß, nur nachlässiger und frei behandelt, angewandt ward, ist auch im Geist und Gehalt ganz römisch. Alles in ihr bezieht sich auf die Hauptstadt, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, gesellschaftlichen Spöttereien und Anspielungen, freilich auch auf das Sittenverderbniß, welches in Rom aus der halben Welt zusammenfloß. Ein Gemälde des wirklichen Lebens gehört der Dichtung an nur durch die Darstellung; aber einzelne, noch so geistreiche Züge, sind noch keine Darstellung, bilden noch kein Gemälde. Daher kann uns die römische Satire in der geistreichen Art, wie Horaz sie behandelt, doch nur als ein Surrogat gelten für das Lustspiel, das die Römer eigentlich nicht besaßen; nämlich kein eigenthümlich römisches, das zu einer vollständigen und schönen Entwickelung gelangt wäre. Wird das Interesse bei den Satiren aber in die Begeisterung des Unwillens und des Hasses gegen Laster

und Thorheit gelegt, wie man es im Juvenal findet, so mag eine solche Begeisterung moralisch achtungswerth sein, aber poetisch ist sie nicht.

Die Prosa hat bei den Römern eine viel höhere Stufe erreicht als die Poesie; Livius kann in der Sprache vollkommen genannt werden, wie denn überhaupt die Kunst der Geschichtschreibung, nach der rednerischen Form, welche den Alten eigen war, in ihm vollendet erscheint.

In der ersten Hälfte der langen Regierung des Augustus erntete man noch den Ruhm der großen Talente, die sich damals entwickelten, die aber größtentheils selbst noch aus den letzten Zeiten der Republik herstammten, die noch das Große gesehen, und deren Geist in der Jugend noch Freiheit geathmet hatte.

Anders war daher das jüngere Geschlecht, das schon in den Zeiten der Alleinherrschaft geboren oder aufgewachsen war. Noch in den letzten Zeiten des Augustus zeigten sich die Spuren des sinkenden Geschmacks, am ersten in Ovid, in der überfließenden Fülle seiner üppigen Einbildungskraft, und der auch in der Sprache bei ihm schon fühlbaren Weichlichkeit.

Wie schnell selbst die Historie, in der die Römer doch am größten waren, unter dem fürchterlichen Druck der nachfolgenden Cäsaren auch als Kunst entartet sei, zeigt der geschraubte Stil des Vellejus, der unwürdigen Schmeichelei nicht zu gedenken. Das eigentliche Haupt und der Stifter eines neuen, äußerst gekünstelten Geschmacks, der sich in Sentenzen gefiel, war der Philosoph Seneca. Je despotischer der Druck wurde, desto mehr warfen sich die im Geist noch Widerstrebenden dem Stoicismus in die Arme, der dem Freiheitsstolze starker Seelen gefallen mußte, je mehr sie überall um sich her das Gegentheil dieser Gesinnungen und Grundsätze herrschen

sahen. Schwulst, Uebertreibung und Unnatur, auch im Ausdruck, ist nicht selten im Gefolge eines gewaltsam unterdrückten Zustandes des Staats und der Gesellschaft wahrzunehmen. Wir finden sie im Lucan sonderbar mit anmaßendem republikanischem Hochgefühl gepaart; es erregt Erstaunen und Abscheu, wie derselbe Dichter dem Nero in Ausdrücken, die fast Verbrechen sind, schmeichelt, und dann den Cato mit Abgötterei selbst über die Götter erhebt. Die römische Dichtkunst kehrte, als ob sie ihren ältesten, fast vergessenen Anfang doch nicht ganz verläugnen könnte, mit Lucan zu dem historischen Heldengedicht zurück. Ax sich könnte eine große historische Begebenheit wohl den Stoff zu einem Heldengedichte herleihen; wie nahe oder wie fern die Begebenheit chronologisch steht, darauf kommt nichts an, sondern nur auf die innere Beschaffenheit. Sie muß, wenn sie zum Gegenstande eines Heldengedichts geeignet sein soll, von der Art sein, daß der Einfluß des Gefühls und der Begeisterung darin mehr vorherrsche, als ein berechneter Plan des Verstandes, und daß die Phantasie freien Spielraum behält. So ist es mit Alexander, dessen Leben und Thaten, der Untergang des Darius, der Zug nach Indien, wohl gleich damals Gegenstand für einen Dichter hätte sein können, wenn es einen solchen, der dieß hätte besingen mögen, noch gegeben hätte. Der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus, dieser Kampf der Partheien und entgegenstehender Staatssysteme, hat wohl dramatischen Darstellungen der neuern Zeit zum Gegenstande dienen können; aber durch kein Genie und keine Kunst konnte er je in einen epischen Stoff verwandelt werden. Das Gemälde von dem Geschmack dieser Zeit vollendet der dunkle Persius, und die gezwungene Schreibart des ältern Plinius, der uns an einem Beispiel gezeigt hat, was die Römer als denkende Sammler

mit den unermeßlichen Hülfsmitteln, die ihnen bei ihrer Macht zu Gebote standen, für die Erweiterung menschlicher Kenntnisse hätten leisten können, wenn sie dieselben öfter für diesen Zweck hätten anwenden wollen.

Es kamen wieder bessere Zeiten, und noch einmal sollte ein Römer von alter Art und Größe auf dem Thron des Augustus die gebildete Welt beherrschen. Wie Trajan in dem Reiche der Cäsaren der letzte ist, der römisch dachte, und in Denkart und Thatkraft römisch groß war, so beschließt kurz vor ihm die Reihe der großen Autoren, welche Rom hervorgebracht hat, Tacitus, dem man in Gesinnung und Darstellung das gleiche Lob beilegen darf. Unter den ersten wieder bessern Cäsarn nach Nero, unter Vespasian und Titus, war er empor gekommen, unter Domitian hatte er wohl beobachten und schweigen lernen, unter Nerva lebte er der neuen glorreichen Zeit entgegen, die Rom unter Trajan noch einmal zu Theil werden sollte.

Die gedankenreiche Tiefe seines Geistes, und die ihm ganz eigne, jener Tiefe angemessene und entsprechende Kunst des Ausdrucks erscheinen immer unnachahmlicher, je mehrere in dieser Nachahmung sich versucht und vergeblich angestrengt haben. Auch im Ausdruck ist er vollendet zu nennen, obgleich die Sprache damals schon nicht mehr dieselbe, nicht mehr die des großen Cäsar oder des Livius war, noch sein konnte. In diesen drei Autoren erscheint die römische Sprache nach meinem Gefühl in ihrer höchsten Reinheit und Vollkommenheit: bei Cäsar in schmuckloser Einfalt und Größe; bei Livius in allem Glanz und Schmuck einer rednerischen Ausbildung, aber ohne Uebertreibung; schön und edel gestaltet; bei Tacitus in einer Tiefe, Kraft und Kunst, die von der alten Würde des ehemaligen Rom durchdrungen ist.

Vierte Vorlesung.

Kurze Dauer der römischen Literatur. Neue Epoche unter Hadrian. Einfluß der orientalischen Denkart auf die abendländische Philosophie. Mosaische Urkunde, Poesie der Hebräer. Religion der Perser. Denkmale der Indier. Begräbnißweise der alten Völker.

Wie sehr Literatur und Philosophie in Rom eigentlich eine fremde Pflanze war, das zeigt sich aus der, gegen den griechischen Reichthum gehalten, nicht sehr großen Anzahl von bedeutenden Schriftstellern, welche die lateinische Sprache besessen, und aus dem kurzen Zeitraume, während welcher die römische Kunst und Geistesbildung überhaupt blühte und gedauert hat.

Uebersetzungen aus dem Griechischen, einzelne Dichter und Originalschriftsteller gab es zu Rom, seidem die Scipionen griechische Literatur und Redekunst begünstigten, der ältere Cato, um die altrömische Denkart gegen den eindringenden griechischen Geist aufrecht zu erhalten, die Geschichte, die Lebensweise, und die Sprache der Vorfahren zum Gegenstande seiner Forschungen und mancher Schriften machte; und seitdem Ennius griechische Kunst und Gesangsweise zum Theil noch auf römische Gegenstände anwandte, und die ältere Schule der römischen Dichtkunst gründete. Erfordert man aber für den Begriff einer blühenden Literatur mehr als solche, einzeln ein-

Bayerische Staatsbibliothek München

ander zum Theil entgegenstrebende Versuche und Werke; gehört dazu ein gewisser Zusammenhang und Einheit, eine festere und regelmäßigere Bestimmung der Sprache, besonders auch der Prosa, eine fortgehende Ueberlieferung durch den Unterricht und allgemeinere Verbreitung aller der auf die Sprache, die redenden Künste und höhere Geistesbildung gerichteten Kenntnisse, so beginnt die römische Literatur erst mit Cicero, der an ihrer Stiftung einen sehr großen, ja den größten Antheil hat. Bis auf seine Zeit war der ganze Unterricht in der Redekunst und Geistesbildung ganz griechisch eingerichtet, wurde auch nach griechischen Lehrbüchern und in griechischer Sprache mitgetheilt. Erst mit Cicero begann ein öffentlicher, wissenschaftlicher Unterricht auch in der lateinischen Sprache, die er zuerst für philosophische Gegenstände, und die Theorie der Beredsamkeit mit Glück anwandte und bildete. Nicht nur außerordentlich erweitert aber ward Roms Sprache durch ihn, sondern auch fester bestimmt, wozu nebst ihm besonders auch Cäsar und Varro durch ihre grammatischen Schriften mitgewirkt haben. Beide haben, nebst Cicero, den meisten Antheil an dieser Ausbildung der eigentlich so zu nennenden römischen Literatur; Cäsar, durch Begünstigung der Gelehrsamkeit, als Redner, und dann durch seine Bemühung, von der Sprache, deren er so vollkommen Meister war, auch eine wissenschaftliche Erkenntniß zu begründen und zu verbreiten, und ihr dadurch eine feste Gestalt und Bestimmtheit zu geben, damit ihre Kraft desto sicherer und fester wirken könnte. Varro aber hat als gelehrter Sammler und Bücherkenner, als Sprach- und Alterthumsforscher am meisten nebst den beiden genannten dazu mitgewirkt, daß jene Zeit die eigentlich blühende Epoche der römischen Literatur geworden ist. Die merkwürdigsten Schriftsteller, bis auf Trajan, habe ich in dem vorher-

Bayerische Staatsbibliothek München

gehenden Vortrage in der Kürze zu schildern versucht. Als das letzte Werk aus der noch blühenden Zeit des römischen Geistes könnte man die Lobrede des jüngern Plinius auf den Trajan betrachten; den würdigen Gegenstand der noch einmal sich blühend erhebenden und dann für lange Zeit darnieder=sinkenden römischen Beredsamkeit, deren Schwäche sich in so manchen dem Plinius nachgeahmten panegyrischen Schriften der spätern Redner auf die unwürdigen Nachfolger des Tra=jan zeigt.

Es hat also die classische Zeit der römischen Literatur, von dem Consulate des Cicero bis auf den Tod des Trajan zu rechnen, nicht länger als hundert und achtzig Jahre ge=dauert. In eben diesen Zeitraum fällt auch vorzüglich die erste wissenschaftliche Entwickelung derjenigen praktischen Kennt=niß, in welcher die Römer stets einen ganz eigenthümlichen Reichthum besaßen und entwickelt haben, der Rechtsgelehrsam=keit. Cicero und Cäsar, beide faßten zuerst den Gedanken, die unübersehliche Masse römischer Rechte und Gesetze in ein Ganzes zu sammeln und zu ordnen; unter Augustus und in den nachfolgenden Zeiten entwickelten sich die beiden Partheien der nach der Billigkeit oder nach dem strengen Recht ent=scheidenden Rechtsgelehrten; und unter Hadrian ward durch die neue Abfassung eines vollständigen Gesetzbuches, des soge=nannten ewigen Edictes, eben das, was Cicero und Cäsar ge=wollt hatten, geleistet.

Mit Hadrian beginnt eine durchaus neue Epoche, nicht nur in den Staatsgrundsätzen, sondern auch in der Geistes=bildung. Die griechische Sprache und Literatur trat allmä=lich wieder in ihre natürlichen Rechte ein, behauptete ihre Ueberlegenheit, und gewann eine immer ausgedehntere geistige

Herrschaft in der gesammten, unter Roms Cäsaren politisch vereinigten, gebildeten Welt.

Während die römischen Schriftsteller von einiger Wichtigkeit nach Trajan immer seltener werden, und diese wenigen gegen die ältern ganz unwürdig und wenig bedeutend erscheinen, bis auch diese sich endlich verlieren; so regt sich in der griechischen Literatur und Philosophie ein ganz neues Leben, und eine allgemeine geistige Thätigkeit, eine reiche Nachblüthe der griechischen Geistesbildung, die auch in Darstellung und Sprache oftmals der ältern Zeiten nicht ganz unwürdig und unähnlich erscheint, auf jeden Fall wieder besser als in der zunächst vorhergehenden Periode. Zwar in der Poesie scheint nichts Neues, oder doch nichts Vortreffliches mehr bei den damaligen Griechen empor gekommen zu sein; desto eifriger wurde Philosophie nnd Redekunst bearbeitet, die in der alten attischen Zeit ganz getrennt, ja feindlich entgegengesetzt waren, jetzt aber immer mehr und mehr zusammengeschmolzen wurden. Der alte sokratische Vortrag der Philosophie, wie in Plato's Gesprächen, war jetzt im Geist und in der Sprache nicht mehr angemessen; die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung, die er voraussetzte, zu fremd, als daß diese Form noch mit Glück angewandt und mit Beifall hätte empfunden werden können. Die wissenschaftliche Strenge des Aristoteles war nur für Wenige. Desto mehr kam jetzt eine neue rednerische Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände auf, welche von Hadrian und den Antoninen bis auf Kaiser Julian vorzüglich geblüht, und eine Menge in dieser spätern Zeit noch ausgezeichnete Schriftsteller hervorgebracht hat. Es bestätigt sich auch hier die allgemeine Bemerkung, daß die Griechen in der Poesie wohl in einzelnen Zeiträumen vorübergehend erfinderisch und groß waren, die Rhetorik aber eigentlich die Kunst ist, welche ihnen wie an-

geboren, und von den ältesten Zeiten bis zu den letzten immer ganz eigen war und blieb, und mehr als einmal unter noch so veränderten Umständen wieder unter einer neuen Gestalt hervorkam.

Unter der großen Menge von Schriftstellern aus dieser letzten Periode der alten griechischen Literatur, die nur als geschichtliche Quellen, oder zu einigem Ersatz anderer besserer Werke, aus denen sie schöpften, für den Untersucher im Ganzen wichtig sind, finden sich doch einige, die auch durch sich selbst einen allgemeinern Werth haben. Der erste ist Plutarch, dessen Biographieen bei allen Mängeln der Schreibart uud Beurtheilung doch einen wahren Schatz von moralischem Wissen auf die Nachwelt gebracht haben, der auch für uns noch von hohem Werth ist. Sein Stil ist überladen und nicht selten verworren. Unter der überfließenden Fülle von den eignen Bemerkungen, welche er der Geschichte seiner Helden anfügt, muß man auswählen; es finden sich häufig auch solche darunter, die nicht treffend und angemessen erscheinen. Ueberall aber zeigt sich darin ein Mann von dem redlichsten Willen, und der wenigstens von der moralischen Seite den ganzen Reichthum der blühenden und classischen Zeit des Alterthums sich zu eigen gemacht hatte, damit vertraut, und davon durchdrungen ist. Daß auch die Kunst der Schreibart damals noch nicht ganz verloren, daß attischer Geist und Witz noch nicht erloschen waren, zeigt uns Lucian. Er ist als Schriftsteller von Genie in dieser Gattung philosophischer Satire und gemischter Darstellung ausgezeichnet wie Wenige; vorzüglich aber als Sittengemälde seiner Zeit unschätzbar. — Selbst in der Geschichte verdiente Arrian, der beste Geschichtschreiber Alexanders, genannt, und durch eine schöne, aber einfache Schreibart dem Xenophon verglichen zu werden. Marc

Aurel nimmt in der Geschichte des menschlichen Geschlechts eine zu große und zu ruhmvolle Stelle ein, als daß nicht die stoischen Selbstbetrachtungen, die dieser letzte in der Reihe der großen und tugendhaften Cäsaren Roms nun schon in griechischer Sprache schrieb, auch in der Literatur merkwürdig erscheinen, und die Blicke auf sich ziehen müßten.

Aber auch die Geschichte von Marc Aurel's unwürdigen Nachfolgern ist durch Herodian in einem Stil dargestellt, den man von dieser Zeit kaum noch erwartet.

Schon Antoninus Pius hatte die griechischen Philosophen verschiedener Secten im römischen Reich in großer Anzahl als Lehrer angestellt, und diese wichtige Classe von Menschen, so zu sagen, in die Dienste des Staats genommen. Die Philosophie, besonders die stoische, sollte jetzt zur Stütze oder zum Ersatz des unaufhaltsam zusammenstürzenden Volksglaubens dienen. Wie sehr dieser Glaube an die alten Götter gesunken und verschwunden, wie allgemein Zweifelsucht, Freigeisterei und Unglaube jetzt in der römischen Welt verbreitet waren, das zeigt uns Lucian, und zum Beweise von der allgemeinen Gährung und neu erwachten Thätigkeit des forschenden Geistes, fällt auch der ausführlichste Schriftsteller der skeptischen Philosophie aus dem Alterthum, Sextus Empirikus, in dieses Zeitalter. Auch das zeigt uns Lucian in seinem witzigen Sittengemälde, wie allgemein herrschend zu gleicher Zeit der Hang zur Schwärmerei war, indem an die Stelle des alten, meistens bloß poetischen Volksglaubens, der unaufhaltsam dahin schwand, jetzt immer mehr eine Art von wissenschaftlichem Aberglauben trat; astrologische Meinungen und die Neigung zu magischen Künsten, weit verbreitet durch den alles beherrschenden Einfluß geheimer Gesellschaften und Verbrüderungen, aber auch öffentlich vorgetragen in den Schriften und mündlichen Vorträgen

der Philosophen. Immer allgemeiner ward der Einfluß der orientalischen Denkart und Ansicht, welche nebst den alten und reinen Quellen der Wahrheit von jeher auch Ströme von einer wilderen Schwärmerei mit sich führten, als das jüngere, kältere Abendland zu ersinnen und zu erfinden vermochte. Selbst in dem ägyptischen Geschmacke der unter Hadrian wieder erneuerten bildenden Kunst, zeigt sich diese herrschend werdende Neigung zum orientalischen Geiste. Plutarch, obwohl dem Plato folgend, zeigt uns die Platonische Philosophie schon in jener spätern Gestalt, wo sie anfing, alles, was noch übrig war, von der aus Aegypten stammenden Lehre des Pythagoras, oder das, was jetzt für Pythagoräisch ausgegeben ward, in sich aufzunehmen, und sich der ältern orientalischen Ueberlieferung und Lehre, aus der allerdings auch Plato geschöpft haben sollte, immer mehr zu nähern.

Bald ward diese neue Platonische Philosophie allein herrschend; die andern Secten, wie die skeptische, die des Epikur, auch selbst die stoische, verschwanden als abgesonderte Secten. Doch flossen manche stoische Meinungen mit ein in diese Eine, jetzt alles verschlingende Philosophie der Griechen, die man nach dem herrschenden Bestandtheile die neuplatonische nennt. Diese Philosophie war es, welche das Christenthum lange Zeit hindurch mit der äußersten Anstrengung aller Geisteskräfte bekämpfte, noch unter Kaiser Julian hoffte, es zu besiegen, den alten Volksglauben aufrecht zu erhalten, und ihn durch eine neue geistigere Deutung, welche sie ihm unterschob, wieder neu zu beleben.

Dieser Kampf zwischen dem Christenthum und der heidnischen Philosophie, zwischen der alten Götterlehre und dem neuen Glauben, einer dichterischen Mythologie und einer sittlichen Religion, der denkwürdigste Geisteskampf, welchen die

Menschheit je dargeboten und in sich durchgekämpft hat, ist nicht nur in der Weltgeschichte die Scheidewand zwischen zwei sich berührenden Welten, dem dahin scheidenden Alterthum und der beginnenden neuen Zeit, sondern auch für die Culturgeschichte und Entwickelung der Geistesbildung ist er der allgemeine Mittelpunkt und Wendepunkt, um den sich alles dreht und aus dem alles erhellt wird. Diesen großen Kampf und Wendepunkt so ins Licht zu setzen, wie eine Geschichte der Literatur ihn ins Licht setzen muß, worin dieselbe nicht bloß als Sprachstudium und Kunstliebhaberei, sondern nach ihrem Einfluß auf das Schicksal der Nationen und auf die gesammte Menschheit dargestellt werden soll; das erfordert noch einige Betrachtungen über den eigentlichen Geist der griechischen Philosophie, über die Stelle, welche die mosaischen und die christlichen Lehren und Schriften in der Geschichte des menschlichen Geistes einnehmen, und eine kurze Erwähnung der übrigen orientalischen Ueberlieferungen, welche theils der mosaischen und christlichen verwandt, theils für die Griechen älteste Quelle der höhern Erkenntniß waren.

Was der menschliche Erfindungsgeist in einem fast unübersehlichen Reichthum schöner Dichtungen Anziehendes und für die Einbildungskraft Belebendes, was die Fortschritte der Kunst für den Geist Anziehendes haben, davon wird sich noch mehr als einmal Gelegenheit darbieten, ein der Wahrheit kaum entsprechendes und doch glaubwürdiges Gemälde aufzustellen. Für die jetzige Betrachtung müssen wir die Aufmerksamkeit ganz allein an demjenigen Punkt festhalten, den eine unvermeidliche und nothwendige Wißbegier als den Mittelpunkt aller Bildung und Geschichte des menschlichen Geistes bezeichnet.

Plato und Aristoteles waren die größten Meister, ja man

kann sagen, sie bezeichnen den vollständigen Umfang der gesammten griechischen Erkenntniß. Plato behandelte die Philosophie ganz als Kunst, Aristoteles als Wissenschaft. In dem ersten sehen wir die denkende Vernunft in dem ruhenden Zustande der Anschauung und anschauenden Bewunderung der höchsten Vollkommenheit. Aristoteles hingegen erfaßte die Vernunft in ihrem lebendigen Wirken, als die bewegende Kraft nicht bloß alles menschlichen Denkens und Daseins, sondern auch als das geistige Grundgesetz aller Thätigkeit der Natur und ihrer mannigfaltigen Erscheinungen. Plato ist der Gipfel der griechischen Kunst, Aristoteles der Inbegriff des griechischen Wissens.

Wo Plato gegen die Sophisten streitet, und ihnen in ihren Verwirrungen folgt, da ist er spitzfindig und grüblerisch, ja oft wird er bei aller attischen Kunst und Schönheit seines Geistes, bei aller Gewandtheit und Klarheit der Sprache selbst dunkel und sophistisch, wie die Lehre, gegen die er streitet. Aber dennoch läßt sich der Hauptgedanke seiner Philosophie leicht ganz klar und anschaulich machen. Aus einem ursprünglichen, ungleich herrlichern und geistigern Dasein wohnt dem Menschen, nach Plato's Ansicht, eine dunkle Erinnerung göttlicher Vollkommenheit bei. Diese ihm eingepflanzte, angestammte Erinnerung des Göttlichen ist bloß das, ist nicht ganz vollkommene Anschauung und Klarheit, weil die Sinnenwelt, selbst unvollkommen und veränderlich, uns mit unvollkommnen, veränderlichen, verworrenen und irrigen Vorstellungen erfüllt, und dadurch jenes ursprüngliche Licht verdunkelt. Gleichwohl, wo sich irgend in der Sinnenwelt und Natur etwas der Gottheit Aehnliches, ein Abbild der höchsten Vollkommenheit zeigt, da erwacht jene alte Erinnerung; die Liebe des Schönen erfüllt, begeistert den Anschauenden mit einer Bewunderung, die eigentlich nicht auf das Schöne selbst, wenigstens nicht auf die

sinnliche Erscheinung desselben, sondern auf das unsichtbare Urbild gerichtet ist. Von dieser Bewunderung, dieser wieder erwachenden Erinnerung und uns plötzlich ergreifenden Begeisterung beginnt alle höhere Erkenntniß und Wahrheit, die also nicht die Furcht des kalten und ganz besonnenen, nach eigner Willkür und Kunst geleiteten Nachdenkens ist, sondern über alle Willkür, kalte Besonnenheit, und bloße Kunst erhaben, und wie durch göttliche Eingebung mitgetheilt.

Plato nimmt also für die Erkenntniß der Gottheit und der göttlichen Dinge eine höhere und übernatürliche Quelle der Erkenntniß an, und dieß ist das eigentlich Unterscheidende seiner Lehre. — Der dialektische Theil seiner Werke ist nur der negative, in welchem er den Irrthum mit großer Kunst widerlegt, oder mit noch größerer und noch von niemanden erreichter Kunst uns Schritt vor Schritt bis an die Schwelle der Wahrheit führt. Wo er aber diese selbst enthüllen will, in dem positiven Theil seiner Lehre, da redet er nach orientalischer Weise nur in Sinnbildern und Mythen, und wie in dichterischer Ahnung; ganz treu und gemäß jenem ersten Grundsatz von einer höhern Erkenntnißquelle, Begeisterung, Eingebung oder Offenbarung. Nicht zu läugnen ist dabei, daß seine Philosophie durchaus unvollendet geblieben, und er selbst in seiner Ansicht nicht zu vollkommner Klarheit und Bestimmtheit gelangt ist. Besonders zeigt sich dieß durch den in seiner Philosophie nicht ganz aufgelösten Zwiespalt zwischen der Vernunft und der Liebe oder der Begeisterung. Da, wo er von der Liebe des Schönen und der göttlichen Begeisterung, welche den Menschen ergreift, redet, wo er es ausdrücklich anerkennt, daß diese Bewegungen, von denen er alle höhere Wahrheit ableitet, den Geist weit über die Gränze des besonnenen Nachdenkens und der kalten Vernunftkunst hinausreißen und

etwas viel Höheres enthalten, als durch diese zu erreichen steht, da scheint er lebendigere und gefühltere Begriffe von Gott und dessen Vollkommenheit anzunehmen und vorauszusetzen; während er da, wo er bloß dialektische Kunst übt, nicht selten in die gewöhnlichen Vorstellungen von einer unveränderlichen und unbedingten Einheit der Vernunft, als dem höchsten Begriff der Vollkommenheit herabsinkt. In diesem Stücke ward er wohl durch den Einfluß und das Ansehen der ältern Philosophen einigermaßen beschränkt; überhaupt blieb seine Lehre so unvollendet, wie er sie ließ, und wie sie die göttliche Wahrheit nur aus Erinnerungen ableitet und nur in Ahnungen aussprach, selbst auch nur eine in Griechenland erneuerte Erinnerung der ältern asiatischen Philosophie, und eine unvollkommene Ahnung des Christenthums, eingehüllt in alle Schönheit und Kunst attischer Geistesbildung und sokratischer Lebensweisheit.

Durch die letztere war er selbst wohl vor Schwärmerei einigermaßen bewahrt, so wie seine nächsten Nachfolger in Athen, die das Gefühl von der Unvollendung seiner Philosophie vielmehr wieder zur Zweifelsucht und zur Skepsis führte. Eigentlich aber lag doch diese Anlage zur Schwärmerei, die sich bei seinen Nachfolgern so mächtig entwickelte, auch schon in seiner Denkart und seinen Grundsätzen selbst. Die Anerkennung einer höhern übernatürlichen Erkenntnißquelle, unbestimmt, wie er sie auffaßte und schilderte, als eine dunkle Erinnerung, eine den Menschen über die Gränzen der Besonnenheit hinausführende Begeisterung und höhere Eingebung, führt nothwendig auf diesen Abweg; so lange nicht etwas Anderes und Festeres hinzukommt, um diese schwankende und unsichere Ahnung des Wahren zu einer bestimmten und deutlichen

Ueberzeugung für die Denkart, zu einem klaren Glauben für das Leben zu gestalten.

Wenn die spätern Nachfolger Plato's daher seine unvollendet gebliebene Lehre durch orientalische Begriffe und Ueberlieferungen zu ergänzen suchten, so war dieß zwar in der Art, wie sie es thaten, der attischen Bildung und dem sokratischen Geiste Plato's oft unangemessen, seiner Philosophie selbst und dem anerkannten Grundsatz einer höhern Erkenntnißquelle war es aber nicht widerstreitend; denn auf eben demselben Grundsatz beruhten ja mehr oder minder auch alle orientalischen Lehrbegriffe und Ueberlieferungen.

Der Hauptgedanke des Aristoteles läßt sich durchaus nicht eben so klar machen, wegen der Unverständlichkeit, über die selbst seine getreuesten Anhänger, von den ältesten Zeiten an, Klage führten. Doch das Resultat über den Geist seiner Philosophie läßt sich anschaulich mittheilen, und hängt genau zusammen mit eben jener allgemein anerkannten und getadelten Unverständlichkeit. Wie geschieht es denn aber, daß dieser große Geist, der Sprache wie des Denkens vollkommen Meister, in jedem Gebiete der Erfahrung der hellste Beobachter und scharfsinnigste Beurtheiler, dabei der eigentliche Erfinder des deutlichen und bestimmten Denkens, der wenigstens das wissenschaftliche Nachdenken und die Vernunftkunst zuerst auf Grundsätze und in ein System gebracht hat, doch über die eigentlichen und höchsten Fragen von der Bestimmung und vom Ursprung des Menschen, von Gott und von der Welt so durchaus dunkel, unbefriedigend und ganz unverständlich antwortet? Es liegt darin, daß er Vernunft und Erfahrung allein als Quelle der Erkenntniß anerkennt, indem jene höhere, von Plato angedeutete Erkenntnißquelle ihm nicht genügte, oder ihm doch zu unwissenschaftlich schien. Beide, Vernunft und

Erfahrung, sucht er durch allerlei dazwischen eingeschobene Mittelglieder in Verbindung zu setzen. So sehr liebte er überall diese Weise, daß er selbst die Tugend nur in der Vermeidung der Extreme suchte, und als den Mittelpunct zwischen zwei entgegenstehenden Fehlern erklärte. Um in der wissenschaftlichen Betrachtung der äußern Welt den alten Streit zu schlichten, zwischen dem Gedanken des keiner Veränderung unterworfenen Ewigen, und der in der Erscheinung sich kund gebenden stäten Veränderlichkeit aller Dinge, nahm er zu einer ähnlichen Auflösung seine Zuflucht. Die erste, göttliche Ursache aller Bewegung, sagt er, sei selbst unbeweglich, in dieser unserer sublunarischen Welt alles einer stäten Veränderung und Bewegung unterworfen; in die Mitte zwischen diesen beiden entgegenstehenden Extremen stellte er den siderischen Himmel oder die astralische Welt, die zwar nicht durch sich selbst in Bewegung gesetzt werde, aber doch der ersten göttlichen Ursache näher stehe, weil ihre kreisförmige Bewegung vollkommen und ewig ist. Auf gleiche Weise schob er, um die große Kluft zwischen der Sinnlichkeit und der Vernunft auszufüllen, den Begriff eines passiven leidenden Verstandes, eines objectiven Gemeinsinns zwischen Beide ein. Alles dieses kann als erfinderisch und scharfsinnig bewundert werden, wenn es auch nicht vollkommen befriedigend gefunden wird; ja, es kann sogar diese Methode zu dem glücklichsten Erfolge führen, da, wo es darauf ankommt, irgend einen besondern Gegenstand, wie er gegeben ist, vollständig aufzufassen und von allen Seiten zu durchdenken. Ueber jene höchsten Fragen aber, welche der Mensch nie unterlassen kann sich aufzuwerfen, von seiner eignen Bestimmung, von Gott und wie das Räthsel der Welt, alles Dasein und dessen erste Ursache zu verstehen und zu erklären ist, darüber giebt weder Erfahrung noch Vernunft einen be-

friedigenden Aufschluß. Die sinnliche Erfahrung allein führt nur zum Abläugnen und zum Unglauben; die Vernunft verwirrt sich in sich selbst, und kann auf jene eigentlich doch so einfachen und unvermeidlichen Fragen nur unverständliche Formeln zur Antwort geben. Dies Letzte trifft besonders den Aristoteles, dessen Philosophie in der Mitte schwebt zwischen bodenlosem Idealismus und dem System der Erfahrung. Sieht man auf die größere Menge seiner Werke und Untersuchungen, besonders in dem angewandten Gebiete der Naturkunde oder des Lebens, so scheint das Letztere zu überwiegen, und Aristoteles stellt sich uns dar als der Meister aller Empirie aus dem ganzen Alterthum, nicht bloß durch den Umfang seines Wissens, sondern auch zufolge der Verfahrungsart beim Untersuchen und der diese leitenden Grundsätze. Der Grundbegriff seiner ganzen höhern Philosophie ist aber wohl unstreitig der idealistische Begriff der sich selbst bestimmenden Thätigkeit oder Entelechie. Giebt er uns nun statt der höhern lebendigen Wahrnehmung des Ganzen bloß einzelne Beobachtungen über das Einzelne, oder, wo er das Ganze und Erste erfassen möchte, leere Formeln und bloße Abstractionen über das Wesen der Dinge; so ist das Eine oder das Andere allen begegnet, welche dem Aristoteles auf ähnlichem Wege gefolgt sind, und die alles aus dem eignen Selbst, aus der Vernunft oder der Erfahrung schöpfen, durchaus aber keine höhere Erkenntnißquelle, keine göttliche Offenbarung und Ueberlieferung der Wahrheit anerkennen wollen.

Deren aber, die in der Philosophie den gleichen, oder einen ähnlichen Weg betreten haben, wie Aristoteles, sind unzählige. Er selbst zwar hatte im Alterthum nur wenige einzelne Nachfolger; dann kam eine Zeit, wo eine Legion von Schülern auf allen Lehrstühlen des Morgen- und des Abend-

landes sich zu seinen Lehren bekannte, ohne jedoch den Geist des Meisters zu erfassen. Seitdem man den Lehrer entgelten ließ, was die Schüler verschuldeten, und den man eben erst vergöttert hatte, nun ganz verwarf und verschmähte, gab es bis auf unsere Zeiten Viele, die, ohne es selbst zu wissen, Anhänger des Aristoteles waren; theils solche, die ihn wenig oder gar nicht kannten, oder auch wohl solche, die als seine leidenschaftlichsten Tadler und Gegner auftraten. Das Erste gilt von den Wenigen, welche auf dem Wege des tiefen Selbstdenkens in den Abweg der gleichen idealistischen Unverständlichkeit gerathen sind; das Andere aber trifft die, welche, von Locke anzufangen, die Erfahrung allein als einzige Erkenntnißquelle auch für die Philosophie gelten lassen wollen, wobei sie doch, sobald sie wissenschaftlich verfahren wollen, dem abstracten Denken nie ganz entsagen, also auch ein dem aristotelischen ähnliches Formelwesen nicht vermeiden können.

So haben diese beiden großen Geister, Plato und Aristoteles, das ganze Gebiet des menschlichen Denkens und Wissens gewissermaßen erschöpft. Sie wurden von ihren Zeitgenossen nur sehr unvollkommen erkannt, hatten aber einen desto größern Einfluß auf die Nachwelt, deren Geist sie viele Zeiten hindurch nicht nur in allen wissenschaftlichen Angelegenheiten fast ausschließend leiteten, sondern auch oft in den Grundsätzen bestimmten, die für das Leben gelten. Noch jetzt, nachdem der menschliche Geist zwei Jahrtausende älter, und durch so viele Entdeckungen erweitert und bereichert worden ist; nachdem wir die wenigen Bücher, die Plato gelesen haben konnte, durch ganze Bibliotheken von merkwürdigen Urkunden des Alterthums, oder Versuchen des forschenden Scharfsinnes ersetzen können; nachdem die Ansichten des Aristoteles vom Weltsystem uns wie Begriffe der Kindheit erscheinen; nachdem

wir endlich der Religion eine lebendigere Ansicht von Gott und eine tiefere Erkenntniß des Menschen verdanken; bewähren sich jene beiden Denker gleichwohl so ganz in ihrer Größe, daß man sagen darf, sie bezeichnen noch immer den Umfang des menschlichen Geistes, und noch jetzt ist jede Philosophie unvermeidlich entweder platonisch oder aristotelisch, oder ein Versuch, beide Geisteswege glücklich oder unglücklich zu verschmelzen. Wer irgend eine höhere Ueberlieferung der Wahrheit und Quelle der Erkenntniß zugiebt, der berührt eben damit auch den Plato und betritt das Gebiet seiner Philosophie, die ja ohnehin kein beschränkendes System, sondern eine sokratische Kunst und ein freier, aller Erweiterung fähiger Geisteswег ist. Für Alle aber, welche den andern Weg der Vernunft und der Erfahrung wählen, wird es schwer und fast unmöglich sein, den Aristoteles zu umgehen oder zu übertreffen. Auf diesem Wege und in seiner Art ist er unübertrefflich groß. Geister, welche die ganze Erfahrung ihres Zeitalters so umfaßt und wissenschaftlich beherrscht hätten, bietet die Weltgeschichte nur noch wenige dar; der Vernunft aber war er vollkommen Meister, wie kein Anderer.

Aus diesen beiden Elementen war die spätere Philosophie der Griechen zusammengesetzt; für die Kunst vortrefflich, für das Wissen umfassend, für die Wahrheit sehr ungenügend. Plato's Geist blieb herrschend, und ward es immer mehr, nur suchte man ihn für die äußere wissenschaftliche Form, die ihm fehlte, durch den Aristoteles, für die innere Vollständigkeit der Ansicht aber, durch die verschiedenen orientalischen Ansichten und Ueberlieferungen zu ergänzen.

Bei einer durchaus verschiedenen, mehr auf die äußere Erscheinung des Lebens, auf das Schöne, und die heitern Gestalten der Kunst gerichteten Geistesbildung, wie es die der

Griechen war; bei einem, diesem geistreichen Volke leicht zu verzeihenden Bewußtsein dieser Vorzüge und einer gewissen lebhaften Nationaleitelkeit hatten doch die tiefer Forschenden unter ihnen, in den frühern wie in den spätern Zeiten eine hohe Ehrfurcht vor dem Ernst und der Erhabenheit der orientalischen Denkart. Es waren ihre Blicke am meisten auf Aegypten gerichtet, als der alten Quelle, aus welcher sie selbst auch ihre eigne Götterlehre und Ueberlieferungen ableiteten; als der entferntere Hintergrund ihrer geistigen Welt erschien ihnen Indien. Ungleich fremder blieb ihnen der Glaube der Hebräer, und eben so abgesondert und ganz entfernt von ihrer Denkart war auch der Gottesdienst der Perser. Mit den Aegyptern, Phöniciern, den Völkern in Klein-Asien fühlten sich die Griechen durch das Band eines gemeinschaftlichen Götterdienstes verknüpft, der bei allen Verschiedenheiten doch unläugbar nicht bloß in manchem Einzelnen, sondern auch in einer ähnlichen Grundlage des Ganzen übereinstimmte. Von den Hebräern, und zum Theil auch von den Persern, fühlten die andern uns bekanntern Völker des Alterthums sich durch eine wahrhaft und wesentlich verschiedene Religion ganz getrennt. Seitdem die mosaische Urkunde unter dem großen Philadelphus in griechische Sprache übertragen war, mochte wohl auch vor Longin mancher schon die Erhabenheit derselben gefühlt und bewundert, mancher, wie später so oft geschah, versucht haben, den Moses platonisch zu deuten, oder gar den Plato aus dem Moses abzuleiten, wie so viele zu verschiedenen Zeiten versucht haben. Im Ganzen aber blieb der Glaube und die Lebenseinrichtung der Hebräer, wie später die Lehre der Christen, den Griechen und Römern eine ganz fremde Erscheinung, in welche sie sich nicht recht zu finden wußten, und über die sie auch noch späterhin bei genauerer Bekanntschaft die sonderbarsten

Urtheile fällten. Es konnte nicht wohl anders sein, da selbst die erste und einfachste Ansicht vom Menschen und vom Anfang seines Daseins, so wie vom Ursprunge aller Erkenntniß und Geistesbildung, die hier, und die dort herrschte, so ganz verschieden war. Nach der bei den Griechen und Römern herrschenden Ansicht waren die ältesten Menschen als Urvölker überall aus der Erde hervorgewachsen, so wie die Gluth der Sonne im feuchten Stoff und Schlamm oft allerlei Lebendiges erzeugt, oder doch erweckt, da die Natur, deren innere Kraft immer in Gährung und Thätigkeit ist, jede Gelegenheit ergreift, mancherlei sich selbst Bewegendes und Beseeltes, wenn auch nicht in der vollkommensten Entwickelung und Gestalt, auszubrüten. In dieser Ansicht war das eine Element des Menschen, die Erde, zu sehr nur allein in Betrachtung gezogen; das andere höhere Element, der göttliche Funken im menschlichen Geist, schien ihnen durch einen Raub dem Himmel entrissen und zum Lohn der wohlgelungenen Frevelthat nun sein eigen geblieben. Moses dagegen lehrte, nicht überall und nach Zufall sei der Mensch aufgewachsen, sondern an einen bestimmten Ort sei er auf Erden durch eine Hand von oben hingestellt worden; der höhere Gottes-Geist aber sei nicht durch einen Raub und die eigne Kühnheit sein geworden, sondern aus Liebe ihm mitgetheilt. Für die älteste Geschichte des Menschen, auch für die seines Geistes tritt Folgendes als Vereinigungspunkt aller übrigen aus dieser Lehre hervor. Der älteste Wohnsitz des Menschen, und seiner Entwickelung, sei das mittlere Asien, zwischen dem Euphrat und Tigris, dem Gihon, Ganges und dem südlichen Meere; durch eine große allgemeine Katastrophe von Naturverwüstung sei die jetzige Menschheit von einer ältern untergegangenen durchaus getrennt. Die Völker, die nach jener Katastrophe sich wieder gebildet haben, bestehen aus drei

großen, an Geist und Charakter sehr verschiedenen Familien. Der eine, am meisten in eben jenem mittlern Asien ausgebreitete Stamm von der frühesten Zeit erleuchteter als die übrigen; dann ein zweiter besonders im Norden ausgebreiteter Stamm von rohen, aber unverdorbenen und minder sittlich entarteten Naturvölkern, die eben deßwegen von den Vorzügen der früher erleuchteten Völker späterhin den meisten Vortheil gezogen; endlich ein Geschlecht von Völkern, die schon früh an aller höhern Erkenntniß und Bildung Antheil hatten, dieselbe aber durch das äußerste sittliche Verderben und die daher entspringende Geistesverwilderung auch schon in der ältesten Zeit entstellten und herabwürdigten. Diese Ansicht wird so sehr durch Zeugnisse und Denkmale der Urwelt, je mehr wir deren kennen lernen, durch alle Forschungen, je mehr sich dieselben erweitern und fester begründen, bestätigt, daß man sie als die Grundlage aller historischen Wahrheit betrachten kann. Beide Theile unserer Offenbarung, die mosaische Ueberlieferung und die Verkündigung des Christenthums sind auf verschiedene Weise der Mittelpunkt aller Geschichte des menschlichen Geistes. Das Christenthum gab der ganzen gebildeten Römerwelt und dem neuern Europa einen neuen Glauben, neue Sitten und Gesetze, eine durchaus neue Lebenseinrichtung, und eben dadurch in der Folge, da Kunst und Wissenschaft doch immer aus der Denkart und dem Leben hervorgehen und an beide sich anschließen müssen, auch eine neue und durchaus eigenthümliche, von der alten ganz verschiedene Kunst und Wissenschaft. Die Mosaische Ueberlieferung aber stellt uns erst in den rechten Mittelpunkt, aus dem man allein die übrige orientalische Geistesbildung übersehen kann. Nicht, als ob diese Geistesbildung bei einem oder dem andern Volke nicht auch ein sehr hohes Alterthum hätte, so wie bei den Aegyptern.

Ein solches Alterthum wird selbst durch Denkmale unwiderleglich erwiesen: vor jenen Riesenwerken der Baukunst, deren Trümmer der Reisende noch jetzt bewundert, staunte schon vor zwei und zwanzig Jahrhunderten Herodot, und schrieb sie einer fernen Vorzeit zu. Schon vor Moses gab es Hieroglyphen, und er selbst war erfahren in aller Weisheit der Aegypter. Mit Recht aber wurden Wissenschaft und Kunst, die als geweihte Gefäße göttliche Wahrheit enthalten, und nur ihr dienen sollen, den Aegyptern entrissen, welche sie aufs schlechteste anwandten und aufs schnödeste mißbrauchten. Um diesen Vorzug der mosaischen Urkunde vor allen andern asiatischen Ueberlieferungen, daß die Quelle der Wahrheit hier rein und lauter fließt, nicht anzuerkennen, haben viele Neuere jeden möglichen Ausweg versucht. Bald haben sie alle Weisheit aus Aegypten abgeleitet, wie von Alters her schon oft geschehen; andere haben die chinesische Staats- und Lebenseinrichtung als die reinste gepriesen, oder ein atlantisches Urvolk im Norden erdichten wollen, oder sie haben sich von der Bewunderung des Tiefsinns und der Schönheit der indischen Geisteswerke so weit hinreißen lassen, daß sie auch sogar die offenbar fabelhafte Chronologie der Brahminen gelten lassen, und dadurch alle Kritik verläugnen, überhaupt aber lieber alles mögliche Unwahrscheinliche oder Erdichtete annehmen und behaupten, um nur nicht an die einfache Wahrheit zu glauben.

Unter den Völkern, welche an jener orientalischen Geistesbildung Theil hatten, deren hohes Alterthum in Aegypten, Persien und Indien durch Denkmale bewiesen ist, waren die Perser in ihrem Glauben und ihrer Ueberlieferung den Hebräern am meisten verwandt; von der griechischen Denkart standen sie eben deßhalb sehr weit ab. Unter dem milden Schutz der ihnen befreundeten persischen Herrscher sammelte sich das

zerstreute Volk der Hebräer wieder, und der zerstörte Tempel erhob sich von neuem. Den ägyptischen Gottesdienst haßten dagegen die Perser eben so sehr, wie nur immer die Hebräer ihn hassen konnten; der Druck der Perser in Aegypten war eben dadurch hart, daß sie dessen Religion ausrotten wollten, die ihnen als der verwerflichste Aberglaube und Götzendienst erschien. Noch ehe der Grieche Gelon, in einem Bündniß mit den Karthagern, nach der seinem Volke eignen Humanität festsetzte, daß sie der Menschenopfer in Zukunft sich enthalten sollten, hatte der persische Kaiser Darius ihnen diese Gräuel untersagt, vermuthlich aus Gründen der Religion. Die Perser verehrten und erkannten denselben Gott des Lichts und der Wahrheit, wie die Hebräer, obwohl viel Erdichtetes und bloß Mythologisches, und mancher wesentliche Irrthum dieser Erkenntniß der Wahrheit beigemischt war. Die heilige Schrift selbst nennt den Cyrus einen Gesalbten des Herrn, was bei aller Dankbarkeit nie von einem ägyptischen Pharao gesagt werden würde. Die ganze Lebenseinrichtung der Perser, ja selbst die Staatsverfassung des persischen Kaiserthums, war auf diesem hohen Glauben gegründet; der Monarch sollte als Sonne der Gerechtigkeit ein sichtbares Abbild des höchsten Gottes und des ewigen Lichts sein; die sieben ersten Fürsten des Reichs entsprachen den Amshaspands, oder den sieben unsichtbaren Gewalten, welche als die Ersten in der Geisterwelt, die verschiedenen Kräfte und Regionen der Natur beherrschen. Eine solche Ansicht war den Griechen ganz fremd. Derselbe König von Syrien, welcher die Hebräer wegen ihres Glaubens so hart verfolgte und zum griechischen Götterdienst zwingen wollte, verfolgte auch die persische Religion. Selbst Alexander hatte den Orden der Magier ausrotten wollen, wohl nicht bloß um die Herrschaft allein zu haben, sondern, weil sie seiner Haupt-

absicht entgegen standen. Er wollte die Perser und die Griechen zu einer Nation verschmelzen, und da fand nun freilich kein Mittelweg Statt, wie dieser Zweck erreicht werden sollte; entweder die Griechen mußten den Feuerdienst annehmen und ihre Tempel verlassen, deren die Perser unter Xerxes so viele, als dem Aberglauben und der Abgötterei dienend, zerstört hatten, oder die Lehre des Zoroaster mußte ausgerottet, und griechischer oder ägyptischer Gottesdienst in Persien eingeführt werden.

Der wesentlichste Irrthum der persischen Lehre bestand darin, daß sie jene Gewalt, welche allem Lichten und Guten entgegenstrebt, wohl anerkannten, dagegen aber nicht einsahen, daß, wie weit verbreitet auch der Einfluß derselben im Menschen und in der Natur erscheinen möge, dieselbe doch gegen Gott gehalten für Nichts zu achten sei; daß sie mit einem Worte ein zweifaches Grundwesen, eine gute und eine böse Gottheit annehmen.

Mehrere Ausleger der neuesten Zeit haben bei dieser einmal nicht zu läugnenden Aehnlichkeit der persischen Gottesverehrung und des Glaubens der Hebräer die Sache umkehren, und so erklären wollen, als hätten die Hebräer während ihrer Verbannung und gewaltsamen Verpflanzung in das große Reich vieles, oder wohl gar alles von den Persern erst entlehnt und erlernt. Diese willkürliche Annahme muß auch dem bloß historischen Forscher schon dadurch auffallen, daß sie den Zusammenhang der Perser und Hebräer für so gar neu und jung hält, da er doch nach dem Zeugniß beider Nationen und nach der innern Beschaffenheit der Sache uralt sein muß, und sich bei tieferer Forschung wohl ganz etwas anders darüber ergeben möchte, als jene allzu oberflächlichen Hypothesen vermeinen. Es wird aber dadurch auch ein ganz falscher Gesichts-

punct aufgestellt. Der Vorzug der Hebräer vor allen andern asiatischen Völkern besteht einzig und allein darin, daß sie die ihnen anvertraute Wahrheit und höhere Erkenntniß, während dieselbe bei allen andern Völkern gar nicht bekannt, wieder erloschen oder durch die wildesten Dichtungen und zum Theil gräßliche Irrthümer entstellt war, rein und unverfälscht, mit der strengsten Treue, in blindem Gehorsam und Glauben, wie ein eingehändigtes Unterpfand und ihnen selbst oft verschlossen gebliebenes Gut, auf die Nachwelt gebracht und erhalten haben. Diesen, wenn man will, mehr negativen Vorzug und Charakter tragen alle heiligen Schriften der Hebräer, besonders aber die mosaischen, an sich. Was für seine Nation als Gesetz praktisch werden sollte, das ist mit der strengsten Bestimmtheit ausgesprochen; allgemein verständlich ist dasjenige im Anfange seiner Erzählung, was den innern Menschen berührt, so verständlich, daß es sich auch dem ganz Unwissenden, einem Wilden, ja jedem Kinde, so bald es nur sprechen kann, leicht begreiflich und ganz klar machen läßt. Deutlich ist auch das Allgemeine von der Geschichte, und von der gemeinschaftlichen Abstammung und den ältesten Schicksalen des Menschengeschlechts, so weit es für den Glauben nothwendig ist. Anderes aber, was nur zur Befriedigung einer höhern Wißbegierde dienen würde, ist allerdings bei Moses in Geheimniß eingehüllt. Was er von den zehn ersten Ahnherrn und Stammvätern der Urwelt mit hieroglyphischer Kürze andeutet, das hat den Persern, den Indiern, den Chinesen Stoff zu ganzen Bänden voll Mythologieen und halb dichterischen, halb metaphysischen Sagen geliehen. Der Vorzug einer üppiger dichtenden Phantasie und erfinderischen Metaphysik, ja einer tiefern Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte mag man denn auch gern den Persern vor den Hebräern zugestehen. Zu dem

Endzweck, zu welchem diese auserwählt waren, durften die Hebräer in allem diesen andern Völkern nachstehen, wie in der Astronomie, der bildenden Kunst, oder worin diese sonst noch groß waren. Nur über solche Fragen, welche bei noch weniger deutlichen Aussichten in die Zukunft das Vertrauen auf Gott schwankend machen könnten, enthält die Darstellung der Leiden Hiobs einen Aufschluß. Eine Darstellung, die, auch nur als solche betrachtet, zu dem Eigenthümlichsten und Erhabensten gehört, was aus der Vorwelt übrig geblieben ist. Nicht mehr ganz in das mosaische Geheimniß eingehüllt, deutlicher spricht sich die den Hebräern eigene und ihnen anvertraute höhere Erkenntniß und Gottesansicht in den Gesängen Davids, den Sinnbildern Salomons und den Weissagungen Jesaias aus; mit einem Glanz und einer Hoheit, die, auch nur als Poesie beurtheilt, Bewunderung erregt und, über allen Vergleich erhaben, jede schmähende Anfeindung darniederschlägt; eine Feuerquelle göttlicher Begeisterung, aus der die größten Dichter, auch der Neuern bis auf unsere Zeit, sich zu ihrem kühnsten Aufschwung ermuthigt haben. Gleichwohl ist auch diese Klarheit immer nur noch eine prophetische, halb verhüllte, die volle Entwickelung erst in der Zukunft erwartend. Ueberhaupt ist die eigentlich blühende Zeit der Hebräer nicht von langer Dauer gewesen; fast nie kam die mosaische Gesetzgebung und Lebenseinrichtung ganz und vollständig zur Wirklichkeit, denn nie erfüllte das Volk die Absicht des göttlichen Gesetzgebers. Die Hütte des Heiligthums, lange Zeit mit den Schicksalen des geprüften Volkes in der Wüste umherwandernd, stieg nur auf kurze Zeit unter Salomo als vollendeter Tempel in aller Herrlichkeit empor. Bald ward er durch eigne Schuld zerstört, und als er unter dem Schutz der persischen Herrscher wieder auferbaut ward, da wurden die

Schätze und Denkmale der Vorwelt wohl wieder gesammelt und aufbewahrt, aber die eigentlich blühende Zeit des hebräischen Geistes war größtentheils vorüber, und wie die Römer, konnten die spätern Juden der immer mehr bei ihnen eindringenden griechischen Denkart, Bildung und Sprache sich nicht mehr erwehren.

Sieht man auf den bloß dichterischen Theil der persischen Religion, so hat dieselbe von dieser Seite weit mehr Aehnlichkeit mit der nordischen, als mit der griechischen Götterlehre. Dieselbe geistige Verehrung der Natur, des Lichts, des Feuers und der andern reinen Elemente, welche im Zendavesta gesetzlich und liturgisch angeordnet wird, athmet auch, nur in ganz poetischer Gestalt, aus der Edda. Eine ähnliche Ansicht von den Geistern, welche die Natur beherrschen und erfüllen, brachte ähnliche Dichtungen von Riesen, Zwergen und allen Zaubererscheinungen schon in der ältern nordischen, wie in der persischen Sage und Poesie hervor.

Das hohe Alterthum der indischen Mythologie wird im Ganzen durch die alten Denkmale der indischen Baukunst bewiesen. Diese Denkmale sind in ihrer Riesengröße, und ihrer ganzen Beschaffenheit durchaus den ägyptischen ähnlich, und wir können nicht wohl umhin, ihnen nach aller Wahrscheinlichkeit auch ein eben so hohes Alterthum beizulegen. Alle diese Denkmale, jene ägyptischen, mit Hieroglyphen bedeckten Riesenwerke, die Trümmer der großen Burg von Persepolis, mit ihren vielen Gestalten, und ihren noch unverstandenen Schriftzeichen, endlich die in Indien sich vorfindende, in Felsen ausgehauene Mythologie versetzt uns in eine sehr entfernte Vorwelt, von der wir uns ganz getrennt fühlen, und die für uns beinahe untergegangen ist. Man könnte sagen, so wie die Völkergeschichte ihr Heldenalter habe, so wie der jetzigen

Epoche der Natur eine andere ältere voranging, wovon noch die Spuren so vieler Revolutionen zeugen, und die zahlreichen Reste von untergegangenen Thiergeschlechtern von riesenhafter Größe; so hat auch die Geistesbildung und Dichtungskraft ihre wunderbare und gigantische Vorzeit gehabt, wo noch alle Begriffe, Dichtungen und Ahnungen, die sich nachher zur Poesie entfalteten, und dann in den Werken der Rede, weiter bearbeitet, zu einer eigentlichen Philosophie und Literatur wurden; alle Kenntnisse oder Irrthümer, die man besaß, Sternkunde, Zeitrechnung, Menschen- und Völkergeschichte, Götterlehre und Gesetzgebung, in großen Werken der Sculptur niedergelegt wurden. Von den beiden großen Heldengedichten der Indier, welche noch vorhanden sind, besingt das eine den Rama, welcher den südlichen, von wilden Bewohnern bevölkerten Theil der Halbinsel, nebst der Insel Ceylon erobert haben soll. Es ist der Lieblingsheld der Nation, der in aller Herrlichkeit und Fülle der Jugendkraft, der Schönheit, des Adels und der Liebe, meistens aber unglücklich, verbannt, und in stätem Kampf mit Gefahren und Leiden dargestellt wird. Ein Charakter und eine Ansicht des Heldenlebens, welche sich nur mit andern Localfarben, fast unter allen Himmelsstrichen, in jeder schönen und glücklich entwickelten Sage wiederfindet. In der Blüthe der Jugend und Schönheit, auf dem Gipfel des Sieges, der Kraft und der Freude, ergreift den Menschen oft am ersten ein tiefes Gefühl von der flüchtigen Nichtigkeit dieses Daseins, welches er sein Leben nennt. Dieses Heldengedicht von Rama scheint mir, so wie es noch vorhanden ist, nach einigen mir bekannt gewordenen Proben, ein Werk von hoher Schönheit zu sein, etwa das Mittel haltend zwischen der homerischen Einfalt und Klarheit der Darstellung, und der Fülle der Phantasie, welche die persische Dichtkunst auszeichnet. Das andere

indische, die ganze Mythologie umfassende, große Heldengedicht, der Mahabharat, besingt den allgemeinen Kampf, welcher die Helden, die Götter und Riesen gegen einander bewaffnete. In einer ähnlichen Dichtung von einem wunderbaren Helden= und Götterkriege, haben die Sänger der Vorwelt fast bei jedem Volke, das eine alte Sage besitzt, ihre Ahndungen und Erinnerungen von einer noch wilder und größer wirkenden und noch im Kampf ringenden Natur, und von dem tragischen Untergange einer frühern Heldenwelt sinnbildlich niedergelegt. In wie späten Zeiten auch beide indische Heldengedichte, der Ramayan und Mahabharat mögen überarbeitet und in ihre jetzige Gestalt gebracht worden sein, das Wesentliche der Dichtung ist alt, denn es ist größtentheils abgebildet und in Felsen gehauen auf jenen Denkmalen der Urwelt noch vorhanden.

Fragen wir nun, was von der indischen Lehre etwa in Europa auch schon in ältern Zeiten bekannt geworden, oder dahin gekommen sein möchte, so bietet sich als eine solche aus Indien herstammende Ueberlieferung vorzüglich die Lehre von der Seelenwanderung dar, die Pythagoras zu den Griechen brachte. Für diese war es offenbar eine ganz neue und fremde Erscheinung. In Indien ist dieser Begriff herrschend gewesen, von den ältesten Zeiten an, wo man nur anfing einige Kunde von Indien zu erhalten; ja man kann sagen, die ganze Denkart nicht nur, sondern die ganze Lebenseinrichtung der Indier ist auf diesen Begriff gegründet. Hier ist also dieser Begriff gleichsam einheimisch; das war er in Aegypten nicht, wenn gleich Pythagoras ihn zunächst von dorther erhalten hatte, wenigstens allgemein herrschend kann er in Aegypten nicht gewesen sein. Dieß läßt sich aus der den Aegyptern ganz eigenthümlichen Behandlungsart ihrer Todten schließen. Es ist dem Menschen eine gewisse fast ängstliche Schonung

und heilige Scheu gegen den entseelten Körper der Verstorbenen so tief eingepflanzt, daß uns nichts mehr beleidigt und nichts unverzeihlicher dünkt, als eine Verletzung dieses Gefühls. Die bei verschiedenen Völkern herrschende Behandlungsart der Todten, ist nicht nur für ihre sittliche Denkart und Bildung sehr wichtig, sondern auch um so merkwürdiger, da sie meistens mit ihren innersten religiösen Vorstellungen und Gefühlen zusammenhängt; und so mag es denn verzeihlich sein, einen Augenblick dabei zu verweilen. Die bei den Griechen beliebte Verbrennung der Verstorbenen ist schon im hohen Alterthume üblich gewesen. Sie entspricht wohl dem Gefühl, wenigstens hat sie für die Einbildungskraft viel Anziehendes. Mit der Flamme steigt der Lebensgeist frei und gereinigt zum Himmel empor; der irdische Antheil bleibt als Asche, auch so noch ein geliebtes Andenken zurück. Der sonderbarste und für das Gefühl am meisten empörende Gebrauch herrschte bei den Anhängern des Zoroaster, und hat sich noch in Thibet erhalten. Aus einem mißverstandenen Begriff, um nicht das Feuer und die Erde, als heilige und reine Elemente durch die Berührung des Todten zu verunreinigen, werden die Leichen in eignen dazu bestimmten, von hohen Mauern eingeschlossenen Behältern ausgeworfen, den wilden Thieren und den Vögeln zum Raube überlassen. Die in unserer Religion herrschende Begräbnißart könnte wohl, wenn nur immer mit hinreichender Sorgfalt und Schonung verfahren würde, der Natur am angemessensten scheinen. Der Erde wird wiedergegeben, was von ihr genommen war, und ihrem mütterlichen Schooß wird der irdische Leichnam als eine Aussaat für die Zukunft anvertraut. Daß der Körper selbst da ruht, macht das Andenken seiner Ruhestätte dem Gefühle werther und bedeutender, als wenn sich das Andenken an eine leere Stelle heften soll, oder der Körper schon

wieder in den allgemeinen Stoff der Elemente aufgelöst worden. Das sonderbare Einbalsamiren der ägyptischen Mumien ist mit der Ueberzeugung und indischen Ansicht von der Seelenwanderung nach meinem Bedünken nicht völlig vereinbar. Es scheint vielmehr dieser Gebrauch ein dunkles Gefühl vorauszusetzen, daß auch diese scheinbar todte Materie für den Menschen noch sehr wichtig sei, nach einem vielleicht nur mißverstandenen, und zu körperlich genommenen Begriff, daß das Band zwischen der Seele und dieser Materie nicht ganz aufgehoben sei, daß es vielleicht wieder angeknüpft werden solle, daß auch diese Materie an der Unsterblichkeit ihren Theil haben, und von neuem belebt und wieder erweckt werden solle. Andere haben denselben ägyptischen Gebrauch auf eine materielle Denkart gedeutet: als suchen diejenigen den Leichnam um so ängstlicher vor der Verwesung zu verwahren, welche keine Unsterblichkeit der Seele glauben.

Mir scheint jene Erklärungsweise natürlicher. In den vielen geheimen Gesellschaften, die in Aegypten verbreitet waren, herrschten manche, von dem gemeinen Volksaberglauben, der nirgends abergläubischer war als in Aegypten, ganz abweichende Vorstellungen und Ansichten; bisweilen vielleicht ein helles Licht, unter der dichtesten Finsterniß, gewiß aber vielerlei und mannigfach verschiedene Ansichten. So konnte also auch Pythagoras eine Lehre in Aegypten kennen lernen, die eigentlich da nicht die herrschende und allgemeine, sondern ursprünglich indisch war.

Die indische Lehre von der Seelenwanderung aber beruhte auf der Vorstellung, daß alle Wesen von Gott entsprungen und ausgeflossen seien, hier in dieser Welt sich aber in einem durchaus herabgesunkenen und unglücklichen Zustande der Unvollkommenheit befänden, aus welchem Zustande die Wesen

überhaupt und die Menschen insbesondere durch mancherlei Kreise von Verwandlungen der Gestalt, und Wanderungen der Seele entweder durch eigne Schuld immer tiefer herabsänken, oder aber durch innere Reinigung ihres ganzen Wesens sich der Vollkommenheit wieder nähern und zu ihrem göttlichen Ursprung wieder zurückkehren könnten.

Dieses stimmt allerdings in der Hauptsache einigermaßen mit der platonischen Philosophie überein, deren Verwandtschaft mit der orientalischen Denkart, so wie der Einfluß der letztern auf die Geistesbildung von Europa, der Gegenstand der gegenwärtigen Betrachtung sein sollte.

Fünfte Vorlesung.

Literatur, Denkart und Geistesbildung der Indier. Rückblick auf Europa.

Das äußerste Land gegen Osten, wovon die Griechen eine etwas bestimmtere, wenn gleich noch mangelhafte Kunde hatten, ist Indien. Als Eroberer haben sie es mehr als einmal betreten, dort sogar auf eine kurze Zeit in einem Theile des Landes eine Herrschaft gegründet. Die Küsten des Landes und was ihnen sonst zugänglich war, haben sie durch eigne Entdeckungsreisen untersucht und beobachtet. Fortdauernd blieb die Handelsverbindung mit Alexandrien und dem griechisch gewordenen Aegypten, und auch an einem geistigen Verkehr und Einfluß, der vielleicht gegenseitig war, ist nicht zu zweifeln. Mit dem noch fernern Osten aber, mit China haben die Griechen, und hat das ältere Europa und Abendland überhaupt keinen unmittelbaren Verkehr, auch nur sehr unbestimmte Kunde von daher gehabt.

Wie die in Indien durchaus eigenthümliche und daselbst ganz einheimische Lehre von der Seelenwanderung, über Aegypten, durch Pythagoras an die Griechen gekommen sei, denen sie ursprünglich durchaus fremd war, darüber habe ich mitgetheilt, was ich für das Wahrscheinlichste halte. Der indische

Handel ist so alt, als nur überhaupt die ältesten historischen Nachrichten von schon gebildeten Völkern hinaufreichen. Alexander und nach ihm die Ptolemäer, besonders Philadelphus, haben diesem Handel jene große Straße gebahnt, welcher Aegypten seinen Flor und Reichthum unter diesen Beherrschern verdankte. Auch unter den Römern behielt der indische Handel diesen Weg, der wohl eigentlich der nächste und natürlichste ist und der unter manchen Abwechselungen fortgedauert hat, bis durch die Umsegelung von Afrika ein anderer Weg entdeckt ward. Würden aber wohl Alexander und die Ptolemäer diesen großen Plan gefaßt und ausgeführt haben, wenn nicht einiger Verkehr auf eben diesem Wege schon früher Statt gefunden hätte, wenn nicht einige Erfahrungen derselben Art die Möglichkeit der Ausführung dargethan hätten? An einem solchen ältern Zusammenhange beider Länder ist wohl um so weniger zu zweifeln, da selbst die Kastenverfassung der Aegypter mit der indischen Lebenseinrichtung am meisten übereinstimmt, und die indische Mythologie sich an keine andere so nahe anschließt, als an die ägyptische. Diese Verwandtschaft zwischen beiden Ländern und ihrer Götterlehre hat in unsern Tagen eine so zu sagen ganz sinnliche Bestätigung erhalten. Als in den Ereignissen des letzten Krieges ein indisches Kriegsheer, unter englischer Anführung, in Aegypten landete, erregten jene alten Denkmale, deren Riesengröße der Europäer schon so oft mit dem Erstaunen der unbefriedigten Wißbegierde bewunderte, auf die Indier einen nicht minder starken Eindruck, der aber eine ganz andere Ursache hatte. Sie fielen anbetend auf ihr Antlitz nieder, weil sie die Götter ihrer Heimath vor sich zu sehen glaubten.

Das Volk der Indier, mit seinen einer fernen Vorwelt angehörigen Sitten und Begriffen, den veralteten Gebräuchen,

an denen sie so hartnäckig hängen, und in seiner ganzen, allen andern Völkern so fremden Lebenseinrichtung, kann selbst als ein lebendiges Denkmal, eine noch übrig gebliebene Ruine von dem Zustande der Menschheit im grauen Alterthum, betrachtet werden; und nicht ohne Mitgefühl kann man sie so im Zustande ihrer gegenwärtigen Versunkenheit betrachten.

Als Alexander auf demselben Wege, wie schon andere Eroberer vor ihm und so viele nach ihm, von Persien her, in den Norden von Indien eindrang, da machte der merkwürdige Anblick eines solchen Volkes keinen geringen Eindruck auf den Geist der Griechen, und setzte sie nicht minder in Erstaunen, als die neuern Europäer, als sie das langgesuchte Land endlich wieder gefunden hatten. Freilich trafen sie auch hier vieles ganz Fremde, wie in Aegypten; aber sie wurden doch nicht durch eine, der ihrigen durchaus entgegenstehende Religion abgestoßen, wie bei Hebräern und Persern. Sie fanden sich auch hier, wie in Aegypten, immer noch auf dem ihnen bekannten Gebiete eines dichterischen Polytheismus, der wenigstens in den allerallgemeinsten Grundzügen noch derselbe war, wie der ihrige. Selbst die einzelnen verehrten Götter erkannten sie, obwohl unter etwas veränderter Farbe und Gestalt wieder, oder glaubten sie wieder zu erkennen, welche Uebereinstimmung und Verschiedenheit sie unter den Benennungen eines indischen Herkules und eines indischen Bacchus so treffend bezeichneten. Ueberhaupt ergriffen sie diese neue Erscheinung mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit und auch mit dem ihnen eigenen Scharfsinn einer hellen und treffenden Beobachtung. Wie sehr auch damals schon bei den Griechen die Neigung herrschend werden mochte, alles, was sie auf Alexanders Zügen und in der neuen, für sie mit einem Male erweiterten Welt, wirklich Wunderbares fanden, sahen und be-

obachteten, noch durch hinzugefügte Uebertreibung und Erdichtung zu vermehren; vieles, was in diesen Geschichtschreibern aus Alexanders Zeit für unglaublich gehalten worden ist, weil es fremd war und zu wunderbar schien, hat sich in der neuern Zeit durch eigene Beobachtung als wahr bestätigt, so wie sich auch Vieles von des Ktesias früheren Nachrichten durch neuere Reisende bestätigt hat, was die Griechen, die damals noch mit dem entferntern Osten ganz unbekannt waren, ohne Unterschied für fabelhaft gehalten hatten. Manche leicht zu erklärende Mißgriffe und scheinbare Widersprüche im Einzelnen abgerechnet, stimmt die Darstellung, welche die Griechen in der Hauptsache von Indien entwarfen, mit dem jetzigen Zustande von Indien und mit den besten von den alten Quellen, die uns zugänglich geworden sind, ganz überein; so ganz, daß beides sich gegenseitig zur Bestätigung dienen kann. Jene indischen Einsiedler, deren Seltsamkeit uns Missionäre und Engländer, noch heut zu Tage als Augenzeugen, mit authentisch treuer Beobachtung berichten, von deren Verehrung und eigenthümlicher Lebensweise alle indischen Bücher und Gedichte angefüllt sind, fanden auch die Griechen schon dort, nicht wenig erstaunend über diese Gymnosophisten, wie sie dieselben mit einem eigentlich dazu gebildeten Worte nannten. Zwei philosophische oder religiöse Partheien fanden die Griechen in Indien herrschend: die der Brachmanen und der Samanäer, und noch unterscheiden sich leicht und deutlich in den Quellen und Werken des indischen Alterthums zwei Systeme indischer Denkart; nur mit dem Unterschiede, daß die eine dieser Denkarten, die jüngere und neuere in Indien selbst, ungeachtet sie sich an die alte Lehre, so gut als es ging, anschloß, weil sie eigentlich ganz gegen die alte Kasteneintheilung und gegen die ausschließende Herrschaft der Braminen gerichtet war, nie zu allgemei-

ner Ausbreitung gelangt, und bis auf einige noch vorhandene Ueberreste mehr und mehr verdrängt worden ist. Dagegen hat sie in Thibet, China und im ganzen mittlern und nördlichen Asien sich desto weiter ausgebreitet. Selbst das Wort Samanäer, mit welcher Benennung die Griechen die eine jener beiden Secten, welche sie in Indien vorfanden, bezeichnen, ist rein indisch, und bezeichnet die innere Gleichheit und Gleichmüthigkeit, welche in der betrachtenden Lebensweise der indischen Einsiedler als die erste Bedingung der Vollkommenheit betrachtet wird. Der unter den tatarischen Völkern und in ganz Mittel- und Nord-Asien weit verbreitete Name der Schamanen, womit in jenen Gegenden ihre Priester und Zauberer bezeichnet werden, ist wohl ohne Zweifel aus derselben Quelle abzuleiten und ursprünglich eins mit dem erwähnten indischen Worte.

Die ältere Lehre in Indien ist die, welche den Brahma verehrt, und seinen Verkünder und Geist, schaffenden Gedanken und Gesetzgeber, den Menu. Die fabelhafte Chronologie der Brahminen greift auch in ihre Literatur ein, deren älteste Werke sie durchaus mythischen Personen zuschreiben, und ihnen ein ganz erdichtetes Alterthum geben. Nachdem einige von den europäischen Gelehrten in der ersten Bewunderung dieses fabelhafte Alterthum ganz blindlings angenommen hatten, so ist nicht zu verwundern, daß andere nun zu dem entgegengesetzten Extrem übergehen und in das Alter aller indischen Werke ein unbedingtes Mißtrauen setzen. Dieses gewiß mit Unrecht. Das von William Jones übersetzte Gesetzbuch Menu's ist von allen bisher durch treue Uebersetzung genau bekannt gewordenen indischen Werken das älteste, ächteste und sicherste. Ein Gesetzbuch ist es, aber nach der Art des Alterthums, das ganze Leben umfassend, also zugleich ein vollständiges Sitten-

buch und Sittengemälde, dichterische Lehre von Gott und den Geistern, der Entstehung der Welt und des Menschen. Wie bei den Griechen in der ältesten Zeit, ehe noch die Prosa entstanden war, bloß geschichtliche Erzählungen oder lehrende Sprüche, Gesetze, und was sonst aufbewahrt werden sollte, oft mit geringem oder ohne allen dichterischen Schmuck, in Versen abgefaßt wurden, so ist auch dieses indische Gesetzbuch in dem ältesten, dort üblichen, sehr einfachen Versmaß und Distichen abgefaßt. Manche Sprüche sind sinnreich, andere Stellen dichterisch schön und erhaben. Hier wird nun jene sonderbare Lebenseinrichtung angeordnet und dargestellt, von der man wohl sagen kann, daß sie ganz auf dem Begriff der Seelenwanderung beruht. Bei keinem andern alten Volke hat vielleicht jemals die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, die Gewißheit eines andern Lebens, so die ganze Denkart beherrscht, alle Gefühle durchdrungen, und alle Urtheile und Handlungen bestimmt, wie bei den Indiern. Während in dem dichterischen Volksglauben der Griechen die Schattenwelt nur den dunkeln und fernen Hintergrund einer, im heitersten Lebensgenuß ganz sinnlichen Gegenwart bildet, wird die Gewißheit eines andern Lebens bei den Indiern fast zur Wirklichkeit und Gegenwart, wovon das jetzige irdische Leben wie verdrängt wird, in dem wenigstens alles auf ein andres Dasein bezogen, und erst dadurch wichtig und bedeutend wird. Was irgend Gutes im Leben geschehen kann, ist, nach indischer Lehr- und Denkart, nur Vorbereitung auf ein künftiges; was Unglückliches erlitten wird, Strafe und Folge dessen, was in einem frühern Leben vielleicht verschuldet ward. Auch die nächsten Bande der Natur und der Liebe erhalten dadurch eine neue Weihe. Vater und Sohn sind nach derselben Ansicht in ihrem innersten Wesen so zusammenhängend, daß selbst der Tod diesen Zusam-

menhang und die Verknüpfung der Schicksale zwischen beiden nicht zu unterbrechen vermag. Die Ehe wird auch deßwegen für um so heiliger gehalten, weil sie für länger als für Ein Leben gilt. Dieser Geist athmet in allen Hervorbringungen, Werken und Dichtungen der Indier, und ist das wahrhaft Eigenthümliche ihrer Sinnesart. Aus den darstellenden Gedichten der Indier muß man den Einfluß beurtheilen und nachempfinden lernen, welchen diese Denkart auf das Leben und auf alle Verhältnisse und Gefühle desselben hat, welche Art von Poesie, von Schönheits- und Liebesgefühl, diese uns so fremden Begriffe bei den Indiern umgeben und mit ihnen vereinbar sein kann. Was uns in dieser Poesie leicht anspricht, ist das zarte Gefühl für die Einsamkeit, und die allbeseelte Welt der Pflanzen, welche im dramatischen Gedicht von der Sakuntala sich so anziehend kund giebt; die Züge von weiblicher Anmuth und Treue, wie von der Schönheit und Lieblichkeit der kindlichen Natur, welche in der ältern epischen Darstellung derselben indischen Sage *) fast noch mehr hervortreten. Rührend und bewundernswerth erscheint uns auch jene Tiefe des sittlichen Gefühls, nach welcher der Dichter das Gewissen „den alten Einsiedler oder Seher im Herzen" nennt, dem nichts verborgen bleibt; jene Denkart, nach welcher eine ungerechte Handlung und Sünde so wenig verborgen bleiben kann, daß nicht nur alle Götter und der innere Mensch sie wissen, sondern selbst die Natur, die wir leblos nennen, die Sonne und der Mond, Feuer und Luft, der Himmel, die Erde und Fluth, und die Tiefe, solche Unthat, wie eine allgemeine Zerstörung der Natur und Erschütterung des Weltalls mitempfin-

---

*) Übersetzt in meiner Schrift: über die Sprache und Weisheit der Indier. S. 308 — 324.

den, und darob erschaudern. Fremder für unser Gefühl, obwohl auch mit zarten, gefühlvollen Zügen durchwebt, sind jene Schilderungen von der furchtbaren Abtödtung indischer Büßer, oder von der in den indischen Darstellungen häufig erwähnten Todesweise der verwittweten Frauen. Es sei vergönnt, hier noch einige Worte über diese besondere indische Sitte anzufügen, welche, wenn sie ganz freiwillig, doch ein Selbstmord, wenn sie durch den halben Zwang der Ueberredung herbeigeführt, als ein Menschenopfer zu betrachten, und dann doppelt grausam ist, wenn sie zärtliche Mütter von ihren Kindern trennt. Die Europäer haben, wo sie herrschten, diesen Todesopfern ein Ziel gesetzt; wenigstens ist das früherhin geschehen. In den neuesten Zeiten sind sie selbst in der Nähe von Calcutta wiederholt worden. Die Herrschaft der Engländer in Indien beruht allein darauf, daß sie die Indier ganz nach ihren Gebräuchen, Sitten, und einheimischen Gesetzen beherrschen. Dadurch sind sie, was auch Einzelne für Bedrückungen sich erlaubt haben mögen, im Ganzen die Wohlthäter der Indier geworden, indem sie dieselben von den Verfolgungen der unduldsamen Mohamedaner befreiten. Je ausgebreiteter die Herrschaft der Engländer in Indien, je mehr scheint diese Schonung der indischen Gebräuche der dortigen Regierung nothwendig geworden zu sein, besonders seitdem eine geringe Verletzung der indischen Sitten bei dem Kriegsheere einen furchtbaren Aufstand unter demselben erregt hat. So läßt es sich denn begreifen, wie die Schonung bis zu der tadelnswerthen Duldung jener Verbrennungen und Todtenopfer ausgedehnt werden kann. Es werden dieselben jetzt vielleicht um so häufiger, je mehr die Eingebornen, die so hartnäckig an ihren Gebräuchen hängen, und mißtrauisch auf deren Erhaltung wachen, fühlen, was sie in der Stärke, die ihnen die

Anzahl giebt, sich erlauben dürfen; und bereitwillig mögen die Brahminen jede Gelegenheit ergreifen, den Fanatismus des Volks durch solche Schauspiele zu nähren. Man hat in diesem Gebrauch die Wirkung der Eifersucht und einen Plan zur Unterdrückung des weiblichen Geschlechts gesehen; doch dieß stimmt gar nicht mit jenem hohen Begriff überein von der den Frauen schuldigen Ehrerbietung, wovon die alten indischen Gesetzbücher und Gedichte so voll sind. Auch herrscht der Geist einer solchen Unterdrückung und Geringschätzung des weiblichen Geschlechts durchaus nicht in der indischen Denkart; in neuern Zeiten mag das Beispiel der Mohamedaner ihre Sitten in diesem Puncte verschlimmert haben. Schicklicher haben Andere sich bei jener Verbrennung an die auch bei wildern, besonders bei kriegerischen Völkern üblichen Todtenopfer erinnert, wo man einem berühmten Helden oder Herrscher, Waffen und Roß und auch sonst noch allerlei Geräthe zum Gebrauch im andern Leben, so auch Sklaven, um ihn zu bedienen, mitgab; wo in der Wuth des Schmerzes, der Freund oder die Geliebte des Helden oft ihm nach in die Flammen oder in den Grabesschlund stürzte, als sollte mit dem großen Verstorbenen alles, was ihm lieb und theuer war, mit in seinen Untergang hinein gerissen werden. Auch in Indien fand diese scheinbar freiwillige, oft aber durch Ueberredung und Betäubung erkünstelte Opferung der Frauen ursprünglich nur in der Kriegerkaste Statt. Allgemein konnte sie nie sein, sie war in den ältern Zeiten vermuthlich sehr selten, obwohl sie als Heroismus bewundert oder empfohlen ward. Die vollkommene Gewißheit von einer unmittelbar Statt findenden, persönlichen Wiedervereinigung in einem andern Leben, hat viel mitwirken können, eine Handlung möglich zu machen, die besonders von Müttern schwer zu begreifen ist. Um so mehr,

da die indischen Frauen nach dem Zeugniß mehrerer Sittenschilderungen dieses Volkes, in der zärtlichsten Liebe zu ihren Kindern, die den Müttern bei einem jeden Volke so natürlich ist, wo möglich sich noch besonders auszeichnen sollen.

Von der indischen Poesie, so weit wir sie bis jetzt kennen, ist besonders die Sakuntala, von William Jones mit buchstäblicher Treue übersetzt, dasjenige Werk, welches von der indischen Dichtkunst den besten Begriff giebt, und ein sprechendes Beispiel ist von der dem indischen Geiste in seinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es ist hier nicht die hohe Kunstanordnung der Griechen, nicht der ernste strenge Stil, wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles, tiefes Zartgefühl beseelt alles, der Hauch der Anmuth und kunstloser Schönheit ist über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einsamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, besonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewisse Bilderfülle und Blumenschmuck herbeiführt, so ist es doch nur der Schmuck der Unschuld. Die Darstellung ist klar und ungekünstelt, und die Sprache voll edler Einfalt.

Ganz dem Geiste einer solchen Poesie angemessen ist, was die indische Mythologie von der Erfindung der Dichtkunst und des indischen Versmaßes erzählt. Der weise Valmiki, welchem das andere große Heldengedicht, der Ramayan zugeschrieben wird, sah, wie die Dichtung lautet, von zwei Liebenden, die in einer schönen Wildniß glücklich mit einander lebten, den Jüngling plötzlich durch einen frevelhaften Ueberfall ermorden. Bei dem Schmerz über diesen Anblick, und von Mitleiden über die Klagen der Verlassenen ergriffen, brach er in Worte aus, die rhythmisch waren, und so ward die Elegie und das Gesetz ihres Versmaßes erfunden. Ein sanftes Zartgefühl, etwas Elegisches und innig Liebevolles athmen die indischen Gedichte.

So mag Valmiki wohl besungen haben, wie der Lieblings-Held Indiens, Rama, verbannt in den Wäldern umherirrte, wie ihm seine geliebte Sita entrissen ward, wie er sie lange vergeblich suchte, und endlich wieder fand. Aber auch an heroischen und erhabenen Zügen und Darstellungen ist die indische Dichtkunst reich, und auch die glänzende und freudige Seite des Lebens wird hervorgehoben in jenem allumfassenden Heldengedichte, welches in dem einleitenden Hymnus einem gewaltigen Strome verglichen wird,

Valmiki's Bergen entsprungen, hin sich stürzend in Rama's Meer,
Welches von Flecken ganz rein ist, auch an Bächen und Blumen reich.

Ganz freudigen Inhalts, und die feurigste Begeisterung der Liebe athmend, ist besonders auch das Hirtengedicht Gita Govindo. Es besingt den Krischna, wie er gleich dem Apollo der Griechen als Hirt auf Erden wandelte, von neun Hirtenmädchen umgeben. Es ist aber nicht sowohl eine idyllische Darstellung, als eine Reihe dithyrambischer Liebesgesänge, deren höchst lyrische Form Jones nicht in seine Sprache übertragen konnte. Auch der Inhalt war zu kühn für eine wörtlich treue Uebersetzung; er hat nur einen Auszug, ein schwaches Nachbild geben wollen. Selbst dieses kann dem Freunde der Poesie noch einen Begriff geben von der Schönheit des Originals. Wörtlich treu übersetzt dagegen ist das bekannte indische Fabelbuch Hitopadesa, welches für so viele andere Fabelbücher die erste Quelle gewesen ist. Es zeichnet sich aus durch eine schmucklose Einfalt und Klarheit der Erzählung; eine Menge schöner Stellen aus den ältern Gedichten, sinnreiche Verse und Sprüche sind darin eingestreut und verfloch-

ten. Die Erzählung dient eigentlich nur, diesen Blumenkranz von auserlesenen dichterischen Sinn= und Sittensprüchen an=einander zu reihen, bestimmt, um mit dem Gedächtniß auch das Nachdenken der Jugend zu üben und zu wecken. Es fin=det sich freilich auch hier vieles, was unsern Begriffen ganz widerstreitet.

Ganz treu sind überhaupt nur die Uebersetzungen von Wilkins, Jones, und denen, die ihrem Wege folgten. Einige in französischer Sprache erschienene Werke sind nur unzuver=lässige Auszüge, oder wenn sie uns auch den Hauptinhalt von wirklich altindischen Werken liefern, so sind sie doch nicht aus der Ursprache unmittelbar übertragen, sondern erst aus der in irgend einem Landesdialekt abgefaßten Umarbeitung gezogen, wobei es dann an manchen Auslassungen, Verstümmelungen und Zusätzen nicht fehlen kann. Dieß ist der Fall mit dem sogenannten Bagavadam, bis jetzt dem einzigen von den acht=zehn Puranas, der übersetzt worden. Andere Werke, von sol=chen, die der alten Sprache nicht kundig waren, oder gar keine Auswahl treffen, enthalten nur mündliche Mittheilungen der Brahminen, und allerlei Auszüge aus älteren oder späte=ren Schriften durch einander gemischt. Dahin gehören unter den ältern Roger, manche andere Werke von Reisenden, unter den neuern die aus Poliers Nachlaß erschienene Sammlung. Alle Werke der Mohamedaner über indische Gegenstände sind mit großer Vorsicht zu gebrauchen; zwar wo sie den gegen=wärtigen Zustand des Landes historisch darstellen, sind sie als Augenzeugen zu achten, wie in dem großen Bericht, den sich Kaiser Akbar von Indien entwerfen ließ, Ayeen Akbery. Wo sie aber in die ältere indische Denkart oder Philosophie ein=gehen, dieselbe analysiren, oder durch Uebersetzung mittheilen wollen, da ist ihnen wenig zu trauen; wegen des ihnen eige=

nen gänzlichen Mangels an Kritik, wegen ihrer gewaltsamen, fehlerhaften, oft ganz unverständlichen Art zu übersetzen; und dann auch besonders wegen ihrer Unfähigkeit, eine der ihrigen so fremde und tiefe Denkart, wie die indische, zu fühlen und zu fassen. Eine der trübsten Quellen für die Kenntniß des indischen Alterthums ist daher der Oupnekhat; fast ganz unbrauchbar, und um so entbehrlicher, da man viel bessere echte Denkmale ähnlicher Art besitzt. Bei dem großen Reichthum der indischen Literatur, und da die Brahminen allen Werken, welche in ihre Mythologie und ihr System eingreifen, ein fabelhaftes Alterthum beilegen, ist eine sorgfältige Unterscheidung und Sichtung um so nothwendiger.

In vielen indischen Werken wird Alexander und Sandrocottus, der nach Porus in Indien herrschte, vielfältig erwähnt. Dadurch bestimmt sich ihr Alter von selbst. In andern kommen gar Erwähnungen vor, die sich schon auf die erste mohamedanische Zeit beziehen. Doch darf man auch hier nicht gleich von einer einzelnen Stelle, die ein späterer Zusatz sein kann, auf das ganze Werk und dessen Echtheit oder Unechtheit schließen.

Durch die schwankende Beschaffenheit einer, durch lange Zeit bloß mündlich sich fortpflanzenden Ueberlieferung, welche uns in Rücksicht der wahren Gestalt der ältesten griechischen Geisteswerke so unsicher macht, haben die indischen Werke wohl weniger gelitten. Man darf annehmen, daß auch die ältesten gleich geschrieben worden sind. Sonderbar ist es, daß bei den vielen, fast mit einer ganzen in Felsen ausgehauenen Mythologie von alter Sculptur bedeckten Denkmalen in Indien, man doch nirgends Hieroglyphen findet, während das phönizische Alphabet, und alle, die aus ihm abgeleitet sind, überhaupt die des westlichen Asiens und Europa's, die wohl alle aus einem

gemeinschaftlichen Stamm entsprossen sein mögen, in der Gestalt, und selbst in der Benennung der Buchstaben, ihren Ursprung und ihre Beziehung auf die früher voran gegangenen Hieroglyphen gar nicht verläugnen können. Das indische Alphabet hat keine solche Spuren, ja es dürfte sich aus der innern Beschaffenheit desselben wahrscheinlich machen lassen, daß es keinen solchen Ursprung gehabt haben kann. Dieß ist in vieler Hinsicht merkwürdig, so wie auch daß der Gebrauch der Decimalziffern, nächst der Buchstabenschrift unstreitig die größte Erfindung des menschlichen Geistes, durch einmüthige historische Zeugnisse den Indiern zugeschrieben wird; ein Ruhm, der ihnen bis jetzt noch nicht entrissen worden ist. Sind aber auch die indischen Werke verhältnißmäßig durch mündliche Ueberlieferung weniger verändert und schwankend gemacht worden, als die griechischen, so dürften sie dagegen desto mehr durch absichtliche Verfälschung und wiederholte Umarbeitung gelitten haben. Je mehr dieses bei einigen dieser Werke Statt findet, desto mehr gewinnen diejenigen an Zuverlässigkeit, wo etwas solches nicht bemerkt wird. Die Puranas, eine Art von mythologischen Legenden, sind den meisten Zweifeln unterworfen. Einen hohen Rang dagegen nehmen, so weit sie bekannt sind, die beiden Heldengedichte ein, deren ich früher erwähnte. Unter allen bekannten Werken ist das Gesetzbuch Menus dasjenige, welches die Kennzeichen eines relativ hohen Alterthums, und der ungezweifelten Echtheit an sich trägt. Wer irgend mit Untersuchungen und Zweifeln dieser Art sich beschäftigt, der wird auch selbst in der Uebersetzung noch, am Inhalt und Ausdruck fühlen, daß er hier ein unläugbares Denkmal des Alterthums vor sich hat. Jones, der größte Orientalist, den das achtzehnte Jahrhundert, der größte Gelehrte, den England überhaupt hervorgebracht hat, setzt es nach einer sehr gemäßig-

ten Angabe in eine Zeit, wo es etwas jünger als Homer, etwas älter als die Gesetze der zwölf Tafeln der Römer sein würde. Als gewiß, glaube ich, darf man annehmen, daß dieses Werk und noch einige andere, selbst in der Gestalt, wie wir sie jetzt haben, ohne wesentliche Hauptveränderung, vor Alexander dem Großen anzusetzen sind.

Die nächste Stelle nach diesem, nimmt für die Kenntniß des indischen Geistes jenes Lehrgedicht ein, welches Wilkins unter dem Titel: Bhagavatgita, übersetzt hat. Dieses enthält das neuere System der indischen Denkart, verwandt in seinem Ursprung mit der Lehre jener andern Religionsparthei und Secte, welche die Griechen in Indien fanden, und, zum Unterschied von den Brahmanen, Samanäer nannten. Es ist eine Episode des einen Heldengedichts, des Mahabharat, aber durchaus philosophisch, und seinem Inhalt nach könnte man es ein Handbuch der indischen Musik nennen. Es steht im größten Ansehen und ist der eigentliche Abriß der jetzt herrschenden Denkart. Auffallend ist, daß die hier über alles erhabenen und gepriesenen Gottheiten dem alten Gesetzbuch zum Theil unbekannt sind, oder doch keine so hohe Stelle einnehmen; dagegen hier bei allen Gelegenheiten nicht undeutlich, und beinahe offenbar gegen die alte Lehre, gegen die Veda's, und überhaupt gegen den Polytheismus gestritten wird. Es ist die Lehre von der absoluten Einheit, in der alle Unterschiede verschwinden und in deren Abgrund Alles versinkt. Doch in so fern das System sich noch anschließt an die Mythologie, ist es ein dichterischer Pantheismus. Nicht ganz unähnlich der Neu-Platonischen Philosophie, welche in einem ähnlichen Geiste auch sich noch anschloß an den schon erlöschenden Volksglauben der alten Götter, in der Hoffnung ihn neu beseelen und wieder beleben zu können. Diese in Indien jetzt fast allgemein

herrschende Anbetung des Vischnu und Krischna, so wie sie hier aufgefaßt und mitgetheilt wird, ist von der Religion des Buddha und Fo, welche in dem ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, wie man historisch weiß, aus Indien in Thibet und China eingeführt, und durch die Shamanen im mittleren und nördlichen Asien weit verbreitet wurde, am meisten nur dadurch verschieden, daß sie die Kastenabtheilung nicht abzuwerfen wagte.

Die indischen Einsiedler oder Gymnosophisten, welche den Griechen so merkwürdig erschienen, gehören wohl beiden indischen Denkarten und Systemen an, gehen aus Begriffen hervor, welche beiden gemeinschaftlich sind. Ihre Abgezogenheit von der Welt, ihre ganz der Beschauung gewidmete Lebensweise, selbst ihre strengen Bußübungen erinnern auffallend an die ältesten christlichen Einsiedler in Aegypten. Nur findet hiebei noch ein großer Unterschied Statt. Daß man sich der Welt und ihren Geschäften in einem gewissen Sinne entziehen muß, um auch nur sich selbst leben zu können, ist ein so natürlicher Gedanke, daß auch die Lebensweise der griechischen Philosophen ganz auf diesen Gedanken gegründet war. Schon mehr als ein Forscher hat die von der bürgerlichen und gewöhnlichen ganz abgesonderte Lebensart, besonders einiger Secten der griechischen Philosophen mit der der christlichen Orden verglichen. Nicht bloß Plato, sondern selbst Aristoteles giebt dem zurückgezogenen, ganz der innern Thätigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung gewidmeten Leben, den Vorzug vor dem thätigen. Wenn dem Einzelnen aber dadurch auch Spielraum verschafft wurde, seine eigne Geistesbildung künstlerisch zu vollenden, so verlor das Ganze sehr dabei, indem so der öffentlichen Wirksamkeit der beste Lebensgeist ganz entzogen wurde. Auch der Gedanke, daß man sich selbst und

seiner Ichheit entsagen müsse, um zu einer höhern Vollkommenheit zu gelangen, kann an und für sich nicht getadelt, oder verworfen werden; aber jene Abtödtung, wie die indischen Einsiedler und Büßer in selbst auferlegten Martern sie ausübten, stumpft auch den Geist ab, kann an die Gränze des Wahnsinns führen, oder dient oft selbst nur einer eignen Art des Hochmuths und der Eitelkeit zur Nahrung, denen man doch gerade entfliehen wollte. Nach dem wahren Geiste des Christenthums hingegen sollte die äußere Zurückgezogenheit von bürgerlichen Geschäften stets verbunden sein mit der höchsten innern Thätigkeit, nicht nur des Geistes, sondern auch des Herzens, und eben dadurch wohlthätig zurückströmen in die Gesellschaft. Die gesammte bürgerliche Thätigkeit und all' ihr Thun und Treiben ist meistens doch nur auf einige Hauptzwecke gerichtet, und auf eine gewisse Sphäre beschränkt. Es bleibt immer noch ein weiter Spielraum frei für diejenige Thätigkeit, die nur überall, wo man ihrer bedarf, ergänzend einzugreifen strebt. Dahin gehört in Zeiträumen der ersten und noch ganz kriegerischen Entwickelung der Nationen selbst die Pflege der Wissenschaften und aller Friedenskünste. Wenn der Staat aber so weit entwickelt ist, daß er diese mit in seinen Kreis zieht, weil er ihrer bedarf, so finden sich immer noch Hülfsbedürftige und Leidende aller Art zu unterstützen und zu stärken, oder wenn auch allen diesen geholfen wäre, so bleibt die Sorge übrig, Menschen noch für andere Zwecke, als den bürgerlichen Nutzen zu erziehen, in Zeiten der allgemeinen Auflösung den Geist der Wahrheit aufrecht zu erhalten, und aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber zu retten. Dieß macht einen wesentlichen Unterschied zwischen den christlichen Geistlichen, die der Welt entsagt haben, um ganz für

den höhern Beruf zu leben, und zwischen der unthätigen Versunkenheit der indischen Einsiedler und Büßer.

Es findet sich außer dem gemeinschaftlichen Hange zu einem einsiedlerischen und von der Welt zurückgezogenen, beschaulichen Leben, auch noch manche andere auffallende Aehnlichkeit der indischen Denkart mit christlichen Begriffen. Am wenigsten würde ich jedoch den indischen Begriff einer dreifachen Gottheit, den man wohl in dieser Hinsicht angeführt hat, hierher rechnen. Etwas dem Aehnliches, irgend eine Dreifachheit der Grundkraft findet in den Begriffen vieler Völker, wie in den Systemen der meisten Denker Statt. Es ist die allgemeine Form des Daseins, welche die erste Ursache allen ihren Wirkungen mitgetheilt hat, der Stempel der Gottheit, wenn man so sagen darf, der den Gedanken des Geistes, wie den Gestalten der Natur aufgedrückt ist. Auch ist die indische Lehre von der dreifachen Grundkraft ganz verschieden von der uns eignen, und wenigstens so wie die Indier sie jetzt verstehen und erklären, ganz widersinnig, indem sie die zerstörende Gottheit mit in ihren Begriff von dem höchsten Wesen aufnehmen. Die zerstörende Gottheit also nebst der erschaffenden und erhaltenden in Eins verknüpfend, nehmen sie die feindliche böse Grundkraft, welche die Perser gegen die Gottheit zu mächtig, und ihr fast gleich darstellten, in ihren Begriff von Gott selbst mit auf. Sie fassen die Lehre, daß Gott Alles in Allem ist, so auf, als ob er, wie sie ausdrücklich lehren, der Urheber alles Bösen nicht minder sei, wie der alles Guten.

Die den Indiern allerdings bekannte Idee von der Menschwerdung enthält keine wahrhafte Uebereinstimmung, weil sie bei den Indiern ganz mit Fabeln überfüllt ist. Eine tiefere Uebereinstimmung zeigt sich von der Seite jenes Gefühls, wel-

ches im Leben das herrschende, und auch in den dichterischen Darstellungen sichtbar ist, die ich zu charakterisiren versucht habe. In den Gedichten und Werken unserer Alten, der Griechen, hat man oft eine fast zu große Ruhe wahrgenommen, und es ist auch solchen, welche die Schönheit dieser Werke wohl zu schätzen wissen, aufgefallen, daß die Alten selbst da wo man eine Aeußerung des tiefern Gefühls, eine Regung der Sittlichkeit, oder selbst des Gewissens erwarten sollte, ihren Gegenstand vor wie nach, bloß als eine Erscheinung des Lebens auffassen, mit einem vollkommnen, ungestörten, künstlerischen Gleichmuth; daß ihnen gewisse Gefühle eigentlich nicht sehr gewöhnlich, ja beinahe fremd sind. Man darf wohl sagen, Reue und Hoffnung sind christliche Gefühle, die höhere Hoffnung nämlich, die auf das Ewige gerichtet ist. Verwandt damit sind überhaupt alle solche Empfindungen, die sich auf den Abstand des jetzigen Zustandes und einer ursprünglichen Vollkommenheit beziehen. Bei den Indiern ist das Gefühl und Mitgefühl der Schuld das vor allen herrschende. Man erinnere sich, wie nach jener Beschreibung ein Verbrechen, das geschieht, von der ganzen Natur wahrgenommen und mitempfunden wird. Jene einsame Stimme im Herzen, wie das Gewissen dort in jener Rede heißt, ist allerdings der Sinn, und wie ein Gehör für eine andere Welt, die uns sonst verborgen wäre. Aber wenn diese innere Stimme sehr oft im Geräusch des äußern Lebens überhört wird, kann der Sinn dafür bei Andern auch wohl zu heftig gereizt, und so erregt werden, daß ihre Kraft den gewaltsamen Eindrücken erliegt. Auf Begriffe und Gefühle dieser Art bezieht die indische Ansicht nicht nur alle Handlungen und Erscheinungen des Lebens, sondern auch die ganze Natur nimmt diese Gestalt an. In allen Gestalten, die ihn umgeben, sieht der Indier ihm ganz gleichar-

tige, ganz wie er fühlende Wesen, die, wie er selbst durch eigne frühere Verschuldung leidend, zwischen wehmüthiger Erinnerung und bangem Vorgefühl, in diesen ängstlichen Banden eingeschlossen, mit ihrer Stimme und Klage zu ihm hindurch dringen möchten. Nur der Balsam der Liebe und dieses allbeseelenden Mitgefühls ist es, was jene harte Vorstellungen lindert und mildert, die sonst die Seele ganz in Schwermuth niederdrücken müßten.

Am größten ist die Aehnlichkeit in den sittlichen Ansichten der Indier mit den christlichen in dem Begriff von der Art, wie ein neues und zweites Leben in der Seele beginnt, sobald der Sinn für das Göttliche ihr aufgeht und sie jenes frühere Leben verläßt, und gleich dem Phönix, aus der eignen Asche verjüngt, emporsteigt. Dieser Begriff der Wiedergeburt ist bei den Indiern so herrschend, daß die Brahminen sich nicht anders als die zweimal Gebornen nennen und nennen lassen, ganz in demselben geistigen Sinn. Gleichwohl findet auch hier ein großer Unterschied Statt. Das Christenthum hat erbliche Vorzüge in allen irdischen Gütern, wo Natur oder Vernunft sie begründeten, niemals angefochten oder gemißbilligt; nur ganz verirrte Schwärmer haben aus ihm solche Folgerungen politischer Gleichheit herleiten können. Dagegen aber hat das Christenthum immerfort den Grundsatz aufgestellt und durchgeführt, daß die Menschen vor Gott alle gleich sind; ein Grundsatz, der eine edle Freiheit der Gesinnung besser als jeder andere begründet. Wird dagegen, was doch nur dem innern Beruf verdankt werden, was nur eine Gabe des Himmels sein kann, die oft dem Geringsten und scheinbar Niedrigsten zu Theil wird, als ein erbliches Vorrecht einer Kaste zugeeignet, so ist einleuchtend, welch unerträglichen Hochmuth dieses auf

der einen Seite, welche Erniedrigung auf der andern es zur Folge haben müsse.

Diese, ungeachtet aller begleitenden Entstellungen und Irrthümer, doch auffallende Aehnlichkeit mancher indischen Ansichten und Begriffe mit den christlichen, darf man nicht für durchaus neu und entlehnt halten, sie ist zum Theil wenigstens historisch erwiesen und wirklich alt. Eine solche, obgleich unvollkommene Anticipation der Wahrheit darf uns nicht befremden. Eben so wenig als man glauben darf, wenn man bei andern asiatischen Nationen etwas ganz den mosaischen Ueberlieferungen und Geheimnissen, oder den salomonischen Sinnbildern Aehnliches findet, dieselben haben gerade so wie wir ein geschriebenes Exemplar der heiligen Schrift vor Augen gehabt, und nur daraus abgeschrieben. Auch in den abgeleiteten, und nicht mehr ganz lautern Strömen sind noch Spuren und Ueberbleibsel in Menge aus der ursprünglich ersten Quelle. Die Keime zu aller Wahrheit und aller Tugend liegen im Menschen, dem Ebenbilde Gottes. Unvollkommene Ahnungen und Regungen gehen oft lange Zeit dem voran, was erst später vollständig zur Wirklichkeit gelangen soll. Fanden ja doch die ersten Vertheidiger des Christenthums in dem Leben des Sokrates, in der Lehre des Plato, vieles ihnen so Entsprechende und Zusagende, daß sie selbst nicht umhin konnten, es als geradezu christlich auszuzeichnen. So wie die Erscheinungen der Natur durch den Zusammenhang eines gemeinsamen Lebens überall in einander eingreifen, so wie die Gedanken der Vernunft sich in stäter Folge an einander knüpfen, so stehen in einer höhern Region auch alle Wahrheiten, die sich auf das Göttliche beziehen, in unsichtbarer Berührung. Wem Eines gegeben ist, der kann weiter fühlen, er ahndet wenigstens das Ganze. Nur der erste Lichtfunke der Wahrheit muß von oben

gegeben sein; selbst kann ihn der Mensch nicht hervorbringen und sich machen, so wenig als er, der jetzige Mensch, sich seinen sterblichen Leib selbst erschaffen hat, oder erschaffen konnte. Zwar giebt es Gedanken, ganze Gedankenreihen und Welten, die ihren Anfang in sich selbst nehmen, und die der Mensch allein aus sich hervorbringt; aber diese Gedanken einer leeren Ichheit sind eben nur jene spitzfindigen, grüblerischen Gedanken, die keinen Ausgang haben, und sich ewig in sich selbst verwirren. Wahrheit und Licht ist nicht in ihnen, so wenig als in dem sittlichen Gebiet das Feuer eines stolzen Hochgefühls und eitler Selbstentzündung eine reine Flamme zu nennen ist. Wollte man nun aber bemerken, daß jenes Weiterforschen und Ahnen des Ganzen aus Einem doch sehr schwankend und unsicher sei, so bewährt sich ein solches Schwanken allerdings auch in den Entstellungen, die den fast überall sich findenden Spuren der Wahrheit beigemischt sind. Das große Gemälde von der Entwickelung des menschlichen Geistes, die Geschichte der Wahrheit und der Irrthümer wird immer vollständiger, je mehr Nationen von eigenthümlichem Geist man kennen lernt; bei den entferntesten Nationen Asiens finden wir oft das vereint beisammen, was in unserer westlichen Welt weit entfernt von einander stand. Während die Perser in Rücksicht des eigentlichen Glaubens und der Religion selbst offenbar den Hebräern näher stehen als allen andern Völkern des Alterthums, hat der dichterische Theil ihrer Lehre eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der nordischen Götterlehre, wie manches in ihren Sitten mit denen der Germanen. Bei den Indiern findet man neben einer Mythologie, die durchaus von gleicher Art ist theils mit der ägyptischen, theils mit der griechischen, bis auf Aehnlichkeiten im Einzelnen, philosophische und moralische Begriffe, die mit den christlichen eine Verwandtschaft ha-

ben. Die Mittheilung der Ideen zwischen den Indiern und den andern alten Völkern, welche an der ältesten Ueberlieferung und ersten Erkenntniß den nächsten Antheil hatten, oder die sonst die gebildetsten waren, ist wohl eine gegenseitige gewesen. Die Perser haben unstreitig vor Alexander das nördliche Indien beherrscht, oder wenigstens von Zeit zu Zeit erobernd besucht. Es können sich persische Begriffe und Lehren um so eher in Indien verbreitet haben, da beide Völker, obwohl in der Verfassung und Denkart nicht sehr übereinstimmend, doch in Sprache und Abstammung ursprünglich verwandt waren. Auch Alexanders Zug und der Griechen Ankunft und, obwohl nicht lange bestehende, Herrschaft im Lande, ist wahrscheinlich nicht ohne Folge auch für den Geist geblieben. So wie in der griechischen Bildung des ursprünglich Fremden mehr ist, als man anfangs wahrnimmt oder glauben will, weil sie alles, auch das Fremde, griechisch machten, und selbstständig sich aneigneten, so mag dasselbe auch wohl von Indien gelten, wo die eine ganz eigenthümlich alles beherrschende Idee, dieselbe Verwandlung und Umgestaltung alles aufgenommenen Fremden herbei führen, und eben das bewirken konnte, was in Griechenland die große Regsamkeit und Mannigfaltigkeit eines freien Geistes. Hat Indien von Aegypten auch in früherer Zeit nichts zurück empfangen, für alles, was es ihm gab, so ist späterhin von Aegypten aus das Christenthum nach Indien verpflanzt worden, und es kann dieß auch auf einige spätere Schriften allerdings Einfluß gehabt haben. Die erste Verbreitung des Christenthums auf der Küste von Malabar wird den apostolischen Zeiten zugeschrieben. Historische Zeugnisse giebt es am Ende des vierten oder aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts von einer christlichen Mission, die von Aegypten aus nach Indien ging. Auch mit Aethiopien stand

Indien damals in Handelsverbindung. So lange als Armenien, Syrien, Aegypten, Aethiopien, ungestört christlich, und dem byzantinischen Reiche einverleibt, oder doch mit ihm freundschaftlich verbündet waren, muß die Verbindung des Abendlandes durch Constantinopel und mit dem entferntern Orient noch leichter gewesen, und einigermaßen fortdauernd unterhalten worden sein. Der letzte aller Schriftsteller, welcher als Augenzeuge von Indien Nachricht giebt, im sechsten Jahrhundert, fand die indischen Meere und Häfen mit persischen Schiffen angefüllt. Auch zu Lande waren die Perser kurz vor Mohamed übermächtig, und drängten die Ströme immer mehr und mehr zurück. Als unter Mohameds Nachfolgern Aegypten und Syrien dem byzantinischen Reich entrissen ward, da ward jener Zusammenhang mit dem fernern Osten zuerst ganz unterbrochen, bis er in späterer Zeit durch die Kreuzzüge von neuem wieder angeknüpft ward.

Die Epoche, wo die verschiedenen orientalischen Denkarten in Europa eindrangen und mit einander kämpften, umfaßt den Zeitraum von Hadrian bis Justinian. Die Herrschaft und der überwiegende Einfluß des orientalischen Geistes zeigt sich auch in den frühern Zeiten des Christenthums. Die schwärmerischen Secten der ersten Jahrhunderte waren größtentheils solche, welche verschiedene orientalische, besonders auch persische Vorstellungsarten und eine Mythologie, die mit dem reinen Christenthum auf keine Art vereinbar war, damit verschmelzen wollten. Unter den Christen selbst war der größte der ersten christlichen Philosophen, Origines, der Meinung von der Seelenwanderung und einigen andern orientalischen Vorstellungsarten zugethan, die dem Christenthum nicht gemäß sind. In der Neu-Platonischen Philosophie, die sich an die alte Religion anschloß, und gegen das Christenthum kämpfte, wurde der ägyp-

tische Geschmack immer herrschender. Es war diese Philoso=phie eine chaotisch gährende Mischung von Astrologie, Meta=physik und Mythologie. Immer allgemeiner ward die Neigung zu geheimen magischen Künsten, die wohl oft nicht bloß Thor=heiten, sondern auch Verbrechen waren. Dieß war die Philo=sophie und die Denkart, welche Kaiser Julian an die Stelle des Christenthums setzen, und herrschend machen wollte. Je mehr das Christenthum anwuchs, je allgemeiner und allumfas=sender mußte der Kampf desselben mit der alten Religion wer=den. Die früheren Verfolgungen der Christen lassen sich aus der natürlichen Antipathie beider Denkarten erklären. Ein planmäßiger Angriff ist dagegen bei Diocletian nicht zu ver=kennen, und die bestimmte Absicht, das Christenthum, es koste was es wolle, auszurotten. Die Sache des Christenthums war aber schon zu stark, wie es sich gleich unter Constantin zeigte; der Sieg, welchen der neue Glauben davon trug, ist eben dieser innern Stärke, die sich selbst unter Diocletian be=währt hatte, zuzuschreiben, und nicht als das Werk eines Ein=zelnen zu betrachten. Indessen hat ihm die dankbare Nachwelt ein Verdienst daraus gemacht, und selbst seine Fehler verschlei=ert. Noch einmal unternahm der Genius der alten Götter=Welt den Kampf gegen die neue Zeit unter Kaiser Julian, dem sich allerdings große Geistestalente nicht absprechen lassen. Er suchte seinen Plan mit vieler Kunst durchzuführen, nicht mit offner Gewalt, wie Diocletian, was jetzt wohl kaum noch möglich war; mit Spott und überhaupt auf jede indirecte Art griff er das Christenthum an, besonders auch dadurch, daß er es von aller höhern Geistesbildung zu trennen, und dadurch in Nachtheil zu setzen, überhaupt aber verächtlich zu machen suchte. In Rücksicht dieses schlau berechneten Verfahrens, wel=ches aber doch mißlang, mögen die Lobredner, welche Julian

in neuern Zeiten gefunden hat, wohl ganz in seine Gedanken eingehen. Sollten sie aber jenen wissenschaftlichen Aberglauben, welchem Julian nachhing, nach dem Charakter des damaligen Zeitalters, in seiner wahren Gestalt erblicken, so würden sie den Gegenstand ihrer Lobeserhebungen schwerlich darin ganz wieder erkennen wollen.

Als das Christenthum auch diesen letzten Angriff gegen seine Fortdauer überstanden hatte, blieb gleichwohl noch eine starke Opposition gegen das Christenthum unter den Philosophen übrig, bis Kaiser Justinian die dem Christenthum sich entgegen stellenden Philosophen vertrieb, wo sie zuerst ihre Zuflucht nach Persien nahmen, und sich dann zerstreuten. So erreichte der Kampf des Christenthums gegen die heidnische Philosophie für damals unter dem genannten Kaiser sein vollkommenes Ende.

Sechste Vorlesung.

Einfluß des Christenthums auf die lateinische Sprache und Literatur. Umwandlung durch die nordischen Völker. Gothische Heldenlieder. Odin, Runenschrift und Edda. Altdeutsche Poesie und Nibelungen.

Drei Perioden der Literatur habe ich bis jetzt zu schildern versucht. Die beiden ersten, die blühende Zeit der griechischen Bildung, von Solon bis unter die Ptolemäer, dann die beste und eigentlich classische Zeit der Römer von Cicero bis Trajan, ließen sich am leichtesten darstellen, indem es fast hinreichend war, nur die einzelnen Schriftsteller, wie sie auf einander folgen, zu charakterisiren, um den Geist und Gang des Ganzen, sein allmäliges Emporsteigen, volles Aufblühen und dann wieder erfolgtes Sinken oder Verlöschen deutlich vor Augen zu stellen.

Anders war es mit der dritten Periode von Hadrian bis auf Justinian. Nicht die Form und die Darstellung, nicht die einzelnen Schriftsteller waren hier das Wichtigste, sondern die Entwickelung der Denkart überhaupt. Das Schauspiel des großen Kampfes zwischen der Welt des Alterthums, und der neu beginnenden christlichen Zeit; der Einfluß, welchen die aus Asien nach Europa verpflanzte Religion gehabt, und die Gährung, welche manche, zu gleicher Zeit bei den Griechen und

Römern eindringende orientalische Schwärmerei, veranlaßte; alles dieses deutlich zu machen, das war es, worauf es ankam. Diese Aufgabe war ungleich schwerer. Ich mußte, um diesen Kampf orientalischer Denkarten, und das ganze Gemälde asiatischer Ueberlieferungen darzustellen, von Nationen reden, deren Literatur ganz für uns untergegangen ist, wie die Aegypter; von anderen, von denen nur Umarbeitungen aus später Zeit vorhanden sind, wie die alten Perser; von den Hebräern, deren heilige Schriften allerdings zugleich den Inbegriff ihrer Literatur und Dichtkunst ausmachen, die wir aber als Urkunde unserer Religion noch aus einem ganz andern Standpunkte zu betrachten gewohnt sind, für welche auch die bloß literarische und poetische Ansicht durchaus nicht immer angemessen ist; von den Indiern endlich, deren Literatur zwar sehr reichhaltig, aber uns noch ganz unvollständig, und aus zum Theil zweifelhaften Quellen bekannt ist.

Auch bei der großen Anzahl von wichtigen Schriftstellern, sowohl heidnischen als christlichen, welche Rom und Griechenland in diesem Zeitraum von Hadrian bis Justinian hervorgebracht hat, ist der Geist und Inhalt, die Entwicklung der Denkart die Hauptsache. Wollte man, um diese Periode zu schildern, sie alle einzeln durchgehen, nach ihrer Eigenthümlichkeit charakterisiren, und nach Stil und Form der Darstellung einzeln würdigen, so würde man sich nur verwirren und den Hauptgesichtspunkt aus den Augen verlieren. Zwar waren literarische Kenntnisse und Hülfsmittel aller Art in diesem Zeitalter weit verbreitet; der Geist der Untersuchung, und der Trieb nach Erforschung höherer Einsicht war vielleicht nie so allgemein, nie so leidenschaftlich rege, als eben in dieser Zeit, die, glorreich in der Behauptung der Wahrheit, auch in der Erzeugung der Irrthümer und der Schwärmerei aller Art eine der fruchtbarsten

gewesen ist. In Rücksicht auf die allgemeine Geistesthätigkeit, auch auf Verbreitung und Mittheilung von Erkenntniß und Irrthum, Ueberlieferung und Gelehrsamkeit aller Art, muß dieses Zeitalter als ein literarisch höchst gebildetes und ausgezeichnetes erscheinen. Aber nicht so in Rücksicht auf den Charakter und Originalgeist einzelner großer Autoren, und auf die Kunst und Form im Stil der Sprache und in der Darstellung. In der Poesie, die unter den verschiedenen Zweigen der Literatur die erste Stelle einnimmt, that sich in diesem ganzen Zeitraum nichts Neues und wahrhaft Großes hervor. Redner, große Redner gab es allerdings noch; dieses Talent ist bei den Griechen nie erloschen. Allein, was ist darin in Rücksicht auf die Form und Kunst Neues zu bemerken? Das größte Lob, das den besten Rednern als solchen beigelegt werden kann, ist, daß sie auch in der Sprache, die allerdings als noch lebend und blühend sich bewährte, an die schönern Zeiten des Alterthums erinnerten und denselben verglichen werden konnten. Den großen christlichen Rednern, einem Basilius und Chrysostomus, gebührte dabei noch das Lob, daß sie die ihnen als Griechen eigne Rhetorik nicht auf sophistische Gegenstände, wie vor Alters oft geschehen war, anwandten, sondern auf die Entwicklung der heilsamsten Wahrheiten und der reinsten Sittenlehre. Bei den wichtigsten Schriftstellern dieses Zeitalters aber, den forschenden und philosophischen, ist der Inhalt, die Denkart und der Geist durchaus die Hauptsache. Dieß gilt von den christlichen Schriftstellern, denen es bloß um die Sache zu thun war, und die als Schriftsteller zu glänzen gar nicht im Sinne hatten, nicht minder wie von den heidnischen. Wie könnte man einen Plotin, Porphyr, selbst einen Longin als Schriftsteller auch nur nennen, neben Plato? Gleichwohl ist die Denkart jener Männer wichtig für den Einfluß, welchen

sie auf den Geist des Zeitalters und der Nachwelt gehabt. Ueberhaupt ward der Einzelne mit fortgerissen in dem Strudel und Kampf des übermächtigen Zeitalters. Es giebt Epochen in der Literatur, wo das Genie des Einzelnen zur glücklichsten Entwicklung gelangt auch in Stil und Kunst, und weit hervorragt über sein Zeitalter; andere Epochen, wo jede einzelne Kraft in dem Geist des Ganzen verschwindet, und in dem Kampf der Entwicklung der allgemeinen Denkart. Eine Geschichte der Literatur muß beiden Zuständen des menschlichen Geistes, dem ruhigen der kunstreichen Entwicklung, und dem schöpferischen der chaotischen Gährung, ihr Recht widerfahren lassen.

Sieht man nun auf die in diesem großen Kampf sich entgegenwirkenden geistigen Kräfte, um sie gegen einander abzuwägen, so erscheinen beide Partheien von ziemlich gleicher Stärke, was Talent und Kenntniß betrifft, obwohl mit mancherlei Abwechslungen, so daß die Entscheidung auf jeden Fall der innern Stärke der Sache, nicht dem Verdienst oder dem Fehler der Einzelnen zugeschrieben werden muß. Bei den Griechen hatte anfangs die heidnische Parthei entschieden das Uebergewicht; die griechische Literatur hatte ihre letzte schöne Zeit, als die Christen unter Antonin es kaum noch wagten, mit Vertheidigungsschriften ihres verfolgten Glaubens und ihrer verleumdeten Lebensweise hervorzutreten. Bald bewährten die Griechen, insonderheit auch im Christenthum, die Ueberlegenheit ihrer Geistesbildung; sie gaben demselben die ersten Denker und gelehrten Vertheidiger, große Redner und ausführliche Geschichtschreiber. Das Uebergewicht in Talenten und Gelehrsamkeit neigte sich allmälig auf die Seite der Christen. Indessen hatte unter den Griechen wenigstens, auch nachdem das Christenthum im Ganzen und im Staat schon gesiegt

hatte, die heidnische Parthei immer noch große Talente aufzuweisen, und selbst jene letzten Philosophen, welche dem Christenthum widerstehen, und das Alterthum aufrecht erhalten wollten, waren Männer, die an Tiefsinn, Gelehrsamkeit, und selbst in allgemeiner Geistesbildung, Sprache und Darstellung für ihre Zeit zu den sehr ausgezeichneten gehörten.

Anders war es in dem römisch redenden Abendlande; denn hier standen nur äußerst wenige heidnisch gesinnte, und auch die nicht sehr bedeutend, einer ganzen christlich lateinischen Literatur entgegen. An Reichthum der Talente und Kenntnisse kann dieselbe der christlich griechischen Literatur vielleicht nicht zur Seite treten. Zur eigentlichen höhern Philosophie und zur Metaphysik hatten die Römer einmal gar keine Anlage; selbst die Sprache sträubte sich dagegen, das fühlt man im Augustin, wie im Cicero, und erst nachdem die lateinische Sprache eine ganz todte geworden war, hat man es durch die äußerste Gewalt dahin bringen können, daß sie die Subtilitäten der Griechen, dieser gebornen Dialektiker und Metaphysiker, einigermaßen, obwohl immer unvollkommen genug, auszudrücken vermochte. Selbst das größte und eigenthümlichste Werk, welches die spätere lateinische Literatur hervorgebracht, und worin der heilige Augustin dem höchsten Werke der Philosophie des Alterthums, der Republik des Plato und dem darin aufgestellten Ideale der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft, eine christliche Ansicht von eben diesen Gegenständen, von der Menschheit, der Lenkung ihrer Schicksale, und dem Ideale ihres Vereins entgegenstellt, ist nicht sowohl ein metaphysisches als ein moralisches Werk, obwohl im umfassendsten Sinne des Worts: eine Kritik der alten Systeme, zugleich aber auch, was wir nennen würden, Theorie der Menschheit und Philosophie der Geschichte. Auch in der christlichen Zeit und Literatur

bewährte sich, im Gegensatz der griechischen Subtilität und Künstlichkeit, der den Römern eigne praktische Geist und gesunde Verstand, der sich bald auch durch jene wohlgeordnete Gesetzgebung und weise Einrichtung bewährt, welche der gelehrte und geistliche Stand in dem römischen Abendlande erhielt, und welche nebst dem starken Naturgefühl und Freiheitsgeiste der germanischen Völker, die das römische Reich eroberten und erneuten, am meisten dazu mitgewirkt hat, dem neuern Europa eine glückliche Entwicklung und einen höhern Aufschwung des Geistes zu bereiten.

XXX Das Christenthum, so wie die Deutschen es von den Römern empfingen, von der einen, und der freie Geist des Nordens von der andern Seite, das waren die beiden Elemente, aus welchen die neue Welt hervorging, und zwiefach blieb auch die Literatur des Mittelalters; eine christlich lateinische, die ganz Europa gemein war, und nur die Erhaltung und Erweiterung der Erkenntniß zum Zweck hatte, und eine besondere mehr poetische für jede Nation, in der Landessprache. Zwiefach war daher auch das Bemühen der ersten großen Beförderer der Geistesentwicklung des neuern Europa, des gothischen Theoderich, Karls des Großen, und Alfreds: eines Theils die ganze Erbschaft aller der in der lateinischen Sprache überkommenen Kenntnisse, unversehrt zu erhalten und allgemein nutzbar anzuwenden, und andern Theils die eigne Volkssprache, und durch sie auch den Geist der Nation zu bilden, die dichterischen Denkmale zu erhalten, die Sprache aber regelmäßiger zu bestimmen, und durch Uebung auch in wissenschaftlichen Gegenständen vielseitiger anwendbar zu machen. Der poetische, schöpferische, nationale Theil der Literatur des Mittelalters ist für uns der anziehendste und fruchtbarste, indessen darf doch auch der lateinische Theil nicht ganz mit Stillschweigen über-

gangen werden; denn er ist das Band, durch welches das neuere Europa mit der Vorwelt zusammenhängt.

Die letzten Schicksale der noch lebenden lateinischen Sprache, die auf die Entwicklung und den besondern Charakter der aus ihr entsprungenen romanischen Sprachen, ja überhaupt auf den poetischen Geist des Mittelalters so vielen Einfluß gehabt haben, waren folgende. Mit der Uebersetzung der Bibel in die römische Sprache begann eine ganz neue Epoche derselben, eine späte, und in mancher Beziehung reiche Nachblüthe der lateinischen Literatur. Seitdem die alte classische mit Trajan erloschen war, finden wir bis auf die christlichen Schriftsteller im vierten und fünften Jahrhundert einen beinah allgemeinen Stillstand; kaum ein oder das andere Werk in Römersprache, und auch diese nicht bedeutend. Daß bessere und wichtigere verloren gegangen wären, davon ist kein Zeugniß vorhanden. Die Griechen hatten wieder ganz die Oberhand. Wenn in den genannten Jahrhunderten, neben der christlichen, zugleich auch wieder einige der heidnischen Parthei angehörige bessere neue Schriftsteller in Geschichte und Dichtkunst hervortraten; so ist dieß doch vielleicht dem erregten Wetteifer, gewiß aber dem ganz neuen Aufschwung zuzuschreiben, welchen das Christenthum und dessen Vertheidiger und Verkündiger der Sprache und der Literatur gegeben hatten. So war es also wieder ein Anstoß von außen und fremde Nachbildung, was den römischen Geist zu einer ihm eigentlich fremden Geisteskunst und Sprachbildung erweckte. An und für sich hätte diese Nachbildung des orientalischen Ausdrucks, deren Spuren die lateinische Sprache nun für alle folgende Zeiten behielt, derselben auch wohl günstig sein können, von einigen Seiten selbst vortheilhafter als die Nachbildung der griechischen Dicht- und Redekunst in der classischen Zeit, welche immer große Mängel

und Unbequemlichkeiten mit sich führte. Die äußerst kunstreiche periodische Verflechtung der Prosa, welche der griechischen Sprache gewissermaßen natürlich geworden war, blieb der römischen eigentlich immer fremd. Einige wenige der allervortrefflichsten römischen Schriftsteller haben diese Schwierigkeit überwunden und sind zu einer einfachen edlen Wortstellung gelangt; andere aber, auch sehr gute Schriftsteller sehen wir in dem Kampf mit der fremden Form erliegen, und sich in dem kunstreichen labyrinthischen Periodenbau, der dem griechischen ähnlich sein soll, verwickeln und verwirren. So erscheinen auch die römischen Dichter, wenn sie sich den reichen Schmuck der griechischen Muse aneignen wollen, oft gezwungen, gelehrt und dunkel. Selbst die den Griechen abgelernte Verskunst war, den einzigen Hexameter und allenfalls die Elegie ausgenommen, schwerlich in den Ohren des Volks wirklich einheimisch und lebend geworden. Besonders die künstlicheren Sylbenmaße scheint dieß getroffen zu haben, und es mag ein Grund gewesen sein, warum Horaz, der uns so anspricht, von den Römern der unmittelbar nach ihm folgenden Zeit nicht so allgemein gefühlt und bewundert wurde, ja zum Theil fast unbekannt und im Dunkeln blieb. Der römischen Sprache, die ursprünglich nur durch wenige bloß patriotische Heldenlieder bereichert, in der Rechtsübung und Rechtsgelehrsamkeit, überhaupt aber ganz und gar im praktischen Gebrauch zu den Geschäften des Kriegs, wie des Friedens aufgewachsen und groß geworden war, fehlte es, bei dieser ganz prosaischen Entstehung und Beschränkung, vorzüglich nur an poetischer Kühnheit, und ihre alte Einfalt auch in der Wortstellung konnte sie ohne die nachtheiligste Wirkung nie verlassen. In beiden Rücksichten hätte ihr, wenn nicht andere Ursachen schädlich eingewirkt hät-

ten, eine Annäherung zu der orientalischen Erhabenheit nicht anders als vortheilhaft sein können, besonders wo diese Erhabenheit, wie in den heiligen Schriften der Hebräer, durchgängig mit edler Einfalt gepaart ist. Um die Wirkung anschaulich zu machen, welche diese Nachbildung der hebräischen Sprache und Dichtkunst und die Uebersetzung der heiligen Schriften, nicht sowohl ganz vollständig gehabt hat, als hätte haben können, wenn die Entwicklung übrigens ungehindert fortgegangen wäre, berufe ich mich auf die lateinische Uebersetznng der Psalmen, welche noch aus der ersten sogenannten italischen Uebertragung herrührt. Ich berufe mich auf das Gefühl aller derer, welche die alte Hoheit und edle Kraft der Römersprache zu empfinden und zu schätzen wissen, ob sie dieselbe nicht noch ganz hier wiederfinden. Ich möchte fast bezweifeln, ob in der römischen Sprache irgend eine Nachbildung griechischer Dichtkunst in dem Grade je gelungen sein möge, als diese Uebersetzung der heiligen hebräischen Gesänge, wo die Sprache und Wortstellung dabei durchaus einfach und edel ist. Und selbst von Seiten des musikalischen Wohllauts zeigt sich hier die lateinische Sprache in einer Vortrefflichkeit, welche die Meister der Tonkunst bis auf unsere Zeiten vorzüglich bestimmt hat, dieser alten Sprache, selbst vor ihrer Tochter, der italienischen, für die höhere Musik den Vorzug zu geben. Wenn aber gleichwohl die lateinische Sprache auch noch vor dem Einbruch der germanischen Völker zu entarten und zu verwildern anfing, so lag der Grund darin, daß jetzt die Provinzialen mehr und mehr die Oberhand bekamen. Rom, wenn auch statt der sonstigen Weltherrschaft, immer noch in den kirchlichen Angelegenheiten der Mittelpunkt der gebildeten Welt, hörte jetzt mehr und mehr auf, es für den Geschmack und in der Sprache zu sein. Schon unter den ersten Cäsaren haben viele geglaubt,

an denjenigen römischen Schriftstellern, welche geborne Spanier waren, etwas Besonderes zu bemerken; als ob es sich fühle, daß die lateinische nicht eigentlich ihre Muttersprache war. Man hat die Antithesen des Seneca, und den Schwulst des Lucan mit dem ähnlichen Geschmack einiger neueren spanischen Schriftsteller zusammengestellt. Wie viel mehr mußte das jetzt der Fall sein, da unter den ersten christlichen Schriftstellern in lateinischer Sprache die meisten Afrikaner waren, späterhin viele Gallier. Es müssen sich in den verschiedenen Provinzen des weiten römischen Reichs wohl schon früh mancherlei romanische Mundarten gebildet und abgesondert haben. Selbst in Italien war die Sprache des Landvolks wahrscheinlich sehr beträchtlich verschieden von der, welche geschrieben, und wie sie in der Hauptstadt geredet wurde. Von dieser romanischen Volkssprache in Italien, der sogenannten lingua rustica, leiten die italienischen Sprachforscher den Ursprung ihrer neuen Mundart vorzüglich ab, mehr als selbst aus der Veränderung, welche durch die germanische Einmischung verursacht ward. Rom selbst indessen, wie es von Anfang nicht bloß der hauptsächliche, sondern vielleicht der einzige Sitz der Sprachreinheit war, mag diesen Vorzug auch am längsten behauptet haben. Unter den christlichen Schriftstellern in römischer Sprache war der, welcher sich durch eine kraftvolle Beredsamkeit am meisten auszeichnete, der heil. Hieronymus, zwar nicht in Rom geboren, aber doch ganz da gebildet. So wenig auch die Sprache des fünften Jahrhunderts die des Cicero ist und sein kann, so zeigt sich doch in seinem Stil noch die rechte Kraft der alten Latinität und Römersprache, auch durch classischen Geist gebildet. Eine große Veränderung aber mußte mit der Sprache vorgehen, als die Gothen in beträchtlicher Anzahl in Italien, und selbst in der Hauptstadt sich ansiedelten, lateinisch von so vie-

len gesprochen und geschrieben wurde, denen es eine fremde Sprache war und blieb. Wenn auch noch keine eigentliche Mischung der Sprachen entstand, so ward dieselbe doch so weit alterirt, daß selbst der geborne Römer sich nur durch Zwang und eine besondere Sorgfalt in der Reinheit des Ausdrucks, die sonst Natur war, erhalten konnte. Diesen Character nimmt man an den Schriftstellern unter dem gothischen König Theoderich wahr, den letzten, die man noch zum Alterthum zählen kann, und welche schon den Uebergang zum Mittelalter machen.

Ueberhaupt mußte die Einführung des Christenthums, ungeachtet der nachherigen wohlthätigen Folgen, fürs erste, wie jede große Neuerung, eine gewisse Unterbrechung in der Kunst und Literatur hervorbringen. Weniger jedoch in der Kunst, besonders in der Baukunst; - was noch von den schönen Formen derselben vorhanden war, das ward jetzt zu dem Zweck des neuen Gottesdienstes angewandt, freilich ganz anders angeordnet und zusammengesetzt, als bisher, weil auch das Bedürfniß und die Idee des christlichen Gottesdienstes eine ganz andere und neue war. Wie einst die ältern Griechen aus solchen Elementen, die schon vor ihnen von Aegyptern und andern angewandt worden waren, nach einer ihnen eigenthümlichen Idee von Schönheit eine neue und wahrhaft griechische Baukunst gebildet hatten, so ward jetzt aus den noch vorhandenen schönen Formen dieser griechischen Baukunst ein neuer und eigenthümlich christlicher Stil derselben zusammengesetzt. Wie bald dieses geschehen sei, beweist die Erbauung der bewunderten Sophienkirche zu Constantinopel unter Justinian, deren Meister Anthemius auch wissenschaftlicher Bearbeiter und theoretischer Schriftsteller über seine Kunst war. Wie unrich-

tig es sei, die altdeutsche Baukunst des Mittelalters überhaupt und ohne Unterscheidung der Epoche gothisch zu nennen, ist schon oft bemerkt worden; indessen haben allerdings die Gothen zur Zeit ihrer Herrschaft in Italien auch einige Denkmale eigner Bauart hervorgebracht und hinterlassen. Eben so unmittelbar und leicht war auch wohl die Uebertragung der alten Musik, besonders der edelsten und einfachsten Gattung derselben, auf den neuen Gebrauch christlicher Gesänge, die sich nachher, von den Tönen der Orgel getragen, so reich entfalteten, und wie in stolzen Gebäuden der Harmonie erhoben. Größer muß der Abschnitt und die Unterbrechung in der bildenden Kunst gewesen sein. Die Götterbilder, so lange sie noch als solche, und nicht bloß als Kunstwerke betrachtet wurden, waren unstreitig ein Gegenstand der Abneigung für die ältern Christen. Die Abbildung aber der besondern, von den Christen verehrten Gegenstände, mag wohl geraume Zeit bloß als Andenken oder Sinnbild werth geachtet, und bloß für das Bedürfniß der Andacht behandelt worden sein, ohne allen Anspruch auf eigentliche Kunstforderungen oder höhere Schönheit, die sich erst viel später entwickelten. Noch größer und am allergrößten mußte die Unterbrechung in der Poesie sein. Zwar fuhren auch jetzt noch Einige fort, die Gegenstände der alten Götterlehre dichterisch zu behandeln. Nachdem aber diese Gegenstände durch vielfältige Behandlung schon erschöpft, die alte Götterwelt erloschen war, konnte auf diesem Wege nichts weiter zu Stande kommen, als höchstens eine leidliche Nachahmung, ein schwacher Nachhall der alten und unerreichbar gewordenen Werke. Die Versuche zu einer eigenthümlich christlichen Dichtkunst waren wohl glücklich in der lyrischen Gattung, in Liedern und Hymnen, weil diese das Erzeugniß eines eignen unmittelbaren Gefühls sind, und weil sie für den Ausdruck an den hebräischen

Gesängen ein natürliches Vorbild fanden. Die größern Versuche aber, das Christenthum poetisch darzustellen, fielen, wie auch oft noch später geschehen, nicht glücklich aus; weil die von den alten Dichtern entlehnte Form für diese Gegenstände nicht paßte, und es also nur eine todte Zusammensetzung blieb und eine bloß metrische Einkleidung, ohne Leben und ohne den Geist der Poesie.

Diesen erhielt das neuere Europa aus der andern nordischen Quelle seiner Bildung. So früh als nur die Römer der germanischen Völker erwähnen, unterlassen sie auch fast nie, der besonderern Liebe derselben zur Poesie zu gedenken. Verloren sind freilich die Lieder, welche Hermanns Thaten besangen, verschollen sind die weissagenden Gesänge, durch welche die Seherin Velleda die deutschen Bataver zu dem Freiheitskampf begeisterte, den sie jetzt, nachdem sie erst selbst unter römischen Fahnen gegen die andern noch freien Deutschen mitgefochten hatten, endlich für sich allein unternahmen; zu spät für ein vollkommnes Gelingen. Zwar konnte die deutsche Götterlehre bei den christlich gewordenen Völkern als solche auch nicht bestehen. Das Wesentliche derselben aber für die Dichtkunst, die innere dichterische Kraft, erhielt sich in den historischen Heldengedichten, und als diese in spätern Zeiten durch feinere Sitten gemildert, durch den Geist der Liebe und Andacht verschönt und veredelt, bald auch kunstreicher dargestellt wurden, so entstand jene Ritterpoesie, welche in dieser Gestalt dem neuern christlichen Europa ganz eigenthümlich ist, und auf den Nationalgeist der edelsten Völker so große Wirkungen hervorgebracht hat.

Solche historische Heldengedichte sind unter den christlich gewordenen deutschen Völkern zuerst bei den Gothen entstanden. In Attila's Zelt wurden gothische Heldenlieder gesungen,

und an Theoderichs Hofe waren sie vorhanden, selbst die lateinischen Schriftsteller berufen sich auf sie, und haben vieles aus ihnen, was nur Poesie und Heldensage ist, besonders aus der ältern Vorzeit ihrer Volksgeschichte, in Prosa aufgelöst, als Geschichte gegeben. Der Ruhm des königlichen Geschlechts der Amaler und aller Helden dieses Stammes scheint in diesen Liedern besonders gefeiert worden zu sein, und in der Folge sind Attila und Theoderich selbst Gegenstand ähnlicher Lieder geworden, wie später Karl der Große.

In dem noch vorhandenen Denkmal der gothischen Sprache, der Bibel des Ulphilas, hat dieselbe schon eine nach Verhältniß sehr regelmäßige Ausbildung. Diese Bibelübersetzung war ursprünglich für die Gothen in den Ländern an der Donau bestimmt. Aus einigen Urkunden erhellt, daß die Gothen in Italien genau dieselbe Mundart redeten; von Theoderich wird ausdrücklich gemeldet, daß er Geistesbildung und Unterricht in beiden Sprachen, der lateinischen wie der eignen gothischen befördert habe. Dieses setzt voraus, daß wesentliche Bücher des Unterrichts, etwa wie später von Alfred in sächsischer Sprache, auch damals in gothischer übersetzt oder abgefaßt wurden. Nach der Art, wie der lateinische Geschichtschreiber Jornandes jene gothischen Heldenlieder anführt und benutzt, möchte man wohl glauben, daß er, oder vielmehr der, welchen er ausschreibt, nicht bloß aus dem Gedächtniß von Liedern redet, die er gehört hatte, sondern, daß sie auch schriftlich an Theoderichs Hofe vorhanden waren. Es läßt sich dieses um so eher annehmen, da der Ruhm des königlichen Geschlechts der Amaler und aller Helden dieses Stammes in diesen Liedern, wie es scheint, besonders gefeiert wurde. Mit der gothischen Nation ist auch die Sprache derselben erloschen, sammt allen

Denkmalen derselben, die sich einer Nachricht zufolge in Spanien am längsten erhalten haben sollen, wo sich die Gothen am längsten behauptet hatten, und wo man auch stolz darauf war, das Geschlecht der Könige von ihnen ableiten zu können. Dagegen wird behauptet, daß in Italien manche Urkunden aus jener alten Zeit vernichtet worden, weil sie den longobardischen oder gothischen Ursprung solcher Familien bewiesen, welche sich, statt jenes wahren Adels, lieber eine römische Abkunft erdichten wollten.

Die deutschen Bardenlieder, welche Karl der Große hat sammeln und aufschreiben lassen, können nach dem ganzen Verhältniß der damaligen Zeit und Denkart keine anderen gewesen sein, als ähnliche historische Heldengedichte aus der schon christlichen Zeit der Völkerwandernng. Da nun, obwohl in viel späterer Gestalt, noch Heldengedichte in deutscher Sprache vorhanden sind, in denen Attila, Odoaker, Theoderich, das Geschlecht der Amaler gefeiert werden, zusammen mit andern fränkischen und burgundischen Helden, welche entweder die Sage oder selbst die Geschichte in dieselbe Zeit mit jenen versetzt; so darf man wohl nicht bezweifeln, daß, zwar nicht der Form, aber dem Inhalt nach, einiges aus den gothischen Heldengedichten, vieles aus denen, die Karl sammeln und ordnen ließ, wie einst Solon den Homer, noch vorhanden ist in dem Nibelungen-Liede, und in den übrigen zu dem sogenannten Heldenbuche gehörigen Stücken.

Die Voraussetzung, daß diese von Karl gesammelten Gedichte, Lieder von Hermann oder von Odin gewesen seien, daß sie überhaupt der heidnischen Vorzeit und der Götterlehre der alten Deutschen angehört haben möchten, konnten nur bei denen Glauben finden, welche mit dem Geiste jenes Zeitalters nicht genauer bekannt waren. Es läßt sich aber noch ein

Zeugniß anführen, wodurch dieß völlig bestimmt und entschieden wird. Die noch vorhandene Eidesleistung, durch welche der Sachse, wenn er sich zum Christenthum bekannte, dem Heidenthum entsagen mußte, lautete wörtlich so: „Ich entsage allen Teufels-Werken und Worten, Thunaer, (d. h. dem Donnergott oder Thor,) und Wodan, und Sachsen Odin, und allen Unholden, die ihre Genossen sind.“ Es wird diese Formel dem achten Jahrhundert zugeschrieben, noch vor Karls Zeit; doch für die damalige Denkart macht das keinen Unterschied. Noch unter Karls Zeiten ward Odin in Sachsen verehrt, und auf dem Harz, zu Odin, um Sieg gegen Karl gebetet. Wie kann man nun glauben, daß er bei solchem Verhältniß heidnische Lieder von Herman oder Odin habe sammeln lassen? Aus jener Eidesformel folgt aber noch eine andere wichtige historische Wahrheit, daß nämlich Odin von dem Wodan durchaus verschieden, und daß Sachsen als sein eigentliches Vaterland betrachtet wurde. Selbst die skandinavischen Sagen und Geschichten, ungeachtet sie ihn sich ganz zueignen möchten, sind doch auch eingeständig, daß Odin erst König in Sachsen gewesen sei, und von da nach Schweden gekommen, dort Sigtuna erbaut, und sein Reich gegründet habe. Damit stimmt das Zeugniß der Angelsachsen überein, deren Könige ihr Geschlecht gleichfalls von Odin ableiteten, wie denn noch Alfred in gerader Linie von ihm abstammte. Diese angelsächsische Genealogie scheint so historisch bewährt zu sein, die Uebereinstimmung der beiden von einander unabhängigen Zeugnisse ist so merkwürdig und viel beweisend, daß ich der Meinung derjenigen beistimme, welche diesen Odin für eine historische Person halten, wo er alsdann ungefähr in das dritte Jahrhundert und in eine Zeit fallen würde, in welcher die Römer zu schwach zum Angreifen, von dieser Seite aber auch noch nicht von den

Deutschen bedroht, von dem, was in dem innern nördlichen Deutschlande vorging, wohl weniger Kunde als jemals, vielleicht durchaus gar keine hatten. Dies erklärt, warum Odins Name, der in Sachsen und im Norden so groß war und Alles überglänzte, den Römern und überhaupt dem Westen unbekannt blieb. Wir müssen uns Odin demnach denken als einen Fürsten, Eroberer, Helden, der zugleich Dichter war, und als solcher durch weissagende Gesänge in der Götterlehre manches veränderte und erneuerte, entweder allein oder zugleich mit andern zu demselben Zweck mitwirkenden Priestern, Sehern und Dichtern, und der als der Stifter, zwar nicht einer neuen Götterlehre, aber doch einer neuen Epoche derselben, als Held und Seher, dem auch große Zauberkraft und Kunst beigelegt ward, nachgehends selbst vergöttert worden ist. Daß jener Odin erst aus Asien nach Sachsen gekommen sei, ist eine skandinavische Sage, oder vielmehr Auslegung, welche in jene Zeit des historischen Odin durchaus nicht paßt. Die skandinavischen Sammler sahen sich, um ihre Sagen mit den geschichtlichen Zeugnissen einigermaßen in Uebereinstimmung zu bringen, genöthigt, mehr als einen Odin, und eine Zusammenschmelzung des jüngern mit einem ältern anzunehmen. Von einem solchen ältern Odin finde ich bei uns nur eine einzige Spur in den alten Schriftstellern, die aber allerdings merkwürdig ist. Tacitus erwähnt einer Sage, daß der wandernde Ulysses auch nach Deutschland gekommen sei, und dort die Stadt Asciburgum erbaut haben solle. Die Alten pflegten bei solchen Zusammenstellungen einen viel bestimmteren Begriff zu haben, als wir voraussetzen. Sie sahen dabei nur auf die allgemeine Idee einer Gottheit oder eines Helden. So nannten sie einen jeden Kriegsgott anderer Völker Mars, einen Gott der Wissenschaft und Kunst Merkur, besonders wenn die Be-

ziehung auf die Planeten dieselbe war, wobei sie die große Localverschiedenheit gar nicht läugneten, aber als das weniger Wichtige übersahen. Ulysses war der allgemeine Begriff eines wandernden Helden; ihm selbst oder seinen Söhnen wurden noch im fernen Westen Abenteuer oder Kolonieen zugeschrieben. Wo sie immer bei den westlichen oder nordischen Völkern Sagen von eingewanderten Helden der östlichen oder südlichen Welt trafen, da hatten sie gleich ihren Herkules oder Ulysses zur Hand, woran sie jene fremde Nationalsage anknüpften. Die Erinnerung ihres Ursprungs und ihrer ersten Einwanderung aus Asien, war bei den nordischen Völkern nicht ganz erloschen. Eine Sage dieser Art, von einem aus fernen Landen eingewanderten Helden nach Deutschland, mußte also zu Tacitus Zeit noch bekannt sein, und es ließe sich glauben, daß selbst der Name dieses ältern Odin, wenn die deutsche Sage ihn so nannte, den Römer an den griechischen Odysseus erinnert, und um so mehr auf die gewaltsame Zusammenstellung geleitet habe.

Die geschichtlichen Lieder und Heldengedichte sind gewiß, ehe es ausdrücklich angeordnet ward, in den ältern Zeiten niemals niedergeschrieben worden, weil es gegen den Geist solcher Lieder, und die Gewohnheit der Sänger ist; auch in solchen Zeiten nicht, wo die Deutschen schon mit den Römern lange im Verkehr, in vielen Ländern unter ihnen und gemeinschaftlich mit ihnen lebend, Buchstaben und Schreibmaterialien von den Römern leicht hätten erhalten können. Anders aber dürfte der Fall sein mit den weissagenden Gesängen, deren Odins Götterlehre viele erzeugte und viele bedurfte. Zu diesen glaube ich wohl, daß auch Buchstaben angewandt worden. Ich habe bei einer andern Gelegenheit die Meinung geäußert, daß die germanischen Völker, auch ehe sie von den Griechen und Rö-

mern vielfältig schreiben lernten, mit der Buchstabenschrift nicht ganz unbekannt waren. Man hat dieß bezweifelt; ich werde also die Gründe, warum ich dieses für wahrscheinlich halte, zugleich aber den allerdings sehr beschränkten Gebrauch angeben, der, wie ich glaube, von der Kenntniß der Buchstaben gemacht wurde. Das Alphabet der Runen, so wie wir es haben, ist allerdings schon aus späterer Zeit; mehrere Buchstaben sind ganz die römischen. Allein andere sind grundverschieden und lassen sich durch keine Entartung davon ableiten. Eine eigenthümliche Anordnung und Benennung der Buchstaben, selbst die Mangelhaftigkeit des ganzen, ursprünglich nur sechszehn Buchstaben enthaltenden Alphabets scheinen eben so viele Beweise, daß es ein eignes und nicht erst von den Römern entlehntes war. Selbst in dem ungleich vollkommneren Alphabet, welches die Gothen und Angelsachsen nachher von den Griechen und Römern annahmen, sind noch Spuren von jenem ältern Runen-Alphabet. Daß dieses allen, oder doch mehreren germanischen Völkern gemeinschaftlich war, beweisen Runen-Inschriften, gefunden in den entlegensten Gegenden, wohin nur immer gothische oder andere deutsche Völker gekommen sind. Woher sollte denn aber der Norden und die Deutschen die Runen wohl empfangen haben, wenn nicht von Griechen und Römern? Hier bietet sich, wenn man eine solche Herleitung aus der Fremde durchaus verlangt, eine solche dar, die nicht unwahrscheinlich zu nennen ist. Die Phönicier, welche so vielen andern Nationen ihr Alphabet gegeben, das sich aber überall nach Art der Sprache und des Schriftgebrauchs sehr verschieden gestaltete, waren lange Zeit ganz im Besitz des Handels im baltischen Meere. Historisch gewiß ist, daß mehrere am baltischen Meere anwohnende germanische Völker ungleich cultivirter waren, als die gegen die Römer hinwoh-

nenden kriegerischen Grenzvölker am Rhein. Hier am baltischen Meere war auch der ursprüngliche Sitz jenes geheimnißvollen Dienstes der Hertha, welchen uns Tacitus allerdings als eine Art von Mysterien schildert. Ich finde wahrscheinlich, daß die Runen vorzüglich nur solchen Priesterverbindungen bekannt gewesen seien und gedient haben. Daß sie von Alters her zum magischen Gebrauch angewandt worden, dafür giebt es so viele Beweise, daß es gar nicht bezweifelt werden kann. Mit hölzernen Stäben, die dazu ausgesucht und eingeweiht waren, wurde die Schrift gelegt, welche den weissagenden oder beschwörenden Gesang begleitete, in welchen die Hauptbuchstaben nach einer gewissen Regel, auch nicht ohne Bedeutung wiederholt wurden. Dieser eigne Gebrauch hat allerdings auch die auf den Inschriften noch kennbare Form der Runen bestimmt. So denke man sich den Seher, oder den Priester zugleich mit dem räthselhaften Gesange, vor dem Hörer und Lehrling, der es lernen sollte, die geheimnißvollen Stäbe und Runen legend, eines durch das andere deutend. Wer ganz in der historisch erhellten und gebildeten Zeit daheim ist, der weiß sich selten in die dunklere Vorzeit zu versetzen; daher ihr vieles geliehen und philosophisch angedichtet wird, was nicht so war, und wieder anderes abgesprochen, was sie wirklich besaß.

In Sachsen selbst ward nun nach der Unterjochung durch Karl, die Odins-Götterlehre ausgerottet. Indessen blieben noch bis auf späte Zeiten manche Erinnerungen und Ueberreste davon zurück. Das Landvolk ließ sich seine Frühlingsfeier nicht nehmen; dieß schuldlose und in allen Regionen schöne Fest der Natur ward nun auf den Anfang des Mai's verlegt, wo unter unserm nordischen Himmel die Natur wieder aufgrünt; es schlossen sich manche Gebräuche der Art an das christliche Pfingstfest an. Noch jetzt werden in vielen Gegenden des nördli-

chen Deutschlands, um die Zeit, wenn der Tag am längsten ist, des Nachts große Feuer auf den Bergen angezündet; der alte Gebrauch, dessen Sinn lange verloren ist, stammt, wie viele ähnliche Gebräuche und manche Art von Aberglauben noch aus dem nordischen Heidenthum her. Besonders die Berge und Wälder, die alten Wohnsitze des ehemaligen Götterdienstes, umschwebten noch lange diese Erinnerungen. Noch manche christliche Jahrhunderte hindurch wurden ausgezeichnet große, oder sonst merkwürdige, uralte Bäume, vorzüglich Eichen, für heilig gehalten; in den Gedichten wird besonders die duftende Linde als ein zauberischer Baum gefeiert, und bis auf den heutigen Tag dient die Weide in jenen Gegenden zu mancherlei Aberglauben. Ueberhaupt nahm, was von der alten Götterlehre als Erinnerung noch unter dem Volke übrig blieb, nachdem sie ausgerottet war, mehr und mehr die Form eines bloßen Aberglaubens an, und entartete zur Mißgestalt. Von den begeisterten Seherinnen und Alraunen der nordischen Vorzeit, blieb nur der Aberglaube an allerlei Beschwörungen und Hexenkünste übrig, und an die Stelle von Odins Walhalla und den daselbst versammelten Helden und Göttergestalten, trat in der Phantasie des Volks das Geistergepolter der Walpurgisnacht.

Indessen Odins Götterlehre aber hier im Mutterlande selbst vertilgt ward, fand sie noch lange eine sichere Freistätte in dem skandinavischen Norden, wo sie erst spät und allmälig nach langem Kampfe dem Christenthum wich, und noch in manchen herrlichen Gesängen und Sagen glücklich erhalten, auf uns gekommen ist. So können wir die Poesie des Mittelalters und überhaupt die germanische Denkart bis zu ihrer Quelle verfolgen, die uns allerdings noch in der isländischen Edda strömt. Ihrer jetzigen Abfassung nach fällt sie in die

Zeit zwischen Harald Harfagr, wo die Normänner sich auf Island ansiedelten, und den Tod des Snorro Sturleson und den Untergang der isländischen Freiheit; also in das neunte bis dreizehnte Jahrhundert. In den spätern Stücken findet sich manche Beziehung auf griechische Mythologie, und sogar auf das Christenthum, sei es nun, um die nordische Sage diesem ähnlicher zu machen, oder auch um sie an die Geschichte der alten Völker anzuknüpfen. In den vorzüglichsten Stücken, besonders allen den poetischen der ältern Edda, athmet unstreitig der rechte und reine Geist der nordischen Götterlehre. Von der poetischen Seite unterscheidet sich diese von der der Griechen besonders durch ihre hohe Einheit. Die griechische Götterlehre ist vielleicht zu reich, um in ein Gemälde zusammengestellt werden zu können. Es fehlt ihr, wenn man sie im Vergleich mit der nordischen doch als ein Ganzes betrachten will, an einem rechten Schluß. Die Götter- und Heldenwelt der Griechen verliert sich allmälig in die Menschenwelt; die Poesie in die Prosa und Wirklichkeit. Die nordische Götterlehre erhält durch die letzte Katastrophe, auf die alles prophetisch hindeutet, einen vollkommnen Schluß. Es ist das Ganze wie ein einziges fortgehendes Gedicht, ein Trauerspiel. Von dem ersten Anfang, wie die Welt und die Erde aus den Gebeinen des erstarrten Riesen entsteht, bis dann glücklichere Zeiten kommen, und über dem alten Abgrunde die heilige Esche, Ygdrasill, aufgrünt; der Baum des Lebens, der seine Wurzeln durch alle Tiefen, und seine Zweige über das Weltall ausbreitet; wie dann kühne Helden und gutgesinnte lichte Geister die Macht der Riesen, und die alten Kräfte der Finsterniß, in manchen Kämpfen besiegen; bis zu dem bevorstehenden Untergang der Götter und Asen, Odins und seiner Kampfgenossen, ist alles ein zusammenhängendes, großes Natur-

und Heldengedicht. Das Wesentliche, worauf alles hinzielt, ist abermals wie in den meisten alten Dichtersagen der Untergang einer herrlichen Heldenwelt. Deßwegen trifft den edelsten, den tapfersten, den schönsten jugendlichen Helden meist zuerst das Loos in der Schlacht; weil Odin sie sammelt in sein Walhalla, um desto mehr Genossen und Mitkämpfer zu haben in dem bevorstehenden Kriege gegen die noch ein Mal hereinbrechenden feindlichen Mächte, denen er in diesem letzten Kampfe nicht mehr obzusiegen, sondern zu unterliegen vorher bestimmt ist. Die erste Begebenheit, wodurch dieser allgemeine Untergang sich ankündigt, ist Balders Tod. Wie in der trojanischen Sage in dem Tod der beiden Edelsten, des biedern Hektor und des schönen Achilles, der allgemeine Untergang der Heldenwelt sich ausdrückt, eben so auch hier in dem Tod Balders, des Lieblings aller Götter, des schönsten der Helden. Vorher bestimmt ist sein Fall, vergeblich betritt auch Odins Fuß den Weg zur Unterwelt. Hela giebt nur Räthsel zur Antwort, wie die Sphinx der Alten; Räthsel, deren eine tragische Auflösung wartet, und läßt ihren bestimmten Raub nicht fahren. Ungefähr in derselben Zeit scheinen auch die Ossianischen Gedichte, so viel als davon alt und echt ist, entstanden zu sein. Da sie aber in dem ganz abgesonderten Kreise des gaelischen Völkerstammes in Schottland eingeschlossen, und auf das übrige Europa damals ohne alle Wirkung blieben, so werde ich ihrer an einem andern Orte gedenken.

Bei den deutschen Völkern im übrigen Europa zeigte sich die Liebe zur Poesie jetzt auch in einigen Versuchen, das Christenthum im Gesang darzustellen, und die Geschichten der heiligen Schrift dichterisch einzukleiden. So geschah es bei den Sachsen in England und im südlichen Deutschland durch Ottfried. Als poetischer Kunstversuch konnte dieß nicht wohl

sehr glücklich ausfallen, da es auch später viel gelehrtern und kunstreichern Dichtern nicht ganz hat gelingen wollen. Für die damalige Dichtersprache und Verskunst bleiben es schätzbare Denkmale, besonders da diese christlichen Dichter ihre Form nicht erfanden, sondern von den alten Heldenliedern entlehnten. Von Ottfried kann man dieß um so bestimmter sagen, da noch ein einzelnes Helden = und Schlachtlied aus demselben Zeitalter und ganz in derselben Form vorhanden ist. Es ist ein Siegeslied auf den ostfränkischen König Ludwig gegen die Normannen. Ein Lied aus so alter Zeit, jetzt schon über neun Jahrhunderte alt, und von dieser hohen Vortrefflichkeit, ist ein unschätzbares Denkmal. Eine Stelle darin ist auch historisch wichtig; der Dichter schildert darin die feierliche Stille des geordneten Kriegsheers, vor dem Augenblick des Angriffs:

Blut schien in Wangen
Kampflust'ger Franken.

heißt es hier; und dann weiterhin:

Lied war gesungen,
Schlacht ward begunnen.

Dieses beweist, daß die altgermanische Sitte, vor dem Angriff den Muth der Kämpfer, durch ein gesungenes Helden = und Kriegslied zu begeistern, noch immer bestand. Wie sehr überhaupt die Heldenpoesie auch in dem christlichen Deutschland immer fort geübt und geliebt ward, beweist der Anfang eines andern alten Gedichts, welches keinem kriegerischen Gegenstande, sondern vielmehr dem Lobe eines Bischofs, des heiligen Anno von Köln, gewidmet ist:

„Wir hörten', heißt es hier: „von Helden oftmals singen,
„Und wie sie feste Burgen brachen,
„Wie hohe Königreiche all vergingen
„Und wie sich liebe Kampfgenossen schieden; —

— d. h. in Zwiespalt geriethen.

Der stäte Inhalt aller heroischen Gedichte, der Untergang der Nationen, und der Zwiespalt der Helden ist in diesen Versen sehr kurz und treffend bezeichnet.

Obgleich das Niebelungen-Lied erst im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in seine jetzige Gestalt gebracht worden sein mag, so ist wohl hier der schicklichste Ort, von demselben zu reden.

Jene kunstreiche Entfaltung der Begebenheiten, und fast dramatische Ausführlichkeit in der Darstellung, wie in den homerischen Gedichten, ist den Griechen ganz eigenthümlich und auch allein eigen geblieben, so daß die Nachahmung dieser Weise andern Völkern nie hat gelingen wollen. Unter den Heldengedichten der andern Völker, welche bei einer einfachern und kunstlosern Gesangs- und Dichtungsweise geblieben sind, nimmt dieses vaterländische Werk eine sehr hohe, unter den heroischen Rittergedichten des neuern Europa wohl die erste Stelle ein. Besonders zeichnet es sich aus durch die Einheit des Plans; ein Gemälde, oder vielmehr eine Reihe von aufeinander folgenden Gemälden ist es, in großen Zügen entworfen, einfach, mit Weglassung alles Ueberflüssigen. Auch die deutsche Sprache zeigt sich hier in einer Vollkommenheit, die sie nachher in der ältern Zeit nicht wieder erreicht hat. Sie hat bei der Lebendigkeit und Kraft eine Weichheit, die späterhin bald Künstelei, dann Härte und Verwilderung geworden ist. Die Heldensage aller Völker hat im Innern und wesentlich, wie ich schon oft bemerkte, viel Uebereinstimmendes, nur daß sie sich überall der besondern Nationalgeschichte auf eigenthümliche Weise einwebt, und nach der verschiedenen Gefühls- und Gesangsweise eines jeden Volkes eigen und anders gestaltet. Auch hier wird die allgemeine tragische Ansicht und Erinnerung an die untergegangene Heldenwelt wieder ausgedrückt

in dem Tod eines einzelnen Lieblingshelden, des edelsten, schönsten, siegreichsten, der aber vorher bestimmt ist, diese herrlichen Vorzüge, die auf ihm zusammengehäuft waren, mit einem frühen Tod, noch in der Blüthe der Jugend zu erkaufen; und dann in der Darstellung einer großen Katastrophe, angeknüpft an eine halb historische Begebenheit aus der eignen Nationalsage. Von dieser Seite nun findet allerdings eine Vergleichung mit der Ilias Statt, und wenn in dem deutschen Gedicht die letzte Katastrophe tragischer, blutiger, und mehr einem Titanenkampf ähnlich ist, als irgend eine der homerischen Schlachten, so ist dagegen der Tod des jugendlichen Lieblingshelden rührender, und mit sanftern Zügen geschildert, als irgend eine ähnliche Scene in andern Heldengedichten. Es liebt dieses Werk überhaupt die beiden Seiten des Lebens in der ganzen Stärke darzustellen, sowohl die freudige als die unglückliche, wie es im Anfange des Gedichtes heißt:

Von Freuden und Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Helden Streiten mögt Ihr nun Wunder hören sagen.

Siebente Vorlesung.

Vom Mittelalter. Entstehung der neuern europäischen Sprachen. Poesie des Mittelalters. Minnelieder. Charakter der Normannen und Einfluß desselben auf den Geist der Rittergedichte, besonders der von Karl dem Großen.

Man schildert und denkt sich das Mittelalter oft wie eine Lücke in der Geschichte des menschlichen Geistes, wie einen leeren Raum zwischen der Bildung des Alterthums, und der Aufklärung der neuern Zeiten. Man läßt Kunst und Wissenschaft auf der einen Seite völlig untergehen, um sie dann nach einer langen tausendjährigen Nacht desto herrlicher mit einem Male wie aus Nichts emporsteigen zu lassen. Dieses ist aber in einer zwiefachen Rücksicht falsch, einseitig, und nicht richtig. Das Wesentliche von der Bildung und den Kenntnissen des Alterthums ist nie ganz untergegangen, und vieles von dem Besten und Edelsten, was die neuern Zeiten hervorgebracht haben, ist im Mittelalter und aus dem Geiste desselben entsprungen. Man könnte überhaupt den Zweifel aufwerfen, ob die Zeiten, welche literarisch die reichsten, darum auch immer moralisch die besten und größten, politisch die glücklichsten sind. Wenn wir schon an den Gedanken gewöhnt sind, daß die eigentliche glückliche Zeit der Römergröße der ihrer spätern lite-

rarischen Ausbildung voranging, so sollte man ähnliche Betrachtungen auch bei der Geschichte des neuern Europa nicht ganz vergessen. Wenn man auf diese allgemeinen und höhern Ideen vom Werth und der Würdigung der Zeitalter und Nationen aber auch keine Rücksicht nimmt, und bloß auf Geistesbildung und Literatur selbst den Blick beschränkt, so muß auch dafür ein ganz anderer Standpunkt gewählt werden, als der in jener gewöhnlichen Herabsetzung des Mittelalters herrschende.

Betrachten wir die Literatur als den Inbegriff der ausgezeichnetsten und eigenthümlichsten Hervorbringungen, worin der Geist eines Zeitalters, der Charakter einer Nation sich ausspricht; so ist eine kunstreich ausgebildete Literatur gewiß einer der größten Vorzüge, den eine Nation erreichen kann. Wenn man aber von allen Zeiten ohne Unterschied eine und dieselbe Art von literarischer Ausbildung verlangt, und wo man diese nicht findet, gleich alles verwirft, so ist dieß nicht nur einseitig, sondern auch falsch und gegen den Gang der Natur. Ueberall im Einzelnen wie im Ganzen, im Kleinen wie im Großen, muß die Fülle der Erfindung der ausgebildeten Kunst, die Sage der Geschichte, die Poesie der Kritik vorangehen. Hat die Literatur einer Nation keine solche poetische Vorzeit vor der Periode ihrer mehr geregelten und kunstreichen Entwickelung, so wird sie niemals zu einem nationalen Gehalt und Charakter gelangen, noch einen eigenthümlichen Lebensgeist athmen. Eine solche poetisch reiche, aber nichts weniger als eigentlich literarisch oder wissenschaftlich gebildete Vorzeit hatte die Geistesbildung der Griechen in dem langen Zeitraum von den trojanischen Abenteuern bis auf Solon und Perikles, und diesem Umstande verdankt sie hauptsächlich ihre hohe Vortrefflichkeit, ihre Eigenthümlichkeit und ihren Reich-

thum. Eine solche poetische Vorzeit für das neuere Europa ist das Mittelalter, dem man eine schöpferische Fülle der Phantasie gewiß nicht absprechen darf. Das stille langsame Wachsthum muß der Blüthe, die Blüthe der reifen Frucht vorhergehen. So wie nun die Jugend auch für den Einzelnen als Blüthezeit des Lebens erscheint, so giebt es ähnliche Momente plötzlicher Entfaltung auch für ganze Nationen in der Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Hervorbringungen. Einem solchen allgemeinen Frühling der Poesie bei allen Nationen des Abendlandes ist das Zeitalter der Kreuzzüge, der Ritterfitten, Rittergedichte und Minnelieder zu vergleichen.

Die Literatur hat aber noch eine andere Seite als diese poetische, bei der man vorzüglich auf die Erfindung, auf Gefühl und Einbildungskraft sieht. Sie kann noch betrachtet werden als das Organ der Ueberlieferung, wodurch die Kenntnisse der Vorwelt auf die Nachwelt gebracht, und nicht nur erhalten, sondern durch die natürlichen Fortschritte der Zeiten erweitert und vervollkommnet werden. Jener poetische Theil der Literatur ist derjenige, welcher sich in den besondern Landessprachen des neuern Europa entwickelt hat; der andere, auf die Erhaltung der überlieferten Kenntnisse gerichtete bildet die lateinische, allen Nationen des Abendlandes gemeinsame Literatur des Mittelalters. Auch in dieser Hinsicht ist der Gang der Sache, wenn man ihn genau betrachtet, wenn man in die Geschichte und in den Geist des Mittelalters eingeht, ein ganz anderer gewesen, als er gewöhnlich dargestellt wird.

Wenn man freilich bloß auf die Poesie und auf die Entwickelung des Nationalgeistes in den Landessprachen sieht, so möchte man wohl wünschen, daß eine solche lateinische Literatur gar nicht vorhanden gewesen, daß die todte Sprache außer Gebrauch gekommen wäre. Geschichte und Philosophie, beson-

ders die letzte, wurden dadurch dem Leben entzogen. Ja es hat etwas an und für sich Barbarisches, und unsäglich viele nachtheilige Folgen, wenn Wissenschaft und Gelehrsamkeit, Gesetzgebung und Staatsgeschäfte in einer ausländischen, und vollends in einer abgestorbenen Sprache behandelt werden. Noch nachtheiligere Folgen hat es für die Dichtkunst gehabt; viele poetische Denkmale der Deutschen und aller andern Völker des Abendlandes sind untergegangen, weil gutmeinende Uebersetzer und sein wollende Erklärer sie ins Lateinische übertragen haben, und in Prosa aufgelöst als fabelhafte Geschichte gaben, was ursprünglich wahre Poesie und Heldensage war. Viele poetische Talente und Werke sind andererseits dadurch für die lebendige Wirkung auf Volk und Zeitalter verloren gegangen, daß die Verfasser ihre Dichterkraft an den vergeblichen Versuchen verschwendeten, in einer für sie doch schon todten Sprache, was in ihrer Einbildungskraft lebendig vor ihnen stand, andern lebendig vor Augen stellen zu wollen. Davon ließen sich viele Beispiele anführen, von jener guten Klosterfrau, der Roswitha, die das Lob und die Thaten ihres großen sächsischen Kaisers in einem lateinischen Gedichte besang, welches, wenn es ein deutsches gewesen wäre, ein schätzbares Denkmal der Sprache, der lebendigen Geschichte, und gewiß auch der Dichtkunst sein würde, bis zum Petrarka, welcher seinen Dichterruhm nicht sowohl auf die italienischen Liebesgedichte, die ihn unsterblich gemacht haben, zu gründen hoffte, und die er nur als Tändeleien der Jugend, und eines nicht zu überwindenden Gefühls ansah, als vielmehr auf ein jetzt vergessenes lateinisches Heldengedicht vom Scipio; ja bis auf die vielen wahren Dichter, welche zum Nachtheil ihres Ruhms noch später die lateinische Sprache erwählten, und deren be-

sonders Italien und Deutschland im 15ten und 16ten Jahrhundert so viele hervorgebracht hat.

Man darf aber bei diesen nachtheiligen Folgen, welche der allgemeine Gebrauch der lateinischen Sprache im Mittelalter gehabt hat, nicht vergessen, daß, ehe die besonderen Landessprachen sich entwickelt hatten, eine gemeinsame Sprache für alle Völker des Abendlandes nicht bloß zum Kirchengebrauch, für Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Unterricht, sondern selbst für die Staatsgeschäfte ganz unentbehrlich war. Es war dieß das unschätzbare Band, durch welches die neue Welt und das Mittelalter mit der Vorwelt zusammenhing. Außerdem ward in allen romanisch redenden Ländern die lateinische gar nicht als eine fremde, oder ausgestorbene Sprache betrachtet, sondern nur als die alte, regelmäßiger bei den Gelehrten und Gebildeten erhaltene, im Gegensatz der entarteten und verwilderten Mundart des Volkes, der sogenannten Vulgarsprache. Erst im neunten und zehnten Jahrhundert hörte die lateinische Sprache in diesen Ländern auf eine lebende zu sein, weil nunmehr die Mundart des Volkes, das in jedem Lande sich eigen gestaltende Romanzo, sich so weit von dem Lateinischen entfernt hatte, daß es nicht bloß Abweichungen und Volksdialekte, sondern ganz andere Sprachen waren. Der Uebergang ist jedoch so allmälig geschehen, daß er sich eigentlich nicht ganz genau und scharf bestimmen läßt. Um so natürlicher war die Täuschung, vermöge deren man die lateinische Sprache noch mehrere Jahrhunderte lang, nachdem sie wirklich schon ausgestorben, und eine todte geworden war, für immer noch fortlebend hielt, wie denn auch in der That die Tradition der altlateinischen Sprache und Aussprache beim Kirchengebrauch, bei den Gelehrten und Geistlichen und in den Klöstern eigentlich stets fortgehend er=

halten, und nur allmälig alterirt, niemals aber ganz und vollkommen mit einem Male unterbrochen worden ist.

Die ganze Ueberlieferung und Erbschaft aller Kenntnisse und Begriffe der Vorwelt wird mit Recht als ein Allgemeingut der gesammten Menschheit betrachtet, das allen Zeitaltern und Nationen anvertraut ist, das ihnen heilig sein soll, und für dessen Erhaltung wir sie gewissermaßen verantwortlich machen und Rechenschaft von ihnen fordern. Das Gefühl, welches jede Unterbrechung und gewaltsame Störung, wodurch dieses Band, das uns an die Vorwelt knüpft, wirklich zerrissen, oder auch nur zerrissen zu werden bedroht wird, tadelt, sich dagegen empört, und jede solche Unterbrechung als Barbarei verabscheut, ist ein durchaus gerechtes und zu billigendes Gefühl. Indessen sollte doch, streng genommen, nur die absichtliche Zerstörung, oder die ganz stumpfsinnige Vernachläßigung der Denkmale der Vorwelt barbarisch genannt, und nur im Fall einer gänzlichen Unterbrechung sollte einem ganzen Zeitalter der Vorwurf der Barbarei gemacht werden. Eine solche vollkommne Unterbrechung hat aber eigentlich nie Statt gefunden; absichtliche Zerstörung, wenn auch in der bildenden Kunst häufiger, findet sich doch in der Literatur äußerst selten. Das einzige mir bekannte Beispiel einer absichtlichen Vernichtung ist jenes, wie in schon ziemlich späten Zeiten in Konstantinopel einige damals noch vorhandene erotische Dichter der Griechen, wegen zu freier Sinnlichkeit und Unsittlichkeit vertilgt worden sein sollen. Diese moralische Aengstlichkeit, wobei nicht nur die Freiheit, welche der Dichtkunst allenfalls vergönnt ist, sondern auch die nie zu verletzende Achtung, welche allen Denkmalen der Sprache und der Vorwelt gebührt, vergessen ward, mag tadelnswerth erscheinen. Daß indessen die Sammler und Abschreiber des Mittelalters, sowohl die byzan-

tinischen, als die im Abendlande, im Ganzen selbst in dieser Hinsicht nicht so übertrieben streng waren, beweist die Menge der noch vorhandenen griechischen und lateinischen Dichter von ähnlichem Inhalt und ähnlicher Beschaffenheit. Unglückliche Zufälle, und die Bedürfnisse des Krieges haben von jeher den Denkmalen der Vorwelt und der Literatur manchen empfindlichen Verlust gebracht; selbst in den neuern Zeiten und noch seit Erfindung der Buchdruckerei. Wie viel mehr vor derselben, und da Handschriften, kostbar und in geringer Zahl, statt der häufig gedruckten Bücher dienten. Auch in den gebildetsten Zeiten der Griechen und Römer, lange ehe Gothen Rom, oder Araber Alexandrien besetzten, sind große Bibliotheken im Kriege ein Raub der Flammen geworden, und damit Hunderte und Tausende von Werken für immer zu Grunde gegangen, weil sie nicht weiter als in der einen Handschrift vorhanden waren. Wir beklagen uns über den Verlust mancher wichtigen Schriftsteller, und sind deßfalls oft leicht ungehalten auf das Mittelalter. Gewiß aber ist der Untergang eines einzelnen Schriftstellers oder Geisteswerkes, selbst durch Vernachlässigung verursacht, in der ganzen Periode, da noch die Werke nur auf jene Art erhalten und fortgepflanzt werden mußten, kein hinreichender Grund, ein ganzes Zeitalter der Barbarei zu beschuldigen. Davon könnte uns die bekannte Erzählung überzeugen, wie von den Werken des Aristoteles, für uns mit die wichtigsten Denkmale des griechischen Geistes, bei den Alten selbst nur eine einzige Abschrift übrig geblieben war, die vergessen und übel verwahrt, bloß durch einen Zufall gefunden und noch gerettet ward. Dieses geschah recht in der Mitte jener Zeit, die wir als die literarisch gebildete der Griechen und Römer anerkennen und zu verehren gewohnt sind. Und gesetzt auch, daß die geschichtliche Kritik gegen die buchstäbliche Genauigkeit dieser

Erzählung noch einige Zweifel zu erheben hätte, das Resultat ist dasselbe; denn, wie da vom Aristoteles erzählt wird, so ist es, wie wir genau und geschichtlich wissen, obwohl nicht immer mit so glücklichem Ausgang, noch vielen andern wichtigen Schriftstellern ergangen, und das zwar in den blühendsten und gebildetsten Zeiten des Alterthums. Für die Vermehrung der Abschriften ist im Abendlande seit Karl dem Großen wenigstens mit größtem Eifer und planmäßig gesorgt; eben so sehr und vielleicht besser als nur immer zu Alexandrien und Rom, oder sonst in den gebildetsten Zeiten des spätern Alterthums. Daß die christlichen Schriften und Schriftsteller hiebei den Vorzug hatten, ist billigerweise nicht zu tadeln. Wie viele aber sind nicht im Abendlande auch von den heidnischen und altrömischen erhalten? Konstantinopel ist nie durch die Gothen erobert, noch von sogenannten Barbaren überschwemmt worden, bis auf die Kreuzzüge und Türkenzeit. Gleichwohl ist dessen, was wir durch die Byzantiner von der alten griechischen Literatur erhalten haben, im Verhältniß mit dem unermeßlichen Reichthum der alten Zeit, ungleich weniger, als was sich von der ursprünglich gar nicht sehr reichen und ungleich ärmern lateinischen Literatur erhalten hat.

Es war überhaupt der wissenschaftliche Unterricht für die Erhaltung der alten Kenntnisse in den ersten Zeiten des Mittelalters sehr zweckmäßig eingerichtet. Nebst allem, was für das Christenthum nothwendig war, ging die nächste Sorge auf das Studium der lateinischen Sprache, welche das Vehikel für alle jene Kenntnisse war, sodann auf die wesentlichsten Theile der Mathematik, und endlich machte man es sich überhaupt in den Klöstern zu einer Pflicht und Gewissenssache, die Werke des Alterthums zu erhalten und durch Abschriften zu vermehren. Was die Sprache betrifft, die in jenem Verhältnisse das

Wesentlichste sein mußte, so lehrte man im zehnten Jahrhundert die Redekunst der römischen Sprache nach Cicero und Quinctilian; bessere Lehrer hatte auch das Alterthum nicht gehabt. Daß man im elften Jahrhundert angemessener und klarer, überhaupt, in sofern man noch in einer todten Sprache gut schreiben kann, besser als selbst in der letzten Römer-Zeit, und im sechsten Jahrhundert schrieb, ist von allen Kennern dieser Zeit und ihrer Literatur anerkannt. Nebst der Sprache und ihren Denkmalen war unstreitig nichts so wichtig, als die Erhaltung der Mathematik, welche die Grundlage aller Naturkunde, und so vieler auf das Leben einwirkenden Gewerbe, Kenntnisse und technischen Fertigkeiten ist. Das schnelle Emporblühen des Wohlstandes und der Städte, besonders in Deutschland unter den sächsischen Kaisern, der Flor der Baukunst in diesem Zeitalter, und so vieler andern Künste, die Kenntniß und Wissenschaft voraussetzen, beweist die Fruchtbarkeit dieses Bemühens und die Sorgfalt, die man angewandt hatte, die mathematischen und mechanischen Kenntnisse, und die technischen Fertigkeiten des Alterthums nicht untergehen zu lassen.

Am meisten möchte man wohl die Trennung des Abendlandes von der Kenntniß und von den Schätzen der griechischen Sprache beklagen. Aber auch hier fand nie eine gänzliche Trennung Statt. Von der Zeit an, da Karl der Große im Alter selbst noch griechisch lernte, und Lehrer dieser Sprache in zweien Städten des südlichen Deutschlands anstellte, bis zu der Zeit, da die beiden letzten Ottonen aus dem sächsischen Kaiserhause der griechischen Sprache kundig genug waren, um sie zu sprechen, war die Kenntniß derselben in Deutschland besonders nie ausgegangen. War sie früherhin, wie natürlich, zunächst auf die Bibel und die Kirchenväter gerichtet, so ließ

jetzt der Erzbischof Bruno von Köln, der aus demselben großen Kaiserhause entsprossen war, Gelehrte aus Griechenland in der Absicht kommen, um auch die Profanschriftsteller, Geschichtschreiber und Philosophen selbst verstehen zu können, und andern erklären zu lassen. Unter der Dynastie der sächsischen Kaiser, welche mit dem byzantinischen Hofe durch Heirath vielfach verbunden waren, erhob sich nun auch, vorzüglich im nördlichen Deutschlande, eine Menge schöner Kirchen und Denkmale der Baukunst, nach dem Muster der griechischen Sophien-Kirche, dem ersten Vorbilde aller christlichen Architektur. Ueberhaupt aber war Deutschland in diesem Zeitraume, vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert, nicht bloß das mächtigste, sondern auch das cultivirteste Land in ganz Europa.

So ist also der Vorwurf, welchen man gewöhnlich den germanischen Völkern macht, daß sie Verwilderung und Barbarei über das von ihnen eroberte Römer-Reich und Abendland verbreitet haben, in der Art und Allgemeinheit, wie man ihn gewöhnlich vorträgt, vollkommen ungegründet. Besonders ungerecht ist dieser Vorwurf gleich in den ersten Zeiten der Völkerwanderung, gegen die Gothen; denn diese, lange schon Christen vor der Einwanderung und Eroberung, bekannt also mit der ganzen Einrichtung des Unterrichts, und den Verhältnissen des gelehrten und geistlichen Standes, wie sie damals in der Römerwelt waren, haben im Ganzen gar nicht zerstörend gewirkt, sondern vielmehr wissenschaftliche Anstalten erhalten und befördert, so viel nur ihre Kräfte vermochten, und die Umstände erlaubten. Eine Ausnahme davon fand nur da Statt, wo die gothischen Völker von einem fremden, wilden, heidnischen Eroberer angeführt wurden, oder wo in einzelnen Fällen Parteihaß, weil sie Arianer waren, sie gegen die Katholischen ungerecht und erbittert machte. Selbst die letzte blü-

hende Zeit der noch alt zu nennenden römischen Literatur fällt unter Theodorich, und niemals hat der feinsollende Patriotismus der Italiener einen verkehrteren Gegenstand ergriffen, als in dem bekannten Lieblings-Thema ihrer spätern Dichter: das von den Gothen befreite Italien. Denn gerade unter Theodorich, und unter der Gothen Herrschaft, begann für Italien eine glückliche Zeit, und eine neue Morgenröthe, die nur allzu bald ein Ende nahm. Das wahre Elend und die eigentliche Barbarei begann, als die Gothen wieder vertrieben waren, und Italien von byzantinischen Eunuchen und Satrapen unterdrückt und ausgesogen ward. Ueberhaupt giebt es keine bessere Rechtfertigung für die Einwirkung der germanischen Völker auf das neuere Europa, als wenn man diese aufstrebende Thätigkeit, diese Fülle von Leben in dem europäischen Abendlande, diese sich so mannigfaltig und so herrlich entwickelnde Nationalkraft, diese Poesie des Mittelalters vergleicht und zusammenstellt mit dem Elend des tausend Jahre lang dahinschmachtenden byzantinischen Reichs, und sie mit dieser einförmigen Geisteserschlaffung und Ertödtung vergleicht. Und doch besaßen die Byzantiner allerdings viel größere literarische Reichthümer und Hülfsmittel, und manche Kenntnisse, welche das Abendland erst von ihnen entlehnen mußte. Es kommt auch in der Geistesbildung und Literatur nicht so sehr auf die todten Schätze an, die man ererbt hat, als auf den lebendigen Gebrauch, den man davon macht.

Ungünstiger war allerdings die Wirkung, wo die einwandernden und erobernden deutschen Völker, noch nicht Christen, in ihren Sitten rauher, und mit den römischen Einrichtungen und wissenschaftlichen Anstalten völlig unbekannt waren, wie die Franken in Gallien, oder die Sachsen in Britannien. Will man überhaupt durchaus eine Unterbrechung und Zwi-

schenzeit der Zerstörung und Finsterniß annehmen, so hat diese höchstens Statt gefunden in dem Zeitraume von Theodorich bis auf Karl den Großen, und auch da nicht vollkommen. Denn als Italien unter dem byzantinischen Druck in Barbarei darnieder lag, hatte sich das Licht der Erkenntniß und der regen Thätigkeit in den fernen Norden, in die Klöster von Irland und Schottland gerettet, und kaum hatten die Sachsen in England mit dem Christenthum diese wissenschaftliche Cultur, wie sie damals war, überkommen, als sie bald allen andern Nationen des Abendlandes darin zuvor eilten, bis dann dieses Licht nach Frankreich und Deutschland verpflanzt wurde, um nie wieder zu erlöschen. Seit Karl dem Großen hat eine stete, nicht nur plannäßige Erhaltung, sondern auch unermüdete und rastlos fortschreitende Erweiterung der Kenntnisse Statt gefunden, so daß man eigentlich die Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften, welche genauere Geschichtforscher schon bis in das Zeitalter der Kreuzzüge zurück verlegen, mit Karl dem Großen anfangen müßte. Selbst in der finsterſten kurzen Zwischenzeit vom sechsten bis zum achten Jahrhundert, fing jenes wissenschaftliche Institut sich an zu bilden, das, durch Karl begünstigt und allgemein begründet, die ausgedehnteste Wirksamkeit erhielt; jene dem Abendland eigenthümliche Einrichtung gelehrter Klöster, und einer für das allgemeine Wohl thätigen Geistlichkeit. Diesen so zweckmäßig eingerichteten geistlichen Corporationen, welche die Länder urbar machten, die Völker bildeten, den Staat befestigten, und die Wissenschaften unermüdet erweiterten, verdankt eigentlich das neuere Europa seine nachmalige Ueberlegenheit über die Byzantiner, welche ihm an ererbten Vorkenntnissen, und über die Araber, welche ihm an äußerer Macht und Hülfsmitteln so weit überlegen waren. Vergleicht man die poetische Ar-

muth eines Alfred, die frugale Einfalt, in welcher der Eroberer Karl lebte, die beschränkten Hülfsmittel beider auch in ihren wissenschaftlichen Unternehmungen, mit dem Reichthum, dem Glanz, der Verschwendung, die ein Harun al Raschid, oder andere Chalifen und Sultane, unumschränkte Beherrscher der reichsten Länder des Orients, über ihre wissenschaftlichen Einrichtungen verbreiten und ausschütten konnten, so erscheint das Abendland dagegen dürftig und muß weit zurückstehen. Dennoch hat es in der Folge den Sieg davon getragen, zum sichern Beweise, daß die Wissenschaften besser gedeihen durch Institute, die vom Staate und den äußern Verhältnissen unabhängig, Jahrhunderte hindurch im Stillen anwachsen, und ungehindert sich ausbreiten, als durch die vorübergehende Gunst und Willkür eines Herrschers, der darin zunächst nur seinen eignen Ruhm, und einen äußern Glanz sucht. Am meisten hat daher Karl der Große auf die Cultur der Nachwelt dadurch gewirkt, daß er jenen wissenschaftlichen Instituten und geistlichen Corporationen ihre Dauer und Unabhängigkeit sicherte, und ihre allgemeine Ausbreitung möglichst beförderte. So groß indessen auch Karls Verdienste um Geistesbildung und Literatur, sowohl die lateinische, als die der Landessprache waren, so läßt sich nicht läugnen, daß Alfred, der selbst Forscher, ja für sein Zeitalter ein Gelehrter war, besonders in dem Anbau der eignen Sprache noch mehr geleistet hat. Als aber in England die Einfälle der Dänen nachtheilig wirkten, und von dem, was Karl in Frankreich und im südlichen Deutschland für Geistesbildung eingerichtet und begründet hatte, dort die Normänner, hier die Ungarn manches zerstörten, so blühte bald darauf unter den sächsischen Kaisern eine Cultur auf, die in jeder Rücksicht der frühern unter Karl und Alfred überlegen war. Besonders an guten Geschichtschreibern war damals

Deutschland reich, ja reicher als jedes andere Land in Europa, von Eginhard, Karls Geheimschreiber, an, bis auf Otto von Freysingen, einem Fürsten aus dem Hause der Babenberger, Sohn Leopolds des Heiligen, und Oheim jenes großen Barbarossa, aus dem Kaiserhause der Hohenstaufen; wozu auch das beitragen konnte, daß Deutschland damals der Mittelpunct aller politischen Verhältnisse war. Mönchs-Chroniken pflegte man sonst mit einem allgemeinen wegwerfenden Namen alle lateinischen Geschichtswerke des Mittelalters, weil sie von Geistlichen herrühren, zu nennen; indem man vergaß, daß diese Schriftsteller zum Theil von fürstlicher Geburt, mit allen Staatsverhältnissen und Geschäften vertraut, überhaupt die unterrichtetsten und gebildetsten Männer ihrer Zeit, am besten fähig waren, die wichtigsten Begebenheiten desselben mit gesunder Beurtheilung zu überschauen, oder auch durch eigne Reisen im Stande, die Sitten entlegener Völker des Morgenlandes, und des noch weniger bekannten Nordens, als Augenzeugen ihren Zeitgenossen mit Klarheit darzustellen. So pflegte man oft in der Herabsetzung des Mittelalters ganz streitende, und sich widersprechende Vorwürfe auf einander zu häufen. War von dem Verderben der Geistlichkeit die Rede, so hieß es, sie beherrschten weitläuftige Länder; sie lebten wie Fürsten, und sie lenkten alle Staatsgeschäfte. Kam man auf ihre Werke, so hieß es: unwissende Mönche seien sie gewesen, welche keine Geschichte schreiben konnten, weil sie die Welt nicht kannten. Die beste Lage für einen Geschichtschreiber ist aber gerade eine solche, wo er wohl Gelegenheit hat, die Welt und ihre Geschäfte aus Erfahrung kennen zu lernen, aber doch auch wieder unabhängig von ihr ist, und die Freiheit behält, sich zurückzuziehen, und die Begebenheiten ruhig als bloßer Zuschauer zu beobachten. Gerade in dieser Lage befanden sich mehrere

von jenen Geschichtschreibern, deren Werth jetzt, je mehr das Studium der Geschichte selbst fortgeschritten ist, auch wieder fast allgemein anerkannt wird, besonders derer aus der Zeit der sächsischen Kaiser. In der Philosophie hatte besonders England und Frankreich, auch noch vor der Einwirkung der Araber, und der durch sie eingeführten Alleinherrschaft des Aristoteles, sehr ausgezeichnete Schriftsteller. Ein tiefer Forscher ist im neunten Jahrhundert jener Schotte oder Irländer, den man von dem Lande seiner Geburt nur Scotus Erigena nennt; nicht minder groß und tiefsinnig war aber Anselmus, obwohl seine Philosophie ganz in den Grenzen der anerkannten Wahrheit blieb; ein geistreicher Denker und Redner ist Abälard, auch in Sprache und Kenntniß der Alten ausgezeichnet, wie sein Schüler Johann von Salisbury. —

Für alle die romanisch redenden Länder mußte freilich eine Art von chaotischer Zwischenzeit entstehen, ehe die veränderte Mundart des Volks von ihrem lateinischen Ursprung sich ganz lostrennen, und sich wieder zu einer eigenthümlichen und einigermaßen bestimmten Sprachform gestalten konnte. Wenn nicht andere ungünstige Umstände es verhindert hätten, so wäre in dieser Hinsicht das Verhältniß der deutschen Völker für die Geistesbildung weit günstiger gewesen. Denn es ist noch ungleich leichter zwei ganz abgesonderte Sprachen zu gleicher Zeit zu cultiviren, als da, wo zwei Sprachen sich vermischt haben, oder eine innere Revolution die Sprache ganz verändert hat, eine neue Form derselben zuerst zu bilden. Dieß erfordert immer einen langen Zeitraum. Für die Entwickelung der deutschen Sprache und also auch für die nationale Geistesbildung war es unglücklich, daß die zuerst gebildeten Mundarten immer wieder untergingen, und so die auf ihre Bildung gewandte Mühe mehr als einmal verloren ging.

Die gothische Sprache, die schon ziemlich regelmäßig gebildet war, erlosch mit der Nation selbst. Eine noch ungleich regelmäßigere Ausbildung erlangte die angelsächsische, von der man wohl sagen kann, daß unter Alfred schon eine ganze Literatur in ihr vorhanden war; eine große Anzahl von Werken, nicht bloß Gedichte und Uebersetzungen, sondern auch Geschichten in Prosa, und wissenschaftliche Bücher mannichfacher Art enthaltend. Aber auch diese Sprache, obwohl noch viele ihrer Denkmale bestehen, ging unter, als die französisch redenden Normänner England eroberten, und aus der Mischung eine ganz neue, die jetzige englische Sprache entstand. So mußte nun die deutsche Sprache zum dritten Male das schwere Geschäft ihrer regelmäßigen Ausbildung beginnen. Dieß geschah im neunten Jahrhundert, denn damals erst begann unsere jetzige hochdeutsche Sprache sich einigermaßen zu entwickeln; sind auch früherhin schon Anfänge und Versuche dazu gemacht worden, so sind sie doch noch nicht von ganz entscheidendem Erfolg gewesen. In jenen Denkmalen sehen wir die deutsche Sprache noch ganz so unbeholfen und schwankend erscheinen, und im chaotischen Kampf, wie allemal, wenn eine Sprache sich aus einer das Innere angreifenden Mischung oder Revolution zuerst wieder regelmäßig gestaltet. In eben diesem Zustande, wie die deutsche im neunten Jahrhundert, sehen wir auch die sämmtlichen romanischen Sprachen im elften und zwölften Jahrhundert in ihren ersten Versuchen auftreten. Man ist gewohnt, die deutsche Sprache als eine reine und uralte Stammsprache vor allen andern zu preisen. Dieß kann von der altsächsischen Sprache in vollem Maaße gelten, nicht aber so ganz von unserer jetzigen hochdeutschen. Diese ist eine neuere, erst im karolingischen Zeitalter aus der Verschmelzung mehrerer deutschen Mundarten, und einer sehr beträchtlich romanischen Einmischung

entstanden, so daß man sie nicht mit Unrecht in die Reihe jener Sprachen stellen kann, welche aus der Verbindung der germanischen und lateinischen entstanden sind, und deren Entstehung und ursprüngliche Beschaffenheit wohl eine aufmerksame Betrachtung verdient, da sie dem Geiste der gebildetsten Nationen Europa's zum Werkzeuge und zur Hülle dienen. Die eigentlich rein germanische und ursprüngliche deutsche, allen Völkern dieses Stammes gemeinsame Sprache ist die altsächsische, die unter Alfred in England die vollkommenste Ausbildung erhalten hat. Daß die Sachsen im nördlichen Deutschlande dieselbe Sprache redeten, wie die in England, ist keinem Zweifel unterworfen; aber auch die Franken bedienten sich ursprünglich derselben, die auch dem ganzen germanischen Norden gemein war. Der Römer konnte sich in England eines Franken zum Dolmetscher bedienen, der Sachse aus Britannien bedurfte selbst in Schweden gar keines solchen, und als König Alfred, als Sänger verkleidet, in das dänische Lager ging, so hat er in keiner fremden, sondern in seiner eigenen Sprache die Lieder gesungen, höchstens mit einer geringen Veränderung der Mundart oder der Aussprache. In welcher von den verschiedenen deutschen Sprachen waren nun die Lieder gefaßt, welche Karl sammeln ließ? — Nicht in der gothischen, denn diese war erloschen, oder höchstens waren noch in den asturischen Gebirgen in Spanien Einzelne vorhanden, welche sie verstanden und reden konnten. Nicht in der oberdeutschen, die wir noch ein halbes Jahrhundert nach ihm erst im Werden begriffen sehen, und die nur deßhalb fränkisch genannt wird, weil in der ganzen karolingischen Zeit dieß nach dem herrschenden Volke fast eine allgemeine Bezeichnung für alles Deutsche ist. Dazu kommt, daß diese Lieder auch schon zu seiner Zeit alt, wenn auch nur zwei, wenn auch nur ein Jahr-

hundert alt waren. Ich glaube also mit Gewißheit behaupten zu dürfen, daß diese Lieder in sächsischer Sprache abgefaßt waren, in derselben, welche Alfred schrieb, und die auch Karl, wenn er nicht romanisch redete, gesprochen hat; er, der am liebsten in den rheinischen Niederlanden lebte, dem alten Stammlande der Franken, deren Sprache ursprünglich auch die sächsische war.

Diese Bemerkung ist nicht bloß für den Freund der Sprache und der Dichtkunst, sondern auch selbst für die Geschichte in so vieler Beziehung wichtig, daß ich mir erlaubt habe, sie nicht zu übergehen.

Den Ursprung der hochdeutschen Sprache aber erkläre ich mir auf folgende Art. Die deutschen Völker, welche ursprünglich vorzüglich das baltische Meer umwohnten, haben, da sie mehr gegen Süden wanderten, dadurch ihre Sprache verändert; z. B. die Gothen, welche vom baltischen bis an das schwarze Meer zogen, und dort ein großes Reich gründeten, mitten unter vielen ganz fremdartigen Nationen lebend, von denen sie sogar einzelne Worte annahmen, haben eben dadurch eine ganz eigne Mundart und verschiedene Sprache erhalten. Im südlichen Deutschland, besonders in den Alpenländern, hat sich der gewöhnliche klimatische Einfluß gebirgiger Länder auf eine rauhe Aussprache und die harten Gurgeltöne bewährt. Die auf einander folgende gothische und fränkische Herrschaft und Kolonieen haben im südlichen Deutschland eine Verwirrung oder Verschmelzung verschiedener deutscher Mundarten erzeugt, und die romanische Einmischung ist den römischen Kolonieen an der Donau, besonders aber der frühern Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden zuzuschreiben.

Unter allen romanischen Sprachen hat sich die provenzalische zuerst entwickelt, vermuthlich, weil sie am wenigsten

fremde Einmischung erfahren hat. Die alte Landessprache ist hier in dieser zuerst zur römischen Provinz gewordenen Gegend wahrscheinlich auch am frühesten erloschen; die deutsche Ansiedlung ist aber verhältnißmäßig sehr gering und nicht bedeutend gewesen. Um also diese ganze Betrachtung über die Sprachen des neuern Europa mit einer allgemeinen Uebersicht zu beschließen; so haben sich von allen denen Sprachen, die aus der Vermischung der romanischen und der germanischen entstanden sind, die oberdeutsche oder allemannische, und die provenzalische zuerst entwickelt, welche beide am meisten rein geblieben waren und die geringste Einmischung erlitten hatten. Von jenen drei romanischen Sprachen, welche eine beträchtlichere Einmischung erfahren haben, der italiänischen, spanischen und nordfranzösischen, hat die, welche sich am meisten von der lateinischen entfernt, die französische, zuletzt den höchsten Punkt ihrer Vollkommenheit erreicht. Die jüngste aller dieser Sprachen ist die englische, in welcher die Mischung am stärksten war, und beide Bestandtheile des Germanischen und des Romanischen sich ungefähr das Gleichgewicht halten. Hier hat auch der chaotische Zustand, den eine solche Mischung nothwendig zur Folge hat, am längsten gedauert. Daß aber auch aus einem solchen in der Folge etwas sehr Edles hervorgehen kann, das zeigt sich in der eigenthümlichen Schönheit, in der Kraft, Schnelle und Leichtigkeit der englischen Sprache, so wie auch in dem hohen und eignen Nationalgeist ihrer Literatur, die ohne eine solche Sprache sich nicht so würde haben gestalten können.

Das allgemeine Erwachen eines neuen Lebens und jugendlichen Gefühls in dem Zeitalter der Kreuzzüge zeigte sich besonders in der plötzlichen Entfaltung jener Poesie, welche man bei den Provenzalen die fröhliche Wissenschaft nannte, und

welche bei den geistvollsten Nationen des damaligen Europa einen so verschwenderischen Reichthum von Rittergedichten und Minneliedern hervorgebracht hat. Da der Geist des Minnegesangs aus allen diesen Ritterdichtungen athmet, und dieser Geist vorzüglich sie von andern bloß heroischen Heldengedichten unterscheidet, so mache ich mit dem ersten den Anfang. Der Minnegesang blühte zuerst auf bei den Provenzalen, und pflanzte sich von ihnen auf die Italiäner fort, die anfangs selbst wohl in provenzalischer Sprache dichteten. Jetzt ist diese Sprache wie ausgestorben, daher die noch vorhandenen Denkmale derselben unbenutzt in den Handschriften-Sammlungen da liegen. Nebst Frankreich blühte die fröhliche Wissenschaft am frühsten in Deutschland, am meisten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Erst im vierzehnten Jahrhundert erreichte der Minnegesang der Italiäner durch Petrarka seine kunstreiche Vollendung, und das funfzehnte Jahrhundert war die eigentliche Zeit der spanischen Lieder. Ja der letzte berühmte Dichter, der in dieser alten Art von Liebesliedern in Spanien einen großen Ruhm erreichte, lebte noch tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein. Es war Castillejo, der Ferdinand dem Ersten aus seinem Vaterlande nach Oesterreich folgte.

Der Minnegesang hat sich bei jeder der genannten Nationen durchaus eigenthümlich entwickelt, dem verschiedenen Nationalgeiste gemäß; und ich glaube, daß hierin mit Ausnahme der Italiäner keine Nation von der andern viel entlehnt hat; während die Ritterdichtungen allerdings immer von einer Nation zur andern verpflanzt wurden und eine Art von Allgemeingut für alle waren. Selbst die Liederform hat sich bei jeder Nation ganz verschieden gestaltet. In allen herrscht der Reim, und zwar ein sehr musikalischer Gebrauch desselben, der ohne die Beziehung auf die Musik fast verschwenderisch und

spielend scheinen könnte. Wahrscheinlich hat diese gemeinschaftliche Eigenschaft ihren Grund in der Beschaffenheit der damaligen Musik, da sie ursprünglich alle zum Gesange bestimmt waren.

Daß die deutschen Dichter ihre Minnelieder von den Provenzalen entlehnt hätten, wie man oft ohne allen Beweis behauptet, und ohne Grund vorausgesetzt hat, ist um so weniger wahrscheinlich, da die Deutschen in viel früherer Zeit Minnelieder gehabt haben; denn schon unter Kaiser Ludwig dem Frommen fand man es nöthig, den Klosterfrauen das häufige Singen der deutschen Liebesgesänge, oder Wynelieder, zu untersagen. In der Ritterzeit haben allerdings einige deutsche Fürsten, die in Italien mehr einheimisch waren, auch in provenzalischer Sprache gedichtet; aber dieß beweist für den deutschen Minnegesang selbst nichts. Wäre dieser entlehnt, so würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen, wie Petrarka seine geliebten Provenzalen so oft mit Ruhm anführt, um so mehr, da die deutschen Verfasser der erzählenden Rittergedichte ihre provenzalischen oder französischen Quellen fast jeder Zeit anführen.

Wie dem auch sei, in der Liederform, und auch im Charakter, in dem Gedankengange und der Gefühlsweise sind die deutschen Minnelieder von den provenzalischen und französischen ganz verschieden, und von allen noch vorhandenen und schon bekannten Sammlungen der Art ist die deutsche die reichste.

Was darin zuerst auffällt, ist der sanfte Geist, den sie athmen; besonders Wunder nimmt es uns, wenn man einige dieser Fürsten und Ritter, von denen sie herrühren, in der Geschichte als die kühnsten Helden auftreten sieht. Aber dieser Gegensatz findet sich oft in der Natur, und muß wohl dem menschlichen Herzen, wenn es edel ist, gemäß sein; daß nämlich

mitten in einem ganz kriegerischen Leben sanfte Neigungen erwachen, und aus der höchsten heroischen Kraft das feinste Zartgefühl, wie eine schöne Blume, emporsteigt. Jene alte Melodie, welche dem König Richard allgemein zugeschrieben wird, ist nur wie ein rührender Klagehauch, sanfter als man von dem löwenherzigen Helden irgend erwarten sollte.

Doch die Zartheit der Gefühle und auch die Anmuth und musikalische Weichheit in der Sprache hat man den deutschen Minneliedern noch nie abgesprochen, dagegen macht man ihnen den Vorwurf der Einförmigkeit und der Tändelei. Der Vorwurf der Einförmigkeit ist eigentlich sonderbar; es ist, als ob man sich beklagen wollte, daß im Frühling oder in einem Garten der Blumen zu viel seien. Freilich sollten Gedichte der Art nur wie einzelne Blumen den Weg des Lebens schmücken, und nicht mit einem Male ausgeschüttet werden, was Ueberdruß erregt. Der Laura selbst hätte es zu viel werden mögen, wenn sie alle Gedichte, welche Petrarka noch bei ihrer Lebenszeit an sie gesungen hat, mit einem Male hätte lesen sollen. Der Eindruck der Einförmigkeit liegt aber bloß darin, daß wir ganze Hunderte von solchen Liedern, weil sie jetzt eine Sammlung bilden, hinter einander lesen, oder durchlaufen; wozu sie ursprünglich gar nicht bestimmt waren. Denn sind sie auch nicht alle an eine wirkliche Geliebte gerichtet gewesen, sondern manche bloß ersonnen worden, so war es doch immer für den Gesang, und um, so gesungen, so lange man Lust daran fand, das gesellige Leben zu erheitern und zu verschönern. Außerdem ist es unvermeidlich, daß nicht bloß Liebesgesänge, sondern überhaupt alle lyrischen Gedichte, wenn sie ganz Natur sind, und nur aus der eignen Empfindung hervorgehen, sich in einem bestimmten Kreise von Gefühlen und Gedankengange bewegen. Dieß ließe sich selbst in der ernst-

haften lyrischen Gattung durch Beispiele von allen Nationen bewähren. Das Gefühl muß eine gewisse Hauptrichtung haben, wenn es sich eigenthümlich und poetisch aussprechen soll; und wo das Gefühl vorherrschen soll, da kann der Gedankenreichthum nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die geforderte Mannigfaltigkeit der lyrischen Gedichte findet sich nur in den Zeitaltern der Nachbildung, wo man denn oft alle möglichen Gegenstände in allen möglichen Formen behandelt, und oft den Ton und den Geschmack der verschiedensten Nationen und Zeitalter in einer Sammlung beisammen, und um so mehr Abwechslung zum hintereinander Durchlesen findet, je mehr das Lied und der Gesang zum Gelegenheitsgedicht herabgesunken ist, oder sich in sinnreiche Kleinigkeiten und Epigramme zersplittert und aufgelöst hat.

Der zweite Vorwurf, welchen man den Minneliedern macht, daß sie tändelnd seien, ist nicht ungegründet; aber ich weiß nicht, ob es durchaus ein Tadel ist. Selbst die Alten, obwohl sie in ihren erotischen Gedichten mehr die Gluth der Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke darzustellen streben, haben doch erkannt, daß auch dieses Spielende in der Natur und in dem Gefühl der Liebe liege, indem sie in ihrer Mythologie den Amor als ein Kind darstellen, und an diesen Begriff so manche sinnreiche Dichtungen und Bilder geknüpft haben. Daß die Liebe als die heftigste Leidenschaft auch in der Ritterzeit oft tragische Ereignisse und Handlungen hervorgebracht hat, läßt sich schon aus dem lebendigen Charakter dieses Zeitalters vermuthen. Die Geschichte bietet eine Menge Beispiele der Art dar. Aber diese ernsthafte und leidenschaftliche Seite der Liebe wird in den Minneliedern selten hervorgehoben. So ganz ohne Sinnlichkeit, wie die platonischen Sinngedichte und Gesänge des Petrarka, sind die deutschen Minnelieder nicht.

Doch in den meisten wird auch diese Seite nur zart berührt. Vorzüglich und fast ausschließend ergriffen diese Dichter diejenige Seite des Gefühls, welche dem Spiele der Phantasie einen freien Raum eröffnet. Es war also der Geist des Minnegesangs überhaupt, und des deutschen insbesondere etwa folgender. Aus der den Deutschen ursprünglich eignen Achtung vor den Frauen entwickelte sich bei mildern und verfeinerten Sitten, und nachdem auch das Christenthum strengere und reinere Begriffe von Sittlichkeit allgemeiner verbreitet hatte, ein Zartgefühl, das nur, wenn es nicht mehr empfunden ward, und die bloße Form davon übrig geblieben war, in leere Galanterie entartete; das aber, so lange es wirklich gefühlt wird, doch etwas unläugbar Edles und Schönes, auch für die Poesie ist. Die provenzalischen Liebeshöfe und Gerichte, die daselbst mit einer fast metaphysischen Spitzfindigkeit durchgeführten Steitigkeiten und beantworteten Fragen über die Liebe, sind dem deutschen Minnegesang eigentlich durchaus fremd. Er ist kunstlos im Vergleich mit dem sinnreichen Gedankenspiel des Petrarka oder der spanischen Lieder; dagegen aber ist er gefühlvoller, und besingt neben der Liebe gern auch die Natur, und die Schönheit des Frühlings.

Die epische Poesie gehört ganz der Vorzeit an; der Dichter eines schon kunstgebildeten Zeitalters, der es noch vermag, wie ein Sänger der Vorwelt, und wahrhaft episch zu dichten, ist immer als eine höchst seltene Ausnahme, und als eine in seinem Jahrhundert oder bei seiner Nation einzige Erscheinung und hohe Gabe der Natur betrachtet und verehrt worden. In der dramatischen Poesie behauptet dagegen die Kunst desto mehr ihre Vorrechte, und nur in einem ganz kunstgebildeten Zeitalter kann sie gedeihen. Für die lyrische Poesie ist, wie die Jugend des Einzelnen am empfänglichsten, so auch das ju-

gendliche Zeitalter der Nationen, sie hervorzubringen, das glücklichste. Eine solche freilich nicht bloß in der Blüthe des Gefühls schwelgende, sondern auch kriegerisch muthige und lebendig thatenreiche Jugendzeit war für die Nationen des Abendlandes das Zeitalter der Kreuzzüge.

Nebst den Kreuzzügen selbst haben vorzüglich die Normannen viel beigetragen, der Phantasie der europäischen Nationen einen ganz neuen Schwung zu geben. Zwar waren die Grundzüge des Ritterthums schon überall vorhanden, so wie sie selbst aus der ursprünglich germanischen Verfassung hervorgehen; der poetische Glaube an das Wunderbare, an riesenstarke Helden, Berggeister, Meerfrauen, Elfen und zauberkundige Zwerge war noch aus der altnordischen Götterlehre in der Phantasie zurückgeblieben. Aber es war ein frischer Lebensgeist, den die Normannen noch unmittelbar von der Quelle her, aus dem Norden mitbrachten, und mit dem sie alle jene vorhandenen Elemente des Ritterthums und der Poesie jetzt von neuem befruchteten. Dieser Geist verließ sie nicht, als sie christlich dachten und französisch sprachen; vielmehr verbreitete er sich nun erst recht über ganz Frankreich und über das ganze christliche Europa, und folgte den Normannen nach England und Sicilien, und bis auf die kühnen Züge nach Jerusalem, an denen sie einen so ganz vorzüglichen Antheil nahmen. Nicht nur ihre Sinnesart, auch ihre Lebensweise war durchaus poetisch, und ganz auf den Hang zu Abenteuern gegründet, stets auch in den kriegerischen Unternehmungen das Kühnste wählend und wagend, und immer auf das Wunderbare gerichtet, und so haben sie auf die Poesie des Mittelalters einen vorzüglich großen Einfluß gehabt. Besonders scheinen sie die Geschichte Karls des Großen mit Liebe aufgefaßt, und zum Rittergedicht gestaltet zu haben. Das historische Wahre in dieser Geschichte,

die Schlacht bei Roncesvall, wo das fränkische Heer von den Arabern und Spaniern überfallen ward, und eine große Niederlage erlitt, und wo Roland den Heldentod starb, war eher eine unglückliche als sehr ruhmvolle Begebenheit für Karl und die Franken. Daß die Erinnerung daran dennoch in dem Andenken des Volks so werth blieb, und auch für die Poesie schon früh ein beliebter Gegenstand wurde, davon ist der Grund vielleicht darin zu suchen, daß, ungeachtet jener unglücklichen Schlacht, es doch Karln im Ganzen gelungen war, den Fortschritten der Araber Schranken zu setzen, und selbst jenseit der Pyrenäen Vertheidigungsmarken, als ein gemeinsames Bollwerk für das gesammte Abendland zu gründen. Vorzüglich aber lag es wohl in der eigenthümlich christlichen Ansicht dieser Begebenheit. Jene Ritter waren im Kampf gegen die Feinde der Christenheit gefallen; waren sie also gleich irdisch besiegt, so blieb ihnen doch die himmlische Siegespalme gewiß. Sie waren für die Sache Gottes den Heldentod gestorben, und wurden also als Märtyrer betrachtet. In einer solchen Ansicht war unstreitig das alte Rolands-Lied abgefaßt, dessen oft erwähnt wird, und welches als Schlachtlied auch bei den Normannen diente; denn ohne diese himmlische Tröstung wäre ein unglückliches Todeslied schwerlich geeignet gewesen, den Muth zur Schlacht zu beseelen. In dem Zeitalter der Kreuzzüge ward nun die Geschichte von Karls Thaten, von der Schlacht bei Roncesvall, und Rolands Tode, ganz als Kreuzzug dargestellt, anfangs in der Absicht, den jetzigen Rittern und Kreuzfahrern ein anfeuerndes Beispiel und hohes Vorbild unter den schon verherrlichten und vielbesungenen Namen des großen Kaisers und seiner Helden aufzustellen; ja es ward Karln selbst ein fabelhafter Kreuzzug beigelegt. Allmälig brachte man nun alle Sultane und alle Zaubereien des ganzen Orients in die

Geschichte Karls, behandelte diese ganz fabelhaft, und früh genug scheinen sich auch einige komische Charaktere und Dichtungen an das Uebrige angeschlossen zu haben. Durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer waren ohnehin zahllos viele fabelhafte Sagen und Mährchen verbreitet worden, und als endlich die Reisebeschreibung des Marco Polo bekannt wurde, der einen großen Theil von Asien durchstreift hatte, und der wegen seiner Uebertreibungen und seiner großen Zahlen nur Messer Millione genannt wurde, da gab es zwischen Marokko und China nichts Wunderbares, es mochte auf einiges Wahre gegründet, und nur halb fabelhaft, oder ganz und gar erdichtet sein, was nicht in diesen Poesieen zusammengeflossen wäre. So verlor diese geschichtliche Sage von den Thaten und Kriegen Karls des Großen, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt wohl Gegenstand für ein ernstes Heldengedicht hätte sein können, allen festen Grund und Boden, und wurde bloß eine Form oder Einfassung, worin sich alle möglichen beliebigen Dichtungen eintragen ließen, und bloß ein Vehikel für das kühne und willkürliche Spiel der Phantasie mit dem Wunderbaren. Diese Gestalt hat sie beim Ariost, und den andern, die ihm vorangingen oder nachfolgten, wo der Dichter, des hinreißenden Zaubers seiner Sprache und seiner Darstellung gewiß, gar nicht mehr täuschen will durch seine luftigen Gestalten, und vorüberfliegenden Gemälde, sondern oft durch absichtliche Uebertreibung, durch willkürliche Unordnung und scheinbare Verwirrung, in der bald hier bald dort hineilenden Erzählung, und durch eingestreute Scherze, die Täuschung selbst wieder zerstört.

Achte Vorlesung.

Dritter Fabelkreis der Rittergedichte, vom Artus und der Tafelrunde. Einfluß der Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poesie des Abendlandes. Arabische Lieder, und Persisches Heldenbuch von Ferdusi. Letzte Abfassung des Nibelungen-Liedes, Wolfram von Eschenbach, wahre Bedeutung der gothischen Baukunst. Spätere Poesie der Ritter-Zeit und Gedicht vom Cid.

Es sind vorzüglich drei Kreise von Fabeln und Geschichten, welche den Rittergedichten des Mittelalters zum Gegenstande dienten. Den ersten bilden die Sagen von den gothischen, den fränkischen und burgundischen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung; sie machen den Inhalt des Nibelungen-Liedes aus, und der verschiedenen unter dem Namen des Heldenbuchs bekannten Stücke. Diese heroischen Sagen haben am meisten einen geschichtlichen Grund, sie athmen noch ganz den nordischen Geist, sie sind vielfältig auch in den skandinavischen Sprachen besungen und behandelt worden, und schließen sich zunächst an die altdeutsche Götterlehre an. Der zweite Hauptgegenstand der Rittergedichte war Karl der Große, besonders aber sein Krieg gegen die Araber, die Schlacht bei Roncesvall, und der Ruhm der um ihn vereinten großen Helden. Die Erzählungen davon entfernten sich sehr bald von der Wahrheit; der thätige

Held ward in einen müßigen Beherrscher, ähnlich denen des Morgenlandes, verwandelt. Dazu kann beigetragen haben, daß die Normannen, welche diese Dichtung vorzüglich ausgebildet, sich Karln bei allem Ruhm, der seinen Namen umgab, in ähnlichen Verhältnissen dachten, wie sie die unthätigen Monarchen auf seinem Thron zu ihrer Zeit fanden. Wie dem auch sei, eine gewisse, fast komische Uebertreibung gewann bald Einfluß in dem Vortrage dieser Geschichte, es ward immer mehr Wunderbares und Willkürliches hinzugedichtet, und zuletzt blieb das Ganze nur ein bloßes Spiel der Phantasie, wie wir es im Ariost sehen. Nicht ganz so erging es dem dritten Fabelkreise der Ritterdichtung, den Geschichten von dem brittischen König Artus und seiner Tafelrunde. Zwar ward auch hier das ursprünglich Geschichtliche, durch die ganze Fülle des Wunderbaren, das die Kreuzzüge darboten, bereichert, und die Dichtung bis nach Indien fortgeführt. Der geschichtliche Artus, ein christlicher König von celtischem Stamm in Britannien, und dessen Schicksale und Kriege gegen die anfangs noch heidnischen Heerführer der Sachsen, wäre nur ein sehr beschränkter Gegenstand gewesen. Desto mehr legte man hinein, indem man in dieser Dichtung vorzüglich das Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten suchte, und man behielt hier weit mehr ein bestimmtes Ziel im Auge, als bei den Gedichten von Karl dem Großen. Zunächst schlossen sich einige Dichtungen daran, welche die Liebe in den schönsten Verhältnissen des ritterlichen Lebens darzustellen bestimmt sind. Die vorzüglichste dieser Dichtungen ist durchaus elegisch, wie es selbst der Name Tristans bezeichnet. Dieser sanfte, elegische Anstrich ist der Natur einer solchen Darstellung durchaus angemessen, nicht nur wegen des Widerspruchs, zwischen dem innern Gefühl, und den äußern Verhältnissen, der Vergänglichkeit der Jugend, welche

dem Reiz und selbst der Freude derselben immer schon eine gewisse wehmüthige Empfindung ihrer flüchtigen Kürze zugesellt, und besonders auch weil die höhere Sehnsucht doch nie sich ganz befriedigt fühlt. Die poetische Umgebung, das Wunderbare, und die ritterlichen Sitten und Thaten, mit denen hier die Schicksale der Liebe verwebt erscheinen, wirken durchaus verschönernd, und für das Gefühl erhöhend. Vergeblich hat man in neuern Zeiten, wo man die Darstellung in die Gegenwart und prosaische Wirklichkeit verlegte, durch psycholo-gische Zergliederung und Feinheit, durch Welt- und Menschenkenntniß den Mangel an Poesie ersetzen wollen. Die Welt und die Menschen lernt man doch nicht aus Büchern kennen. Wohl aber vermag die Poesie die Ahnung solcher Gefühle, die selbst schon eine natürliche Poesie sind, bei denen, die sie noch nicht kennen, wie die Erinnerung bei denen, die sie schon erfuhren, zu erwecken, und indem sie alles in dem schönsten Lichte zeigt, und mit einem magischen Zauber umgiebt, diese Gefühle nicht sowohl zu veredeln, als in dem ihnen natürlichen Element der Schönheit zu erhalten. Unter allen größern und epischen Ritter-Liebesgedichten des Mittelalters erhielt Tristan von allen Nationen den Preis; damit jedoch auch hier die Einförmigkeit nicht ermüde, so ward jener mehr elegischen Dichtung die heitre und fröhliche vom Lancelott zugesellt.

Aber noch zu einem ganz andern Zweck diente die Dichtung von Artus und seiner Tafelrunde. Man suchte in diesem Kreis, der den Inbegriff und die Blume aller vollkommenen Rittertugend in sich fassen sollte, besonders auch den Begriff eines geistlichen Ritters auszudrücken, wie derselbe einem hohen Gelübde getreu, durch strenge Prüfungen und hohe Thaten eine Stufe der Vollkommenheit nach der andern ersteige, und zu immer höhern Graden der Weihe sich erhebe. Dieß

hinderte jedoch die Dichtung nicht, ihren ganzen Reichthum von Abenteuern und Wundern des Kriegs und der Liebe im Abendlande und im Morgenlande zu entfalten. Unter dem Namen des heiligen Graal ward eine ganze Reihe von solchen ganz allegorischen Ritterdichtungen ersonnen, deren Ziel stets dahin geht, darzustellen: wie der Ritter durch immer höhere Einweihung sich der Geheimnisse und Heiligthümer würdig machen soll, deren Aufbewahrung hier als das höchste Ziel seines Berufs erscheint. Man darf aber annehmen, und es sind bestimmte Anzeichen und Beweise vorhanden, daß nicht bloß das Ideal eines geistlichen Ritters, wie es damals in dem Zeitalter, da die vornehmsten geistlichen Ritterorden entstanden und blühten, in den Gemüthern war, darin ausgesprochen wird, sondern auch manche von den sinnbildlichen Begriffen und Ueberlieferungen, welche einige dieser Orden, besonders die Tempelherren, unter sich hatten, in diesen Dichtungen niedergelegt sind. Dieß ist auch in geschichtlicher Rücksicht merkwürdig. Lessing, welcher, soviel ich weiß, diese Bemerkung zuerst gemacht, und der eine sehr sorgfältige Untersuchung darauf gewandt hat, war wohl im Stande darüber zu urtheilen; und diejenigen, welche mit Gegenständen der Art bekannt sind, werden ihm unstreitig beistimmen, wenn sie die alten Dichtungen mit diesen Gedanken aufmerksam betrachten wollen. Selbst in den französischen Romanen vom Graal ist dieß unverkennbar, noch mehr aber in der äußerst kunstreichen deutschen Behandlung.

So hat denn dieser dritte Fabelkreis der Rittergedichte, der von Artus und der Tafelrunde, einen ganz eigenthümlichen allegorischen Charakter. Diese drei Fabelkreise, der von den Nibelungen, der von Karl dem Großen, und der von der Tafelrunde, sind die vorzüglichsten Gegenstände der Poesie im Mit-

telalter gewesen; unzählige andere Dichtungen schlossen sich an jene, wie an ihren Mittelpunkt und Kern, an. Es ist jetzt noch zu betrachten, welche Gestalt der Geist der Ritterdichtung, wie des Ritterthums selbst, bei jeder der vornehmsten Nationen Europa's angenommen, wie lange er gedauert hat, wie jene Poesie bald auf die eine, bald auf die andere Weise erloschen ist, und verloren ging, und fast nirgends zu der vollendeten Entwicklung und kunstreichen Schönheit der Darstellung gelangte, deren sie wohl fähig gewesen wäre. Zuvor aber ist es nöthig, noch des Einflusses der Kreuzzüge auf die Poesie des Abendlandes mit einigen Worten zu gedenken, und besonders auch den Punkt zu berühren, in wie fern die Poesie des Morgenlandes daran Antheil gehabt hat.

Die Hauptsache blieb immer die Wirkung, welche die große Begebenheit der Kreuzzüge, in dem Geiste, worin sie unternommen ward, schon an und für sich haben mußte, die Phantasie zu erwecken. Die Thaten Gottfrieds von Bouillon wurden noch in derselben Zeit besungen, da sie eben erst geschehen waren; sie durften nicht erst in eine entfernte Vergangenheit zurücktreten, um poetisch zu erscheinen. Doch zogen die Sänger die fabelhaften Geschichten Karls des Großen nebst denen von der Tafelrunde noch lange vor, weil hier die Phantasie noch freiern Spielraum hatte.

Der Einfluß, den die Poesie der Morgenländer durch die Kreuzzüge auf Europa gehabt hat, ist bei weitem nicht so groß gewesen, als man ihn gewöhnlich angiebt, und was davon wahr ist, gebührt größtentheils oder ausschließend nur den Persern und nicht den Arabern. Unter allen Werken der orientalischen Dichtkunst sind es vorzüglich zwei, welche diesen Einfluß, und den Geist darstellen, der durch denselben nach Europa herüberkam, oder auch schon ursprünglich dem Dichter-

geist des Nordens verwandt war: die unter dem Namen Tausend und Eine Nacht bekannte arabische Mährchensammlung, und das persische Heldenbuch des Ferdusi, den man bald den Homer, bald den Ariost des Morgenlandes genannt hat.

Die ältere Poesie der Araber vor Mohamed bestand, so weit sie bekannt ist, aus lyrischen Heldengesängen, welche ohne eigentliche Mythologie die kriegerischen Thaten und die Gefühle der Liebe besangen, besonders aber den Ruhm des einzelnen Kriegers und seines Geschlechts. Alles ist auf den Stamm, der gepriesen werden soll, gerichtet, und um seine hohen Vorzüge vor andern minder geachteten, oder auch gehaßten und angefeindeten Stämmen in das hellste Licht zu setzen. Daneben Sittensprüche, sinnreiche Gedankenspiele, wie das ganze Morgenland sie liebt. Eine eigentliche Mythologie, eine solche Welt von Dichtungen über Götter und Helden, Geister und andere wunderbaren Naturen in ihrem Kampf dargestellt, wie die Griechen, die Perser sie hatten, und wie sie auch in der nordischen Götterlehre enthalten ist, findet sich nicht in jener altarabischen Poesie. Sie ist so ganz lokal, daß sie auch wohl kaum eine Verpflanzung leidet; vielmehr muß man sich ganz in die Lebensart jener arabischen Stämme versetzen, um ihre Poesie einigermaßen verstehen zu lernen. In der Abwesenheit einer eigentlichen Mythologie, und in der ausschließenden Richtung und Beschränkung auf den Ruhm, die Denkart, die Verhältnisse und Erinnerungen einiger kriegerischen Stämme vom arabischen Adel, haben diese Gesänge eine allgemeine Aehnlichkeit mit den ossianischen. Nur daß in diesen meistens der klagende Ton der herrschende ist, angemessen dem Gefühl einer schon erlöschenden Nation, oder wenn man will, einem vom Nebel umhüllten, von den Wogen des Nordmeers umrauschten Lande, unter trübem und rauhem Himmel. In den arabischen Stamm-

gesängen herrscht dagegen ein stolzer, freudiger, muthiger Geist, wie einer siegreichen Nation, und dem südlichen Klima angemessen. Statt der Klage spricht hier auch oft der kriegerische Zorn und Haß gegen den angefeindeten Stamm. Solche Stammgesänge sind immer durchaus lokal, und bleiben ganz dem Boden eigen, auf dem sie entsprungen sind. Dagegen die Dichtungen einer mehr mythologischen Heldensage leicht von einer Nation zur andern übergehen, und bei allen Nationen, die eine solche besitzen, manche Aehnlichkeit und Uebereinstimmung verrathen.

Eine dichterische Mythologie war so entfernt von dem Geiste der ältern Araber, daß die Erzählung bekannt ist, wie ein Araber zu Mohameds Zeit die persischen Heldengeschichten von Isfendiar und andern wunderbaren Rittern der Vorzeit als etwas Neues und Unbekanntes nach Mekka brachte, Mohamed aber diesem Einhalt that, weil er besorgte, daß man Gefallen daran finden, und seine Poesie, und seine Zwecke darunter leicht leiden möchten.

Gefallen fanden nun allerdings die Araber, als sie Asien beherrschten, an den Zaubergestalten der persischen Dichtkunst. Dieß beweisen die schon erwähnten arabischen Mährchen. Daß besonders diejenigen darunter, welche am meisten Wunderbares und Feerey enthalten, ursprünglich nicht alt und echt arabisch seien, sondern die Poesie darin den Persern, zum Theil vielleicht selbst den Indiern angehört, das wird jetzt von den Kennern der orientalischen Literatur für ausgemacht gehalten. Ob die Araber aber außer der von den Persern entlehnten eine wahrhaft eigne, und von ihnen selbst ausgegangene und gebildete Ritterpoesie gehabt, von mehr Dichtung als jene alten lyrischen Stammsänge, das ist wenigstens bis jetzt noch nicht erwiesen.

Elfen und Alraunen, Berggeister und Meerweiber, Rie-

sen, Zwerge und Drachen waren in der nordischen Götter- und Geisterlehre. Nur die südlichen Zaubergestalten jener Feerey, und den orientalischen Farbenglanz der Phantasie hat die Bekanntschaft mit dem Morgenlande in die Poesie des Abendlandes eingeführt. Es findet aber noch eine andere Art der Uebereinstimmung Statt. Das persische Heldenbuch, worin der Dichter, im Anfang des elften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, Sagen und Geschichten der persischen Helden und Könige zusammentrug, und in der reinsten und blühendsten Perserspracbe, die damals noch möglich war, und mit einer Fülle der Phantasie besang, welche ihm den Beinamen des Paradiesischen verschaffte, der nun sein Name geworden ist, hat etwa folgenden Hauptinhalt in dem mythologischen Zeitraume. Die Herrlichkeit Dschemschids, auf dessen Namen alles zusammen gehäuft wird, wodurch ein Herrscher und ein Sieger als der Abglanz des Ewigen auf Erden erscheinen kann, steht am Anfange dieser Dichtung als das goldene Zeitalter des ehemaligen Perserreichs, und der gesammten asiatischen Welt. Als aber doch nach vielen glücklichen Jahrhunderten jene Sonne der Gerechtigkeit sich verdunkelt, und der herrlichste Herrscher in Stolz und Uebermuth versinkt, da fällt auch das Land des Lichts den feindlichen Gewalten anheim. Der Kampf zwischen Iran und Turan, zwischen dem heiligen Lande des Lichts, und dem Lande wilder Finsterniß, ist nun der Mittelpunkt, um den sich alle nachfolgenden Dichtungen drehen. Des herrlichen Feridun Sieg über den bösen Zohak, und wie er dann gegen den feindlichen Afrasiab vergeblich kämpft; wie dieser zur allgemeinen Herrschaft gelangt, und nun eine dunkle Nacht das ganze Reich bedeckt; doch aber schon ein Retter der Perser geboren ist in Rustan, der den wilden Beherrscher wieder verdrängt, bis er nach langen Abenteuern vom König Chosru endlich

ganz besiegt wird, mit welchem als dem eigentlichen geschichtlichen Stifter des persischen Reichs, die historische Zeit beginnt; das sind lauter Dichtungen, in welchen überall der altpersische Begriff vom Kampf des Lichts und der Finsterniß in Heldensage eingekleidet ist. Auch in allen übrigen Dichtungen athmet derselbe Geist, und ist dieselbe Beziehung sichtbar. Einen ähnlichen, den Griechen in dieser Art wenigstens fremden Gegensatz nnd Begriff vom Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß, bemerkt man leicht in vielen und wohl in den meisten christlichen Dichtungen des Mittelalters; ja man kann sagen, daß er durchgehends darin herrscht, so früh nur eigentliche christliche Dichtung und Sinnbilder der darstellenden Kunst sich zu entwickeln angefangen haben. Das Christenthum verwirft jene persische Vorstellungsart von dem ewigen Gegensatz und Kampf des Guten und Bösen nur, insofern sie auch auf die Gottheit ausgedehnt, und zwei von einander unabhängige Grundkräfte angenommen werden. Aber dieß liegt in einer höhern Region; es ist eine Verschiedenheit, die, wenn man so sagen darf, nur die Metaphysik betrifft. Im übrigen erkennt das Christenthum in der Sinnenwelt wie in der Geisterwelt, in der Natur wie im Menschen jenen Gegensatz des Guten und Bösen, den Kampf des Lichts und der Finsterniß an, wie er sich denn auch in allen eigenthümlichen christlichen Vorstellungsarten, Dichtungen und Sinnbildern kund giebt. Es ist also auch diese Uebereinstimmung, die neben dem ähnlichen allerdings auch manches Unähnliche enthält, nicht für entlehnt zu halten, und aus bloßer Mittheilung und Nachbildung zu erklären; sondern es erfolgte ein ähnlicher Gang der Einbildungskraft aus einer Weltansicht, die bei aller Verschiedenheit doch in mehreren wesentlichen Grundzügen übereinstimmt.

Die spätern romantischen Gedichte der Perser, wie Meschnun und Leila, Chosru und Schirin, erinnern, als epische Liebes- und Rittergedichte dieser Gattung nach, die den Alten fremd war, immer noch an die Poesie des Mittelalters. Doch ist diese Schwelgerei der Bilderfülle dem Abendlande in dem Maaße selbst da fremd, wo man Gedichte am meisten als Blumenspiele betrachtet; noch weiter aber entfernt sich die darin herrschende Behandlung der Liebe selbst, und alles, was das sittliche Gefühl berührt, von der Weise der Europäer.

Vergleicht man die altfranzösischen Fabliaux und Erzählungen mit den arabischen Mährchen, so ergiebt sich, daß mehrere solche Geschichten aus dem Morgenlande nach Europa gekommen sein mögen, vermuthlich durch die mündlichen Erzählungen der Kreuzfahrer. Dieß lassen die Abweichungen vermuthen, und die eignen Gestaltungen, welche die Geschichten angenommen haben. Indessen kann die Einwirkung vielleicht auch gegenseitig gewesen und manche Novelle auch aus dem Abendlande an die Araber gekommen sein, zur Zeit jenes allgemeinen Völkerverkehrs. Ganze und vollständige Heldendichtungen scheinen die Europäer nicht aus morgenländischen Quellen entlehnt zu haben; selbst die fabelhafte Geschichte Alexanders, obwohl sie auch den Persern den Stoff lieh zu einem romantischen Heldengedicht, haben sie nicht von diesen, sondern aus einem griechischen Volksbuche entlehnt, um sie dann zu einem Rittergedicht umzugestalten. Eben dieß geschah den Sagen der Alten von den trojanischen Abenteuern, die man auch nicht aus den großen Dichtern, sondern aus den spätern Volksbüchern schöpfte. Unser Zeitalter, an historischem Wissen so reich, und in jeder Art von Nachbildung und Nachkünstelei das erste, kann freilich stolz herabsehen auf dergleichen ungeschickte Kinderversuche, wie die trojanischen und anderen Rit-

tergedichte des Mittelalters von antikem Inhalt. Indessen hatte jenes Zeitalter, so weit es in allen den erwähnten Rücksichten nachstehen muß, doch einen Vortheil für sich, und es ist wenigstens leicht zu begreifen, wie jene griechischen Heldensagen die damaligen Menschen so ansprechen, ihnen so verwandt und nah dünken konnten. Es war das Mittelalter ja die christliche Heldenzeit, und in der Heldensage der Griechen finden auch wir noch Einzelnes, was an die Rittersitten erinnert. Tankred und Richard, sammt ihren Sängern und Troubadours standen dem Achill und Hektor, und den trojanischen Rhapsoden in mancher Hinsicht viel näher, als die Feldherrn und Dichter eines spätern kunstgebildetern Zeitalters. Alexanders Thaten wurden zu eben dem Zweck gewählt, weil sie, auch ohne fabelhafte Hinzudichtung, unter allen geschichtlichen, einem Heldengedicht am ähnlichsten sind, und das Wunderbare, was sie haben, mehr als bei allen andern Eroberern ein poetisches ist.

Ueberhaupt kamen jetzt bei diesem allgemeinen Völkerverkehr zur Zeit der Kreuzzüge, der auch die abendländischen Nationen in viel nähere Verbindung brachte, die Dichtungen aller Zeiten und Länder in Berührung, und wurden vielfältig vermischt. Diese chaotische Mischung ward in der Folge allerdings die Ursache, daß die vorzüglichsten, sinnvollsten, in Europa einheimischen Heldensagen größtentheils in ein bloßes Spiel der Phantasie sich auflösten, allen geschichtlichen Grund und festen Boden verloren.

Für die große Menge romantischer Dichtungen, welche jetzt entstanden, entweder sich anschließend an jene drei Hauptkreise der Poesie des Mittelalters, oder auch unabhängig, zum Theil selbst auf wahre Begebenheiten gegründet, läßt sich nur ein allgemeiner Maaßstab angeben. Sie haben einen desto

höheren Werth, je mehr sie auf geschichtlichem Boden ruhen, und einen nationalen Gehalt und Charakter haben, je mehr darin auch das Wunderbare der Poesie, der eigentlich freie Spielraum der Phantasie, auf eine ungezwungene und natürliche Art seine Stelle findet; und je mehr sich in dem Ganzen der Geist der Liebe ausspricht. Ich verstehe darunter nicht bloß eine milde, schonende, und gleichsam liebevolle Behandlung alles dessen, was dargestellt wird, vielmehr überhaupt den Geist, der die eigentlich christlichen Dichtungen alle wesentlich unterscheidet; der auch da, wo ein tragischer Ausgang in der Natur der Sache liegt, oder von dem Dichter beabsichtigt wird, nie mit dem bloßen Gefühl der Zerstörung, des Untergangs, oder eines unerbittlichen Schicksals endigt; sondern der vielmehr aus Leiden und Tod ein neues höheres Leben in verherrlichter Gestalt aufsteigen läßt, und auch den irdisch Besiegten, oder dem Leiden Unterliegenden durch eine solche Verklärung nach dem vollendeten Kampf in dem Kranz eines höhern Sieges geschmückt darstellt.

Ich wende noch einen Blick auf die fernere Entwickelung drr Ritterpoesie, oder ihrer frühen Entartung bei den vornehmsten Nationen Europa's, bis auf die Zeit der Reformation, indem ich mit der deutschen den Anfang mache, deren Literatur in diesem Zeitraume und dieser Gattung, wenn auch nicht an sich die reichste, doch wenigstens verhältnißmäßig vollständiger bekannt ist, und betrachte zuletzt die italiänische, weil bei dieser der Rittergeist am wenigsten Herrschaft und Einfluß gehabt hat, und eine eigenthümliche, mehr zum Antiken sich neigende Art und Weise auch in der Poesie derselben schon früh herrschend geworden ist.

Das eigentliche Erwachen und Aufblühen der deutschen Sprache und alten Poesie beginnt mit Kaiser Friedrich dem

Ersten im zwölften Jahrhundert. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ist die erste Blüthe schon vorüber; von da an geht eine in vieler Hinsicht noch ähnliche Art zu dichten und die Sprache zu behandeln fort bis Kaiser Maximilian. Die Prosa wird ausgebildeter, die Kunst der Verse geht aber mehr und mehr verloren, die Sprache in der Poesie fällt immer mehr in das Rauhe zurück, und fängt an zu verwildern, bis dann im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, mit einer allgemeinen Erschütterung der Begriffe, auch eine gänzliche Veränderung mit der Sprache vorging, die nun eine Art von Scheidewand zwischen uns und jener ältern deutschen Art und Weise in Sprache und Dichtkunst bildet. Vor Barbarossa's Zeit scheint die Cultur, durch welche sich Deutschland unter den sächsischen und den ersten fränkischen Kaisern allerdings auszeichnete, doch mehr eine lateinische als eine deutsche gewesen zu sein. Es konnte auch nicht wohl anders sein an dem Kaiserhofe selbst, und in allem, was von ihm ausging und abhängig war. Hier in dem Mittelpunkte, von welchem aus nicht nur Deutschland, sondern auch halb Italien, das zum Theil romanische Lothringen, das fast ganz romanische Burgund beherrscht und gelenkt, die Staaten-Verhältnisse und Geschäfte noch anderer Völker abgehandelt wurden, war die allgemeine Sprache, die lateinische, das nächste und das dringendste Bedürfniß. Aus eben diesem Verhältnisse erklärt sich's auch, daß einige Kaiser, welche oft so lange von Deutschland abwesend waren, in romanischer Sprache dichteten, wie mehrere Hohenstaufen, obwohl andere in deutscher. Jenes Bedürfniß der allgemeinen Geschäftssprache fand selbst für Deutschland Statt, wo nebst der einheimischen, die slavischen Sprachen so weit ausgedehnt, die beiden Hauptmundarten aber, die norddeutsche und süddeutsche, die sächsische und allemannische damals

nicht wie später mehr und mehr verschmolzen und bloß als Dialekte, sondern wohl noch fast wie zwei abgesonderte Sprachen verschieden waren. Das Aufblühen der deutschen Sprache unter Friedrich dem Ersten scheint mir nicht sowohl dem, was er selbst unmittelbar für Geist und Bildung that, allein, als auch dem Umstande zuzuschreiben, das jetzt mehr einzelne Fürsten, auch solche, die nicht so weitläuftige Länder beherrschten, daß die Sorge der Herrschaft sie ganz hätte hinnehmen sollen, doch unabhängig, mächtig und reich genug wurden, um auf Verschönerung ihres Lebens durch Gesang und Kunst mehr als zuvor zu denken. So versammelten, nebst den Landgrafen von Thüringen, besonders auch die österreichischen Babenberger die Dichter und Sänger an ihrem Hof. Von einem solchen in Oesterreich lebenden Dichter rührt die letzte, jetzt noch vorhandene Bearbeitung des Nibelungen-Liedes her. Nicht bloß die genaue Lokalkenntniß, sondern auch manche Rücksicht und absichtliche Verherrlichung Oesterreichs verräth dieses Vaterland und den Aufenthalt des Dichters. Daher ward nun auch der Lieblingsheld des Landes, der Markgraf Rüdiger, obwohl gegen die Zeitrechnung, in das Gedicht eingeflochten. Selbst auf die sehr vortheilhafte Schilderung des Attila kann dieß Einfluß gehabt haben; denn noch waren in dem nah mit Oesterreich verbundenen Ungarn viele Sagen vom Attila vorhanden, er ward als ein einheimischer Held und also nicht ohne Vorliebe betrachtet. Wenn der Markgraf der Chriemhild, da sie Bedenken trägt, einen Heiden zum Gemahl zu nehmen, versichert, daß viele christliche Ritter und Herrn an Attila's Hofe leben, so ist dieses der Geschichte gemäß. Auffallender schon ist eine andere Stelle, wo es heißt, daß man beim Attila ohne Unterschied, theils nach christlicher Ordnung, theils in heidnischen Sitten gelebt. Er habe jedem,

wie sein Leben und seine Thaten waren, genug gegeben, und reichlich gelohnt. So hat die Dichtung nach der ihr eigenen Willkür den Eroberer Attila in einen milden großmüthigen Herrscher, gleich einem christlichen Kaiser umgebildet, während sie den thätigsten aller Selbstbeherrscher, Karl den Großen, in die müß ge Figur eines Monarchen, der nichts selbst voll= bringt, verwandelte.

Die Zeit dieser letzten Abfassung des Nibelungen=Liedes könnte man mit Wahrscheinlichkeit in die Zeit Leopold des Glorreichen, des vorletzten Babenbergers, setzen; und wollte man, da der Dichter eines solchen Werks kein Unbekannter gewesen sein kann, die Vermuthung auf einen bestimmten und bekannten Namen richten, so möchte es Heinrich von Ofter= dingen gewesen sein, der in Thüringen geboren, in Oesterreich aber angesiedelt war.

Das Werk ist nicht bloß in der Sprache das vorzüg= lichste jener Zeit, sondern auch in der innern Einrichtung sehr regelmäßig. Es hat einen fast dramatisch vollkommenen Schluß, es ist in sechs Bücher abgetheilt, die wieder in kleinere ein= zelne Stücke und musikalische Abschnitte, oder Rhapsodien zer= fallen, so wie sie zum Gesang bestimmt waren. Der Dichter muß sich sehr treu an seine alten Quellen gehalten haben, weil eigentlich keine Spur von den Kreuzzügen sich in dem Gedichte findet, die doch sonst leicht in allen Werken jener Zeit bemerkt wird, und überall hervorsticht.

Sehr sichtbar ist dieser Einfluß der Kreuzzüge und der dadurch allen Dichtern so beliebten, und fast unentbehrlich ge= wordenen Fahrten nach dem Morgenlande dagegen in den zum Heldenbuche gehörigen Stücken, die von sehr verschiedenem Werth sind.

Von den übrigen Ritterdichtungen scheinen die von Karl

dem Großen in deutscher Sprache zuerst, nachher aber keine mit so viel Liebe behandelt worden zu sein, als die von Artus und seiner Tafelrunde. Sollte ich im Allgemeinen ein Urtheil von den altdeutschen Rittergedichten fällen, oder besonders auch das andeuten, was ich an ihnen vermisse, so würde ich sagen, sie sind allzu sehr im Geist und im Ton der Minnelieder gedichtet. Nach meiner Meinung würde ein vollkommnes Rittergedicht dasjenige zu nennen sein, das dadurch, daß es noch einen geschichtlichen festen Grund und Boden in der Nationalsage hätte, das Nationalgefühl so in Anspruch nähme, und in dem wunderbaren und heroischen Theile so groß und kraftvoll wäre, daß es auch ein Heldengedicht genannt werden könnte, in dem Theile aber, der das Gefühl überhaupt anregen soll, so schön und zart, und ganz den Geist der reinen Liebe hauchend, wie ein Minnelied. Ob die kunstreichen Dichter des romantischen Gesanges einer spätern Zeit, unter Italienern, Engländern und Deutschen, dieses Ziel ganz erreicht haben, will ich nicht entscheiden. Nah scheint ihm Torquato Tasso zu stehen. — Noch sind aus jener alten Zeit einige deutsche Behandlungen, besonders vom Tristan vorhanden, welche in der musikalischen Weichheit der Sprache, und in der Zartheit des Ausdrucks ganz jenen Geist der Minnelieder athmen. Unter allen deutschen Dichtern dieser Zeit war der kunstreichste Wolfram von Eschenbach, welcher von den Geschichten der Tafelrunde besonders jene allegorischen gewählt hat, von denen ich schon oben erwähnte, daß die darin liegende Allegorie der geistlichen Ritterschaft nicht bloß Willkür des Dichters, und eine Spielerei mit Begriffen sein möge, sondern in deutlicher Beziehung auf die sinnbildlichen Ueberlieferungen der Tempelherrn zu stehen scheine. In seinem Zeitalter war Wolfram nicht minder berühmt und verehrt in ganz Deutschland, als

Dante in Italien, dem er in seinem durchgehenden Hange zur Allegorie, und auch darin zu vergleichen ist, daß er bisweilen gern mit der Gelehrsamkeit prunkt, die damals so selten war, und worin er die andern Sänger seiner Zeit und seines Landes weit übertrifft. In Rücksicht seiner Neigung zu einer fast orientalischen Fülle der Phantasie in dem malerischen Theile, könnte man ihn dem Ariost vergleichbar finden. Es ist mit alten Gedichten, wie mit alten Gemälden, oder andern Werken der bildenden Kunst; wenn sie zuerst, wie so häufig, verstümmelt und mit dem Rost der Zeiten bedeckt, ans Licht kommen, ahnet man oft ihren wahren Gehalt und hohe Vortrefflichkeit nicht, die, wenn sie erst gereinigt, wieder hergestellt, und dem Sinne zugänglich gemacht worden sind, sich Jedem klar vor Augen stellt. Die Vergleichungen zwischen den Dichtern verschiedener Zeiten und Völker sind selten ganz angemessen, denn jeder ist ein eignes Wesen für sich. Ich wähle daher lieber eine andere Vergleichung, die eigentlich auch viel näher liegt. Sie gleichen in der hohen einfachen Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, und auch in der Fülle der Zierrathen und des Schmucks, auffallend den Denkmalen der gothischen Baukunst, welche das empfängliche Gemüth immer noch, obwohl mit einem gemischten Gefühl von freudigem Erstaunen, und auch Verwunderung über das Seltsame ergreifen. Und um das Gleichniß vollkommner zu machen, so ist auch die gothische Baukunst, wie die Ritterpoesie, größtentheils nur Idee geblieben, und nie ganz und zur vollständigen Ausführung gekommen. Die einzelnen, unvollendet gebliebenen, und schon wieder verfallenen Werke geben dem keinen ganz deutlichen Eindruck, welcher nicht viele der vorzüglichsten Werke der Art gesehen hat, und zu der Idee hindurchgedrungen ist, welche allen gemeinschaftlich zum Grunde liegt. Es spricht sich der

Geist des Mittelalters überhaupt, besonders aber der deutsche, in keinen andern Denkmalen so ganz aus, als in denen dieser sogenannten gothischen Baukunst, deren Ursprung man gleichwohl immer noch nicht recht weiß. Zwar, daß sie nicht von den Gothen herrühre, ist nun anerkannt, da sie viel später entstanden ist, und fast ohne Uebergang mit einem Male ziemlich vollendet hervortritt. Ich rede von demjenigen Stil der christlichen Baukunst, welcher durch die hoch emporstrahlenden Gänge und Bogen, durch die, wie aus einem Bündel von Röhren zusammengesetzten Säulen, durch die Fülle des Blätterschmucks, die blumen- und blätterartigen Zierrathen, hinreichend ausgezeichnet, und dadurch auch ganz unterschieden ist von der ältern Gattung, der nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel im neugriechischen Geschmack erbauten Denkmale. Maurisch ist hierin nichts, oder nur ganz Unbedeutendes; einige wahrhaft maurische Gebäude in Sicilien und Spanien haben einen wesentlich verschiedenen Charakter. Es werden auch wohl im Morgenlande solche gothische Gebäude gefunden; aber von Christen erbaut, Burgen und Kirchen der Tempelherrn und Johanniter. Die eigentliche Blüthezeit dieser ganz eigenthümlichen Baukunst fällt ins zwölfte, dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert. In Deutschland hat sie allerdings am meisten geblüht, und deutsche Meister haben nach solchen Begriffen, zu nicht geringer Bewunderung der damaligen Italiener, den Dom in Mailand erbaut. Aber nicht in Deutschland allein, besonders in den deutschen Niederlanden hat sie geblüht, sondern eben so sehr in England und im nordwestlichen Theil von Frankreich. Die eigentlichen ersten Erfinder sind völlig unbekannt; ein einzelner großer Baukünstler kann nicht der Urheber dieser neuen Kunstart gewesen sein; sein Name würde sich erhalten haben. Die Meister, welche diese

wunderbaren Werke gebildet haben, scheinen vielmehr eine durch mehrere Länder verbreitete, und unter sich eng geschlossene Gesellschaft gebildet zu haben. Wer sie aber auch gewesen seien, sie haben nicht bloß Steine übereinander häufen wollen, sondern große Gedanken darin ausdrücken. Ein noch so herrliches Gebäude, wenn es keine Bedeutung hat, gehört auf keine Weise zur schönen Kunst; unmittelbare Erregung des Gefühls eigentliche Darstellung ist dieser ältesten und erhabensten aller Künste nicht verstattet. Nur durch die Bedeutung kann sie in einem gewissen Sinne Gedanken ausdrücken, und ist dadurch auch sicher, hohe Gefühle von ganz bestimmter Art zu erregen. Symbolisch muß daher alle Baukunst sein, und mehr als jede andere ist es diese christliche des deutschen Mittelalters. Was zuerst und am nächsten liegt, das ist der Ausdruck des zu Gott empor steigenden Gedankens, der vom Boden losgerissen, kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Dieses ist es eben, was Jeden mit dem Gefühl des Erhabenen beim Anblick dieser, wie Strahlen emporschießenden Säulen, Bogen und Gewölbe erfüllt, wenn er sich dieses Gefühl auch nicht in einen deutlichen Gedanken auflöst. Aber auch alles Andere in der ganzen Form ist bedeutend und sinnbildlich, wovon sich auch in den Schriften jener Zeit manche merkwürdige Spuren und Beweise finden. Der Altar wurde gern gegen Aufgang der Sonne gerichtet, die drei Haupteingänge nehmen die hereinströmende Menge von den verschiedenen Weltgegenden her auf. Drei Thürme entsprachen der Dreizahl des christlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit. Der Chor erhob sich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe. Die Gestalt des Kreuzes war schon von früh in der christlichen Kirche gesucht worden; nicht bloß willkürlich, wie man etwa wähnen möchte, oder daß es gar nur als ein Hinderniß der

sogenannten schönen Form zu betrachten sei; denn alle diese gewählten Formen stimmen innigst zusammen, und bilden ein Ganzes. Die runde Säule hatte die christliche Baukunst schon früh vermieden, da aber die aus drei oder vier runden Säulen zusammengesetzten keine gute Form geben, so wählte man nun jene schlanken, wie aus einem Bündel verschlungener Röhren in der mannigfaltigsten Fülle und Einheit leicht emporsteigenden Säulen. Die Grundfigur aller Zierrathen dieser Baukunst ist die Rose; daraus ist selbst die eigenthümliche Form der Fenster, Thüren, Thürme abgeleitet; auch aller Blätterschmuck und die reichen Blumenzierrathen. Das Kreuz und die Rose sind demnach die Grundformen und Hauptsinnbilder dieser geheimnißreichen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja, wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdischen nämlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens.

Ich habe nur an einem Beispiel im Vorübergehen zeigen wollen, daß manche Erscheinungen des Geistes und der Kunst des Mittelalters noch vieler Erläuterung bedürfen, ungeachtet manche der allgemeinen Beurtheiler gewohnt sind, alles ohne Unterschied zu verwerfen, wovon sie oftmals weder die wahre Herkunft wissen, noch auch mit der eigentlichen Bedeutung bekannt sind.

In dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ward in der deutschen Poesie der Hang zu moralischen Lehrgedichten, theils allegorisch, theils satirisch herrschend, von denen allenfalls das Fabelbuch vom Reineke Fuchs als ein Beispiel erwähnt zu werden verdient, wie auch dazumal der Weltlauf beschaffen war, und wie unter Bürgern und Rittern, unter Volk und Königen, der Redliche meistens der Betrogene blieb, der schlaue Fuchs aber den Sieg, Glück, Ehre und Herrschaft in

dem gesammten Thierreich verdientermaßen davon trug. Hatten sich die Rittergedichte mehr und mehr in ein ganz von der Geschichte entferntes Spiel der Phantasie aufgelöst, so ging man nun zu dem entgegengesetzten Extrem über, und verfaßte ausführliche Chroniken in Reimen. So wurden also die beiden Elemente eines wahrhaften Heldengedichts getrennt. Als die beiden letzten bedeutenden Erscheinungen aus dem Zeitraum der ältern Poesie, kann man die beiden bekannten Ritterbücher ansehen, welche Kaiser Maximilian veranlaßt, wo nicht gar das eine zum Theil auch selbst verfaßt hat; das eine in Prosa, das andere in Versen. Ritterbücher, nach dem Geist, der darin weht, und in sofern schätzenswerth; die Gattung und Einkleidung aber, welche halb der Geschichte, halb der Allegorie angehört, ist keine glückliche, ja eher ein Hinderniß für jenen edeln Geist, den letzten, welchen man einen altdeutschen nennen kann.

In Frankreich hat sich, wie in England, der Rittergeist selbst sehr lange erhalten, die Ritterpoesie ist aber schon früh, und noch ehe sie irgend eine Stufe kunstreicher Entwicklung erreicht hatte, wieder entartet. In Frankreich, indem sie sich ganz in Prosa auflöste, und in unermeßlich lange, weitschweifige Ritterbücher ergoß, welche den lebendigen Gesang der ältern Gedichte auf keine Weise ersetzen konnten. In England glücklicher, in sofern doch einzelne poetische Anklänge aus der frühern Zeit, eine Menge Romanzen und Volkslieder, worin die Poesie sich hier zersplitterte, in lebendigem Gesang und Andenken zurückblieben. Es giebt alte französische Romanzen von einem eignen rührenden und zärtlichen Ton, aber mit dem Reichthum der Engländer, und besonders der Schotten kann dieß nicht verglichen werden, eben so wenig wie der nordfranzösische Minnegesang mit dem provenzalischen jemals gleichen

Ruhm erlangt hat. Unter den eigentlichen Dichtern jener alten französischen Zeit, scheint wohl Thibault, der Graf von Champagne, und König von Navarra, eine hohe und vielleicht die erste Stelle zu verdienen. Die Dichtungen von Karl dem Großen und von der Tafelrunde sind, nächst der lateinischen, zuerst in französischer Sprache ausführlich niedergeschrieben, oder in mündlichen Liedern und Ueberlieferungen erhalten worden. Aber nicht bloß in Frankreich selbst, sondern auch in England; beide Länder lassen sich auch in der Geschichte der Literatur jener Zeit eigentlich nicht trennen, bei der man die damalige politische Lage Frankreichs wohl vor Augen haben muß. Die Provence war, als der Minnegesang dort blühte, ein Lehn des deutschen Reichs, zu Burgund gehörig; und gerade von der Zeit, als Friedrich Barbarossa den Grafen Berengar mit diesem Lande belehnte, datirt man die Blüthe des Minnegesangs und der Geistesbildung in den provenzalischen Ländern, welche also nicht bloß durch eine ganz verschiedene Sprache, sondern auch politisch von dem übrigen Frankreich getrennt waren. Die nördlichen und östlichen Provinzen dagegen standen meist unter englischer Herrschaft, und nicht sowohl ausschließend den Franzosen, als den Normannen in England und Frankreich gebührt der schon oft erwähnte, große und wesentliche Antheil an der Entwickelung des Ritterthums und der Ritterpoesie des Mittelalters.

Von den anfänglichen Fortschritten der Sprache erregt der bekannte Roman von der Rose, wegen seines hohen Ruhms, keine sehr vortheilhafte Meinung. Die französische Literatur ist im vierzehnten Jahrhundert nicht sehr reich, außer daß die Ritterbücher fortgingen; was aber davon bekannt ist, beweist nur, daß die Sprache damals nicht auf derselben Stufe stand, und bei weitem nicht so entwickelt und ausgebildet war, als

Prosa und Poesie schon bei den Spaniern und Italienern. Die vollkommne Gestaltung der französischen Sprache war einer viel spätern Zeit vorbehalten. Eben so blieb auch England um so mehr jetzt noch zurück, da ihr Chaucer in seinem Zeitalter doch so ausgezeichnet an Kenntniß und Talent war, daß er als ein allgemeiner Maaßstab betrachtet werden kann, und da er auch in der Sprache Epoche gemacht hat. Vielleicht sind es die furchtbaren Kriege gewesen, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert England mit Frankreich führte, so wie die blutige Fehde der York und Lancaster, welche die schnellere und glücklichere Entwickelung der Sprache und der Dichtkunst in beiden Ländern hemmten; vielleicht ist aber auch noch manches Unbekannte aus jener Zeit zurück, was bekannt zu werden verdiente. Nach dem Bekannten zu urtheilen, besteht der eigenthümliche Reichthum der Franzosen, wie der der Engländer, in Romanzen, vorzüglich in den Fabliaux und kleinen Erzählungen oder Novellen; sie waren die Quellen, aus welchen Boccaz so oft geschöpft hat, denen er aber durch seinen schönen Styl oft erst ihren Werth geliehen hat.

Ungleich bedeutender und ganz eigenthümlich scheint mir daher in der altfranzösischen Literatur der Vorrang, den sie vor andern Nationen, auch damals schon in derselben Gattung behaupten, worin sie in neuern Zeiten so reich gewesen ist. Ich meine die geschichtlichen Denkwürdigkeiten einzelner Männer oder Zeiten, die einen lebhaften, gesellschaftlich entwickelten Beobachtungsgeist erfordern, und als Sittengemälde und in der Darstellung der einzelnen Züge eine Art von Aehnlichkeit mit dem Romane haben. Schon mit Ludwigs des Heiligen treuherzigem Begleiter, dem Herrn von Joinville, beginnt dieser der französischen Literatur ganz eigenthümliche Reichthum.

Spanien besitzt in dem historischen Heldengedichte, seinem

Cid, einen eigenthümlichen Vorzug vor vielen andern Nationen; dieses ist die Gattung der Poesie, welche auf Nationalgefühl und Charakter eines Volkes am nächsten und am mächtigsten wirkt. Ein einziges Andenken, wie das vom Cid, ist mehr werth für eine Nation, als ganze Bücherſäle voll von Geisteswerken des bloßen Witzes ohne nationalen Gehalt. Sollte das alte Heldengedicht auch nicht, wie behauptet wird, schon aus dem elften Jahrhundert sein, so gehört die ganze Dichtung doch ihrem Geiste nach durchaus dieser ältern Epoche vor den Kreuzzügen an. Von dem mehr orientalischen, zum Wunderbaren und Fabelhaften sich hinneigenden Geschmack ist hier gar keine Spur. Es ist der reine, treuherzige, edle, altcastilische Geist, und ist die Geschichte des Cid, wahrscheinlich sehr bald, nachdem sie sich zugetragen, als historisches Heldengedicht, geordnet und verbreitet worden. Ich habe schon oft bemerkt, wie die Heldensage besonders in der Mythologie der verschiedenen Völker meistens, von einem gewissen elegischen, oder gar tragischen Gefühl begleitet ist. Es giebt aber doch auch eine andere minder ernsthafte Seite des Heldenlebens, welche selbst die Alten bisweilen hervorhoben. So wurde Herkules und dessen Stärke von ihnen oft nicht ohne komische Uebertreibung geschildert, auch Ulysses führt mancherlei Abenteuer und Listen aus, die eher Schwänke zu nennen sind. Am meisten tritt aber diese Seite in der historischen Betrachtung großer Helden, und heroischer Menschen hervor. Wie sehr auch die Geschichte selbst des Helden Uebergewicht an Seelenstärke, Tapferkeit und an Körperkraft schildern mag; er erscheint doch nicht in der poetischen Ferne einer wunderbaren Welt, sondern mitten in der gemeinen Wirklichkeit; je größer nun der Gegensatz ist, den seine heroische Kraft und Ueberlegenheit mit dieser, mit ihren Verhältnissen, Bedürfnissen und ihm in den

Weg gelegten Hindernissen macht, desto mehr giebt eben dieser Gegensatz Anlaß zu mancherlei komischen Zügen, welche dem Eindruck der heroischen Größe nichts schaden, die dadurch vielmehr treuherziger erscheint, und dem Gefühl um so näher rückt. Komische Züge der Art sind mehrere im spanischen Cid; z. B., wie er auf eine freilich nicht ganz zu billigende Weise, um Geld zum Kriege gegen die Mauren zu erhalten, einem jüdischen Wucherer einen Kasten mit Steinen, als einen kostbaren Schatz versetzt; dann das natürliche Wunder, wie nach seinem Tode einer aus diesem Geschlecht dem aufgestellten Leichnam den Bart rupfen will, wo dann durch die Erschütterung das furchtbare Schwert eine Spanne lang aus der Scheide fährt, zu nicht geringem Schrecken des Verwegenen. Dieses sind die Volksspäße, wie sie einem solchen alten Gedichte allenfalls wohl anstehen; eine feinere Ironie herrscht in den Klagreden und Klagbriefen, womit Donna Ximene über die lange Abwesenheit ihres Gemahls den König so oft heimsucht, und in den Antworten, welche dieser ihr giebt. Die Romanzen, welche Herder übersetzt hat, sind ungleich später, aber der Charakter der alten Dichtung ist treu darin bewahrt, und sie haben in der Ursprache eine ganz eigenthümliche ungekünstelte Anmuth, die nur in der etwas nachlässigen Uebersetzung nicht mehr so fühlbar ist.

An Romanzen haben die Spanier einen eben so großen Reichthum als die Engländer; der Vorzug der spanischen besteht aber darin, daß sie nicht bloß Volkslieder sind, sondern die besten wenigstens allgemein und wahrhaft national, dem Volke klar und anziehend, für die Gebildetsten aber im Sinn und Ausdruck edel genug. Die Volkslieder sind als einzelne poetische Anklänge einer der Poesie günstigern Vorzeit von großem Werth; doch ist es an sich immer nicht das rechte

Verhältniß, wenn die Poesie, welche den Geist und das Gefühl der gesammten Nation ergreifen, rege erhalten, und weiter entwickeln soll, dem Volke allein überlassen bleibt. Auch werden solche einzelne verlorne poetische Anklänge, mit der Zeit immer mehr unverständlich; sie finden sich am häufigsten bei solchen Nationen, deren Sinn zwar poetisch ist, deren Poesie, Sage und ganze National-Erinnerung aber, etwa durch lange Bürgerkriege, oder durch eine allgemeine Erschütterung und Veränderung der Denkart, unterbrochen und zerstückelt worden ist.

Neunte Vorlesung.

Italiänische Literatur. Allegorischer Geist des Mittelalters. Verhältniß des Christenthums zur Poesie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiänischen Dichtkunst überhaupt. Lateinische Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derselben. Altrömische Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts.

In den vorhergehenden Vorträgen habe ich versucht, ein Gemälde der verschiedenen europäischen Nationen, der Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier, und besonders ihrer Dichtkunst und Geistesbildung im Mittelalter und bis zum sechszehnten Jahrhundert zu entwerfen. Nur die Literatur der Italiäner ist noch zurück, der ich diese Stelle anweise, weil sie den Uebergang macht von der Poesie des Mittelalters zu der neuen Literatur der letztern Jahrhunderte, seitdem die Wissenschaften und durch sie auch die Künste im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert vielfach bereichert, und in gewissem Sinne wieder hergestellt worden.

Die ältere italiänische Dichtkunst schließt sich auf der einen Seite ganz an die Philosophie des Mittelalters, in dem allegorischen Gedichte des Dante; auf der andern Seite aber nähert sie sich am meisten antiken Vorbildern, und stand in

genauer Verbindung mit dem Studium der alten Sprache. Die beiden Dichter Petrarca und Boccaz waren selbst Gelehrte, welche an dem Verdienst der wieder erweckten und neu belebten Alterthumskunde einen großen Antheil nahmen. Der Rittergeist und die Ritterpoesie haben überhaupt in Italien am wenigsten geherrscht und Einfluß gehabt. Selbst Dante wollte sein Werk zuerst lateinisch dichten; Petrarka spricht von den Ritterdichtungen sogar mit Abneigung und Geringschätzung; und wenn auch Er dem Geist des Zeitalters durch seinen kunstreichen Minnegesang huldigte, so war es mehr die herrschende Gefühlsweise, die ihn mit fortriß, als deutlich anerkannte Ueberzeugung von dem eigenthümlichen Wesen, und der eigenthümlichen Vortrefflichkeit dieser neuern Dichtkunst. Denn nicht auf jenen Minnegesang, der ihn unsterblich gemacht hat, sondern auf ein lateinisches, jetzt nur durch seinen Verfasser noch bekanntes und merkwürdiges Heldengedicht vom Scipio hoffte er seinen Ruhm zu gründen. Dieses in dem ehemaligen Vaterlande des römischen Geistes so natürliche Schwanken zwischen der altlateinischen und neuitaliänischen Sinnesart, Kunst und Sprache, zeigt sich auch noch in dem dritten großen Schriftsteller der ersten italiänischen Zeit, im Boccaz. Die spitzfindigen Geistesspiele der provenzalischen Liebesfragen und Streitigkeiten, und die unterhaltenden Novellen der nordfranzösischen Erzähler suchte er in dem für diesen Zweck fast zu ernsten, zu kunstreichen, und geschmückten Stil der Alten, in der Weise eines Livius und Cicero vorzutragen. Mehrere seiner Werke enthalten einen mißlungenen Versuch, die Mythologie der Alten in christliche Geschichten einzuflechten, oder auch christliche Begriffe in der Sprache und Mythologie des Alterthums auszudrücken, wie er z. B. in einem Ritterroman, wo dieses ohnehin zu entbehren war, Gott den Vater nicht anders als Jupi-

ter, den Sohn Apollo, und den Fürsten der Hölle Pluto nennt. Zu einigen Rittergedichten in Versen nahm er den Stoff nach der Weise des Mittelalters aus der alten Mythologie, die er freilich besser kannte als andere deutsche oder französische Dichter, die vor ihm Aehnliches versuchten. Auch in dieser nicht glücklichen Wahl zeigt sich seine Vorliebe für das Antike, und sein nicht ganz gelingendes Streben, es mit der damaligen Poesie zu vereinen.

Der reichhaltigste, wichtigste und erfindungsreichste unter diesen drei alten italiänischen Dichtern war unstreitig Dante, dessen Werk alle Wissenschaften und Kentnisse damaliger Zeit, das gesammte Leben des spätern Mittelalters, die ganze Umgebung des Dichters, ja auch Himmel und Hölle nach seiner Vorstellungsweise umfassend, schlechthin einzig in seiner Art ist, und unter den Begriff keiner Gattung sich fügt. Es hat zwar mehrere solche allegorische Gedichte im Mittelalter, besonders auch in provenzalischer Sprache, gegeben; aber diese sind verloren oder unbekannt, und Dante hat alle anderen dieser Art so weit übertroffen, daß er sie verdrängte und nun allein vor uns steht. Wollte man die Poesie des Mittelalters unabhängig von dem Zwange einer allgemeinen Theorie, oder von den Kunstformen der Alten, die nicht darauf passen, bloß historisch, und ganz nach ihrem eignen Geiste betrachten und beurtheilen; so würde man drei Hauptgattungen als die wesentlichsten finden, das Rittergedicht, den Minnegesang und die Allegorie. Solche Gedichte nämlich, in denen der Zweck und Gegenstand, die innere Einrichtung des Ganzen, ja auch die äußere Form schon allegorisch ist, wie in dem Werke des Dante. Denn sonst ist dieser allegorische Geist freilich in der gesammten Poesie des Mittelalters verbreitet und herrschend. Wie sehr auch in einigen Ritterdichtungen ein allegorischer Geist und

Sinn sich regt und darin verhüllt ist, habe ich schon bei der deutschen Behandlung der Fabeln von der Tafelrunde und dem Graal erwähnt. Der Unterschied liegt darin, daß in diesen allegorischen Ritterdichtungen der verborgene Sinn eingehüllt ist in einer Darstellung des Lebens, dahingegen beim Dante die Darstellungen des Lebens nur eingeflochten und eingeschal=tet sind, in das künstlich abgetheilte Gehäuse und Gebäude sei=ner weltumfassenden Allegorie. Diesen allgemeinen Hang zur Allegorie, die im Mittelalter so herrschend war, daß man ihn fast überall voraussetzen muß, und nicht genug im Auge be=halten kann, um alles richtig zu verstehen, hat das Christen=thum allerdings viel beigetragen, zu erregen und zu ver=breiten.

Betrachten wir die Bibel nach dem großen Einfluß, wel=chen sie auf die gesammte Literatur und Poesie des Mittelal=ters und der neuern Zeit wirklich gehabt hat, oder auch nach den Wirkungen, welche sie als ein Buch, und in Rücksicht der äußern Form auf Sprache, Kunst und Geist der Darstellung haben mußte, und an sich haben könnte, so sind vorzüglich zwei Eigenschaften daran auffallend. Die erste ist die Einfalt des Ausdrucks, die Entfernung von aller Künstelei. Indem alle diese Schriften vorzüglich oder fast ausschließend von Gott und von dem innern Menschen handeln, ist der Ausdruck doch überall durchaus lebendig, es findet sich nirgends, was man ei=gentlich Metaphysik nennen könnte, jene Zergliederungen und Gegensätze, todten Begriffe und leeren Abstractionen, von denen die Philosophie aller Völker, von den Indiern und Griechen bis auf die neuern Europäer, sich niemals frei erhalten konnte, so oft sie es unternahm, jene höchsten Gegenstände alles Nach=denkens, Gott und den Menschen, mit ihren eignen Kräften er=greifen und darstellen zu wollen. Sie konnte dem angeerbten

Uebel unauflöslicher Verwirrung, und eines stets mit sich selbst streitenden Denkens und der Verstandeskünstelei auch dann nicht entgehen, wenn sie, um ihm zu entfliehen, jenen hohen Fragen und Gegenständen entsagend, sich ganz in die Sinnenwelt zurückwarf, oder in das Bekenntniß der Unwissenheit einhüllte. Dieselbe Einfalt und Entfernung von Künstelei zeichnet auch den poetischen Theil der heiligen Schrift aus, so reich die dichterischen Bücher desselben auch an schönen und besonders an erhabenen Zügen sind. In Rücksicht auf die kunstreiche Form und Entfaltung kann die Einfalt dieser heiligen Poesie der Hebräer auf keine Weise mit dem Reichthum der griechischen Darstellungen verglichen werden. Dagegen gränzt in diesen, an die vollkommenste Blüthe der Schönheit fast immer unmittelbar schon die Entartung, und der höchsten Vollendung der Kunst folgt nicht selten, ja meistentheils ein üppiger und ausschweifender Geschmack, der sich in überflüssigem Schmuck, in Ueberladungen und in Künsteleien gefällt. Es liegen viele Gründe in der Einbildungskraft des Menschen, in seiner ganzen Sinnesart, und in dem Gange seiner Neigungen nnd Gefühle, um diese allgemeine Erscheinung in der Kunstgeschichte herbeizuführen und zu erklären; viele Einflüsse, welche auf die zarte Blume der Schönheit, wenn sie kaum entfaltet ist, verderblich einwirken und sie im Innersten vergiften, und welche den edlen Ausdruck, wo er auch schon wirklich erreicht war, sofort wieder verfälschen und in Künstelei verkehren. Daher sind auch die christlichen Dichter der neuern Zeit, welche die Poesie der heiligen Schrift für ihre Dichtung benutzt, oder zum Vorbilde genommen haben, Dante, Tasso, Milton und Klopstock, ihrem Vorbilde weit mehr durch einzelne Züge von Erhabenheit ähnlich, als daß sie ihm in Rücksicht jener edlen Einfalt und Entfernung von aller Künstelei durchaus gleich kämen. Eine

zweite unterscheidende Eigenschaft der Schrift in Rücksicht auf die äußere Form und Darstellungsweise, welche den größten Einfluß auf unsere neuere Sprache und Poesie gehabt hat, ist die durchgehende Bildlichkeit und Sinnlichkeit, die nicht bloß in den dichterischen, sondern auch in den lehrenden und geschichtlichen Büchern und Abschriften herrscht. Bei den Hebräern kann man sie zum Theil als eine nationale Eigenschaft betrachten, welche mehreren orientalischen Völkern, wie den nächsten Stammverwandten der Hebräer, den Arabern, mit ihnen gemein ist. Das Verbot einer sinnlichen Abbildung der Gottheit, konnte bei den Hebräern dazu beigetragen haben diesen Hang zu verstärken, weil die Einbildungskraft, auf der einen Seite beschränkt, desto mehr auf der andern einen freien Ausweg sucht. Eben dieselbe Wirkung hat das Verbot bildlicher Darstelluug bei den neuern Mohamedanern hervorgebracht. Wo aber auch jene orientalische Bildlichkeit und eigentliche Poesie viel weniger oder gar nicht Statt findet, wie in den christlichen Büchern der Schrift, da ist gleichwohl ein sinnbildlicher, symbolischer Geist herschend. Dieser hat seinen Einfluß tief eingreifend und allgemein über die ganze Denkart und Geistesbildung aller christlichen Völker verbreitet. Durch diesen symbolischen Geist, und den daher erzeugten Hang zur Allegorie, ist die Bibel für die Poesie und bildende Kunst des Mittelalters, ja auch der neuern Zeit auf andere Weise dasselbe geworden, was Homer für das Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Ansichten und Dichtungen. Freilich, wo der tiefere Sinn jener sinnbildlichen Geheimnisse nicht vollkommen verstanden ward, oder wo der Zweck und Gedanke, welchem das Symbol diente, nicht mehr so ernst und heilig blieb, entartete dieser Hang sehr oft in eine bloß willkürliche, mit Begriffen spielende und inhaltsleere Allegorie; weil sinn-

reicher Schmuck leichter ist als edle Einfalt, und auch die glänzendste Kunst ungleich gewöhnlicher, als die Tiefe der Wahrheit.

In Rücksicht der beiden zuletzt genannten Eigenschaften, wenn sie nur allgemein gefühlt würden, hätte allerdings die Schrift für alle christliche Völker ein hohes Vorbild sein können, noch allgemeiner als die Kunst und schöne Form der Griechen; und es würde, wenn nur der Geist des Christenthums überall lebendig, und alles durchdringend wirkte, schon dadurch selbst in der Sprache und Darstellung, in der Wissenschaft wie in der Kunst, jene edle Schönheit, welche Eins ist mit der Wahrheit, herrschend werden müssen, und auch dauerhaft bleibend. An und für sich aber ist das Christenthum selbst nicht eigentlich Gegenstand der Poesie; lyrische Gedichte, als unmittelbare Aeußerungen des Gefühls ausgenommen. Das Christenthum selbst kann wohl weder Philosophie noch Poesie sein, es ist vielmehr das, was aller Philosophie zum Grunde liegt, ohne welche Voraussetzung diese sich selbst niemals versteht, sich in leere Zweifelsucht, oder einen eben so leeren und nichtigen Unglauben, und in endlose Streitigkeiten verwickelt. Auf der andern Seite aber ist das Christenthum dasjenige, was über alle Poesie hinausgeht, dessen Geist allerdings wie überall so auch hier herrschen, aber nur unsichtbar herrschen soll, und nicht geradezu ergriffen und dargestellt werden kann.

Das Verhältniß des Christenthums zur Poesie und darstellenden Kunst ist von der größten Wichtigkeit, sobald die Frage ist, wie sich die Geistesbildung der Neuern überhaupt zu der des Alterthums verhalte, und in wiefern sie hierin mit diesem wetteifern, und eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen können. Was wäre eine Poesie und Kunst, welche

immer nur wieder jene Gestalten und Formen des Alterthums, deren Geist nicht mehr vorhanden ist, wie todte Schatten heraufführen; oder die das jetzige und neuere Leben darstellen wollte, aber immer nur die Oberfläche desselben, ohne je den tiefern Mittelpunkt aller, dem neuern Europa eigenthümlichen Ansichten und Gefühle zu berühren! Daher das immer wiederkehrende Streben ganzer Nationen und Zeitalter, und so vieler großen Talente, das Christenthum nicht bloß durch die bildenden Künste, sondern auch in der Poesie darzustellen und zu verherrlichen.

Die eigentliche Antwort auf diese wichtige Frage scheint mir in der schon angegebenen Wahrnehmung zu liegen, daß die indirecte Darstellung des Christenthums, der indirecte Einfluß seines Geistes auf die Poesie, wo nicht an sich der einzig richtige und wahre, so doch unstreitig bis jetzt der sicherste, und am meisten gelungene sei. In diesem Sinne ist die Ritterpoesie des Mittelalters, die freilich eben so, wie die gothische Baukunst, unvollendet blieb, und nirgends zu einer ganz vollkommnen Ausbildung und Form gelangte, eine wahrhaft christliche Heldenpoesie zu nennen; denn eben das, was sie von der Heldenpoesie der andern Völker und der ältern Vorzeit unterscheidet, ist seinem Ursprunge und seinem Wesen nach unläugbar christlich. Es ist der Geist der nordischen Vorwelt, der in diesen Dichtungen weht, es sind die Gestalten der alten Heldensage, aber verändert und verklärt durch das herrschende Gefühl und den Glauben der Liebe, der auch die Spiele der Einbildungskraft verschönt, und ihnen eine höhere Bedeutung leiht. Versucht es der Dichter aber die Geheimnisse des Christenthums unmittelbar zu ergreifen, so scheinen sie sich als ein fast unerreichbares Ziel und zu hoher Gegenstand, der Darstellung eher zu entziehen. Wenigstens ist noch kein Versuch dieser Art,

so große Talente sich demselben auch gewidmet haben, in dem Grade gelungen, daß jedes Gefühl von Disharmonie wegfiele. Dieses gilt auch von dem ersten und ältesten der großen christlichen Dichter, dem Dante, noch einigermaßen, wie es bei den spätern Nachfolgern, dem Tasso, Milton, Klopstock, oft bemerkt worden ist. Mehr als jedem andern ist es dem Dante gelungen, himmlische Erscheinungen, und paradiesische Entzückungen wirklich anschaulich, und wahrhaft dichterisch darzustellen. Gleichwohl kann man nicht läugnen, daß die Poesie und das Christenthum auch bei ihm nicht in vollkommner Harmonie sind, und daß sein Werk zwar nicht im Ganzen, aber doch stellenweise nur ein theologisches Lehrgedicht sei. So ganz poetisch und zu den kühnsten Visionen seine Einbildungskraft geneigt war, so hatte doch auch wieder die damalige Scholastik einen großen Einfluß auf diesen sonderbaren Geist. Sonst ist dieses in seiner Art einzige Werk reich an Leben; nach dem Umkreise der drei dargestellten Welten, der Finsterniß, der Reinigung, und des vollkommnen Lichtes, stellt er uns eine Reihe der mannigfaltigsten Charaktere, kraftvoll mit kühnen Zügen gezeichnet, in den verschiedensten Zuständen dar; von dem tiefsten Abgrund innrer Zerstörung und rettungsloser Qual, durch jede Stufe der Hoffnung und des Leidens hindurch, bis zu der höchsten Verklärung hinauf. Weiß man sich ganz in seinen Geist und seine besonderen Ansichten und Absichten zu versetzen, bringt man ein in die Zusammensetzung seines Werkes, so findet man allerdings auch hier überall Einheit und Zusammenhang; wie dann dieses Werk nicht bloß durch den Reichthum der Erfindung, und die eigne Zusammensetzung, sondern auch dadurch als ganz einzig erscheint, daß der Dichter einen solchen Entwurf mit dieser Kraft und Ausdauer durchzuführen vermochte. Aber das ist eben das Uebel, daß dieser Zusam-

menhang und diese Einheit nicht klar und leicht verständlich dem Auge erscheint, sondern daß es eine große Vorbereitung, eine weitläuftige Zurüstung der verschiedensten Kenntnisse und Wissenschaften erfordert, ehe man dieses Gedicht im Ganzen wie im Einzelnen durchaus verstehen kann. Seinen Zeitgenossen und der unmittelbar auf ihn folgenden Generation war seine Geographie und Astronomie nicht so fremd wie uns, die vielen Anspielungen aus der florentinischen Geschichte lagen ihnen viel näher, und selbst die Philosophie des Dichters war die des damaligen Zeitalters. Dennoch bedurfte es auch für sie eines Commentars, und so ist es denn gekommen, daß der größte und nationalste aller italienischen Dichter im Ganzen doch nicht der Dichter seiner Nation geworden ist. Zwar wurde er einige Menschenalter hindurch, wie ein zweiter Homer, durch einen öffentlich bestellten Lehrer in seiner Vaterstadt erklärt und erläutert, aber nicht das Werk selbst und der Geist des Ganzen, sondern nur einzelne Stellen aus ihm sind in lebendiger Wirkung geblieben. Kein anderer Dichter seiner Nation kommt ihm an kühnen und großen Zügen, in Schilderung des Charakters und der Leidenschaften auch nur von ferne gleich, und keiner hat den italienischen Geist und Charakter so tief ergriffen, und so sprechend darzustellen gewußt. Das Einzige, was man in dieser Hinsicht an ihm vermissen, oder tadelhaft finden könnte, ist die überall verbreitete ghibellinische Härte. Es zeichnete diese im spätern Mittelalter für die überwiegende Allgewalt der weltlichen Herrschaft kämpfenden Ghibellinen ein ganz eigner stolzer, hochfahrender Geist und eine fast grausame Strenge und Härte des Gemüths aus, welche man aus den Geschichten und Denkmalen jener Zeit kennen muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Auch die spätern Zeiten bis auf die unsrige haben ihre Ghibellinen gehabt,

die alles Heil der Menschheit von einer bloß auf das Weltliche gerichteten Herrschaft erwarten, und die Macht des Unsichtbaren läugnen möchten, die sich doch immer zur rechten Zeit fühlbar macht und deutlich ans Licht tritt: aber diese Ghibellinen einer spätern überverfeinerten Zeit zeichnen sich mehr durch die Biegsamkeit und die Bereitwilligkeit aus, mit welcher sie wie eine weiche Masse den Stempel annehmen, den eine überlegene Kraft ihnen aufdrückt, die ihnen um so größer und herrlicher erscheint, je mehr sie sich auch durch zerstörende Wirkungen bewährt. Von ähnlicher Herrschbegier entbrannt, war unter jenen alten Ghibellinen Stolz und heroische Kraft zu allgemein verbreitet, es waren der Kämpfer, die gegeneinander standen, und der großen Charaktere, die sich einer den andern hemmten, zu viele, als daß der Erfolg ein solcher hätte sein können. Es entstand nur eine kraftvolle Anarchie, ein allgemeines Ringen und Gähren gewaltiger Charaktere und Kräfte, aber zunächst noch nicht die gleichförmige Erschlaffung, welche nicht bloß Folge und Nachwirkung, sondern auch veranlassende Gelegenheit und mitwirkende Ursache des Despotismus ist. Immer aber bleibt die ghibellinische Härte, welche sich im Dante gewiß in einer nicht unedlen, und wohl erhabenen Gestalt darstellt, am Dichter ein Tadel, da sie nicht bloß auf die äußere Schönheit und Form, sondern auch auf die innere Schönheit und Gefühlsweise ihren rauhen Einfluß erstreckt.

Dieß sind die Flecken, welche ich, der verdienten Bewunderung unbeschadet, an diesem größten aller christlichen und aller florentinischen Dichter glaubte bemerken zu müssen.

Dem Petrarka habe ich schon seine eigentliche Stelle angewiesen, da ich die ihm eigne kunstreiche Vollendung bei der allgemeinen Schilderung des Minnegesangs der verschiedenen Nationen erwähnte. Dieß ist die Gattung, zu der seine Ge-

dichte gehören, und mit dem deutschen oder spanischen Minnegesang muß man diesen italienischen vergleichen, um ihn richtig zu beurtheilen und seinen eigenthümlichen Charakter aufzufassen. Dieser besteht eben darin, daß Petrarka kunstreicher, geistiger, platonischer ist als die andern Minnedichter des Mittelalters. Haben doch einige seiner Erklärer behaupten wollen, daß er unter der Laura gar keine wirkliche Geliebte verstanden, sondern unter diesem Namen eine geistige und sinnbildliche Idee besungen habe. Dagegen ist man denn mit autentischen Beweisen von ihrer wirklichen Existenz aufgetreten, von ihren ehelichen Verhältnissen und von der durch Kirchenbücher beglaubigten zahlreichen Familie, die sie hinterlassen. So viel ist indessen gewiß, daß auch ein allegorischer Sinn und Geist in Petrarka's Gedichten sich ausspricht, der oft ganz deutlich und ohne alle andere Nebenbeziehung hervortritt, und den, wie schon oben bemerkt wurde, man bei den Werken des Mittelalters fast überall voraussetzen und aufsuchen darf. In der Verskunst und als Bildner seiner Sprache ist Petrarka einer der ersten Künstler, welche in irgend einer der romanischen Sprachen jemals gedichtet haben.

Eben so kunstreich wie Petrarka die Poesie, suchte Boccaz die italiänische Prosa auszubilden; doch leidet sie auch bei ihm an der langen periodischen Verwicklung, von welcher der einzige Macchiavell ganz frei ist.

Jene drei florentinischen Dichter, Dante, Petrarka, Boccaz, hatten jeder einen ganz neuen Weg gebahnt, die darstellende Kunst von einer eigenthümlichen Seite ergriffen; Dante die allegorische, Petrarka die lyrische Dichtkunst, Boccaz den Roman und die Novellen, die Darstellung in Prosa, obwohl mit eingemischten Gedichten. Alle drei fanden eine Menge von Nachfolgern, obwohl Dante, einzig in seiner Art, gar nicht

geeignet war, Andern zum Vorbilde der Nachahmung zu dienen, und die Petrarkischen Lieder, wie die Novellen in Prosa, durch die häufige Wiederholung, und den Ueberfluß, bald ermüden mußten. Erst spät im funfzehnten Jahrhundert, nachdem auf diesen Wegen gar keine Lorbeeren mehr zu erndten waren, entschlossen sich die Italiener das eigentliche Ritterdicht zu versuchen, welches Boccaz in die Sphäre der griechischen Mythologie und der trojanischen Fabel hatte versetzen wollen. Der erste bekannte unter den Vorgängern des Ariost, war der Florentiner Pulci. Von einem Dichter, der, mit den Alten schon sehr vertraut, in der Gesellschaft der Medicäer seine Rhapsodieen absang, sollte man ein günstiges Vorurtheil hegen; aber das Werk selbst entspricht der Erwartung nicht ganz: es gehört zu denen, in welchen Scherz und Witz den Mangel an Poesie, oder doch den Unzusammenhang der unwahrscheinlichen und sinnleeren Erdichtungen, selbst darüber spottend, ersetzen sollen. In der Erzählung weiß man selten recht, was Parodie oder Ernst ist; der Witz ist so ganz local und florentinisch, daß er uns kaum verständlich bleibt; und das Ganze ist nur als ein Beweis merkwürdig, wie fremd dem italienischen Geist zuerst das eigentlich Romantische war. Weit glücklicher ist Bojardo, der nächste Vorgänger des Ariost, dessen unvollendetes Werk dieser zuerst nur fortsetzen wollte, es eben dadurch aber in Vergessenheit gebracht hat. Von Seite der Erfindung und der Fülle der Phantasie, die man ihm sonst wohl zutraut, verliert Ariost viel, sobald man seine Quelle kennen lernt. Der ganze Vorrath von Erfindungen und Erzählungen, womit er uns unterhält, findet sich schon bei seinem Vorgänger, und auch die malerische Kraft der Beschreibung ist dieselbe; nur die größte Sorgfalt, Leichtigkeit und Anmuth in Sprache und Vers hat Ariost voraus, und etwa

den Vorzug, daß er Stellen aus der Odyssee, den Ovid, oder sonst einzelne Blumen aus den alten Dichtern glücklich zu benutzen und zu entlehnen weiß.

Es ist bemerkenswerth, daß die Ritterpoesie der Italiener nicht in Florenz zur vollkommenen Blüthe gelangt ist, sondern in der Lombardei, wo auch die deutsche Baukunst des Mittelalters Eingang fand, wo auch der Stil der Malerei mit dem der Deutschen verwandter, oder ihm doch nicht so ganz fremd war, als in Florenz oder Rom. Man darf nur die einzelnen Hauptstaaten des alten Italiens durchgehen, um es begreiflich zu finden, daß der Rittergeist hier weit weniger herrschend, und von Einfluß auf Sitten, Denkart und Dichtkunst sein konnte, als in dem übrigen gebildeten Abendlande. In Florenz ward der Geist schon früh ganz demokratisch; in Venedig war alles nur auf den Handel gerichtet, in Sitten und Geschmack manches mehr dem orientalischen nachgebildet, oder dem halbgriechischen, als im übrigen Abendlande. In Neapel war der Rittergeist seit den Normannen wohl nicht ganz erloschen; aber von fremden Königen beherrscht, und im Wechsel der Herrschaft oft beunruhigt, oder auch sonst durch was immer für ungünstige Umstände zurückgehalten, nahm Neapel an der höhern Geistesbildung des nördlichen Italiens nur einen entfernten Antheil. In Rom, als dem Mittelpunkt der Kirche, war der Sinn auf etwas Anders gerichtet, und mehr auf den Glanz der bildenden Künste, welche die Kirche zu verherrlichen bestimmt waren, als auf die ritterliche Poesie. Erwachten ja die Erinnerungen des Nationalgefühls, so nahm es hier doch eine ganz andere Richtung, und verlor sich in leere Gedanken von der Wiederherstellung einer Republik, und des alten Rom in seiner ehemaligen republikanischen Größe; wie es sich bei den

Verirrungen des Rienzi zeigte, die selbst Petrarka theilte und bewunderte.

Dieß sind die Ursachen, warum die Poesie der Italiener, welche durch ihre kunstreiche Vollendung am meisten auch bei andern Nationen Einfluß gewonnen hat, und fast ein Allgemeingut des ganzen gebildeten Europa geworden ist, im Ganzen mehr zum Antiken und zur Philosophie sich neigte, weniger aber, und erst in ihrer spätern Epoche vom Rittergeiste beseelt war.

Ungleich glänzender als in der Poesie war das funfzehnte Jahrhundert für Italien in der Malerkunst, deren eigentlicher Flor in demselben begann, und etwa bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fortdauerte. Nebst der wieder erweckten alten Literatur, hat die Kunst am meisten beigetragen dieses Zeitalter als das der Medicäer oder Leo des Zehnten zu verherrlichen. Einzelne Maler in Italien mögen schon früh die Ueberbleibsel von der bildenden Kunst der Alten für eine strengere Zeichnung, nnd genauere Kenntniß des Körpers benutzt haben, und durch den Anblick der Antike im Allgemeinen zu mannigfaltigen hohen Ideen von Form und Schönheit begeistert worden sein. Im Ganzen fand keine eigentliche Nachahmung der Antike Statt, selbst bei denen Malern nicht, welche am meisten wissenschaftliche Kenntnisse vom Alterthum besaßen; eine Kenntniß, die nur wenigen unter ihnen eigen war, und vielen der Ersten und Größten fehlte. Mit der eigentlichen Nachahmung der Antike im sechzehnten Jahrhundert begann auch schon das Sinken der Kunst. Früher, als sie in ihrer Blüthe stand, war der Geist dieser Malerei ein durchaus neuer und eigner, bald ein allgemein christlicher, auf die Ideen der Religion gerichteter, bald mehr national und italienisch, in den glücklichsten und vollkommensten Hervorbringungen beides gleich

sehr. Daher hat die Malerkunst in diesem Zeitalter eine viel größere Herrlichkeit und höhere Blüthe erreicht, als die Poesie; denn welchen Dichter desselben könnte man wohl dem Raphael gleich stellen? Die Poesie aber blieb nicht so selbstständig und von Nachahmung rein. Seit der Wiedererweckung der alten Literatur, und der allgemeinen Verbreitung so vieler bisher noch weniger bekannten alten Dichter, zeigten sich bei allen Nationen des neuern Europa, und zuerst bei den Italienern, verunglückte Versuche der Nachahmung und Nachkünstelung. Selbst das wahre Genie blieb nicht immer ganz frei von diesem schädlichen Einfluß; Camoens und Tasso, die größten epischen Dichter der Neuern, würden sich ungleich mächtiger, freier und schöner entwickelt haben, wenn nicht die virgilische Form eines Heldengedichts ihnen vor Augen gestanden, ihren Dichtergeist beschränkt, und hier und da irre geleitet hätte. Aber noch auf andere Weise ward die alte Literatur der Poesie und selbst der neuern Sprache nachtheilig. Man fing wieder an so allgemein lateinisch zu schreiben und zu dichten, daß man die Landessprache darüber vernachlässigte. Nebst Italien hat besonders Deutschland, wo die alte Literatur vor allen andern Ländern mit dem gleichen Eifer betrieben wurde, dadurch viel gelitten, und einige wahre und vortreffliche Dichter sind auf diesem Abwege für die Sprache und Nation verloren gegangen; indem man es erst zu spät erkannt hat, daß keine Poesie in einer todten Sprache lebendig zu wirken vermag. Unter Kaiser Maximilian wurden wohl lateinische Dichter gekrönt, aber so viel mir bekannt ist, keiner in deutscher Sprache, ungeachtet der Kaiser diese vor allen liebte, und selbst übte; selbst Schauspiele wurden lateinisch vor ihm aufgeführt. Die sichtbare Entartung und Verwilderung der deutschen Sprache, in Vergleich mit ihrer frühern Blüthe, schiebt man gewöhnlich den Strei-

tigkeiten und bürgerlichen Kriegen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zu. Gewiß haben diese das Uebel vermehrt; allein da sich jene Entartung der Sprache, wenigstens der Poesie, auch schon vor der Reformation zeigt, und bei solchen Schriftstellern, die ihre Bildung noch ganz in der frühern Zeit empfangen hatten, so scheint mir die erste Ursache darin zu liegen, daß jetzt die meisten und vorzüglichsten Schriftsteller und Dichter wieder anfingen die Landessprache zu verschmähen, lateinisch zu schreiben und zu dichten. In Deutschland mußte, weil hier alles weniger geregelt, in Ordnung und Einheit war, dieses noch nachtheiliger wirken, als in Italien, wo man an den ersten großen florentinischen Dichtern und Schriftstellern aus dem vierzehnten Jahrhundert schon eine feste und schöne Norm für die Landessprache besaß, welche die neuen Lateiner doch nicht wieder zu verdrängen vermochten.

Nicht an der alten Literatur lag die Schuld, sondern an dem Gebrauch, oder vielmehr an dem Mißbrauch, den man neben der guten Anwendung davon machte. Diese große Erweiterung des historischen und dadurch auch alles übrigen Wissens im funfzehnten Jahrhundert, die Bekanntschaft mit so vielen Quellen der Erkenntniß, und herrlichen Denkmalen der Kunst und Geistesbildung, war an sich ein großes und unschätzbares Gut. Aber irren würde man sich freilich, wenn man glaubte, die volle Aussaat habe überall gute Früchte, und nirgends Unkraut getragen; die so plötzlich erworbenen geistigen Reichthümer seien gleich gut angewandt und so verarbeitet worden, wie wir es jetzt wohl einsehen und verlangen, daß sie verarbeitet und selbstthätig angeeignet werden sollen. Ich finde in dieser Hinsicht den Geist der neuern Europäer in den verschiedenen Jahrhunderten sich viel ähnlicher, als man gewöhnlich annimmt. Ich sehe überall die gleiche leidenschaftliche

Wißbegier, welche, mit raſtloſer Thätigkeit umherforſchend, jede dargebotene neue und große Erweiterung der Erkenntniß mit Heftigkeit, ja man möchte ſagen, mit Wuth an ſich reißt, ſich ganz darin verliert, dieſe neu erworbenen Begriffe nun auf alles anwenden will, dadurch auf eine Zeit lang für das Andere, was eben ſo weſentlich wäre, blind wird, bis in der allgemeinen Erſchütterung und Gährung die zerſtörenden Wirkungen um ſich greifen, welche alle Revolutionen, auch die des Geiſtes und der Geiſtesbildung, mit ſich führen, und wo denn ein großer Theil von allem dem Guten und Großen wieder zu Grunde geht, was ſich anfangs von den neu eroberten oder gewonnenen Reichthümern, für die Kunſt und Erkenntniß, für die Bildung und das Leben hoffen ließ. Auch im Zeitalter der Kreuzzüge, als mit der Kenntniß des Morgenlandes die Wiſſenſchaft der Araber bekannt, und die Philoſophie des Ariſtoteles herrſchend wurde, die verſchiedenen Nationen mehr in Berührung kamen, war die geiſtige Thätigkeit mit einem Mal unglaublich erhöht worden, es war eine ganze Welt von neuen Ideen im Umlauf gekommen. Daß aber auch dieſe beſonders im dreizehnten Jahrhundert mit einem Male ſich kundgebende Erweiterung und Revolution des menſchlichen Geiſtes gar nicht ſo angewandt worden, wie es zu wünſchen geweſen wäre, das iſt jetzt allgemein anerkannt. Es erfolgte zunächſt und im Allgemeinen daraus ein Sectengeiſt, der in den Schranken der Schule bloß als Barbarei erſchien, bald aber ſeine zerſtörende Wirkung auch auf die Kirche, die Staaten und das Leben äußerte. Unter allen plötzlich bereicherten und geiſtig befruchteten Zeitaltern Europa's iſt das funfzehnte Jahrhundert vielleicht das glänzendſte, als durch den ſyſtematiſchen Gebrauch des Compaſſes, durch immer fortſchreitende Bemühungen und Entdekkungen endlich der Weg nach Indien und Amerika gefunden

ward, und nun zum ersten Male vor den Augen der erstaunten und gleichsam mündig gewordenen Menschen sein Wohnort, die Erde, nach ihrer ganzen Größe und Beschaffenheit, klar und offen da stand; während zu gleicher Zeit die wieder erweckte alte Literatur dem Verstande eine neue geistige Welt zeigte, die Buchdruckerkunst ein Mittel zur Verbreitung und Vervielfältigung der Kenntnisse, und zur Erregung des Geistes darbot, was bei der ersten Bekanntwerdung einem Wunder gleich scheinen mußte. Ich finde aber die gleiche Regel und Bemerkung über den Gebrauch, welchen man von dem plötzlich gewonnenen Reichthum größtentheils machte, auch hier noch anwendbar, wie ich schon angedeutet habe, und noch weiter entwickeln werde. Die dritte allgemeine Revolution im wissenschaftlichen Gebiete, und im Geiste des neuern Europa, liegt unsern Zeiten näher. Durch die unermeßlich großen Fortschritte, welche die Mathematik, und mit ihr die Naturkunde im siebzehnten Jahrhundert machte, und die im achzehnten Jahrhundert nur weiter entwickelt und fortgesetzt wurde, sind zugleich alle mechanischen Kenntnisse und technischen Fertigkeiten so unglaublich erweitert worden, daß fast die ganze Lebenseinrichtung des menschlichen Geschlechts völlig verändert worden. Wer möchte wohl läugnen, daß diese Kenntnisse an sich herrlich und bewundernswerth, daß nichts erhebender ist als diese Herrschaft des Menschen über die Körper- und Sinnenwelt, die seiner ursprünglichen Hoheit und Bestimmung entspricht? War aber diese Herrschaft über die Körperwelt auch mit der Herrschaft über sich selbst verbunden? War die durchaus physische und mathematische Denkart, welche aus jener Richtung des Geistes auch über sittliche Gegenstände sich verbreitete, die richtige und angemessene? Die Folgen, welche diese Denkart und daraus erzeugte Philosophie auf Religion und Sitten, auf die Staa-

ten und das Leben gehabt hat, sind schon so klar entwickelt, daß sie jetzt schon allgemein als unglücklich und nachtheilig anerkannt werden, und bald wohl gar keine Verschiedenheit des Urtheils mehr darüber Statt finden wird.

Ich kehre zurück zum funfzehnten Jahrhundert, wo ich zunächst des Nachtheils erwähnte, welchen die ausschließende Vorliebe für die alte Literatur und Sprache schon damals der fernern Ausbildung der lebenden Sprache und der in ihr sich darstellenden Poesie der neuen Zeit zu bringen drohte. Es darf uns um so weniger befremden, wenn wir hier mancherlei Schwankungen, und einzelne Verwirrungen gewahr werden, da die Geschichte der Geistesbildung der Neuern uns überhaupt nichts Anders darbietet, als einen stäten Kampf zwischen dem Alten und Fremden, was für die Bildung, für die Erkenntniß und Form unentbehrlich ist, und dem Neuen, Eignen und Vaterländischen, was der eigentliche Lebensgeist jeder lebendigen, wirksamen und nationalen Literatur und Poesie sein und bleiben muß.

Einige von den neuern Lateinern des funfzehnten Jahrhunderts in Italien mögen wohl die ernstliche Absicht gehabt haben, die Vulgarsprache ganz zu verdrängen, und die alte römische wieder allein herrschend und zu einer lebenden zu machen. Nicht bloß die Mythologie und Sprache der Alten wurden wieder eingeführt, oft mit der unpassendsten Anwendung auf neuere und christliche Gegenstände; es ist bedeutend, daß viele es nicht mehr elegant fanden, von Gott in der einfachen Person zu reden, sondern statt dessen nach Art der Alten „die Götter" sagten; auch die Sitten und Lebenseinrichtungen der Alten wurden hie und da in Italien mit einem thörichten Eifer, soll man sagen, nachgeahmt oder nachgeäfft. Nicht bloß die Staatsverfassung, sondern auch die Religion der Alten wie-

der einzuführen, mag bei einigen wohl der ernstliche Wunsch, oder wenigstens der vorübergehende Gedanke entstanden sein. Doch solche Verirrungen, die noch nicht zur Ausführung kommen konnten, möchte man als unbedeutend übergehen. Ungleich ernsthafter und von dem größten Einfluß auf die Staaten und das Leben, erscheint die mit der alten Literatur auch wieder erwachte altrömische Denkart in einem großen Schriftsteller dieses Zeitalters, dem Macchiavelli. Im Stil und in der Kunst der Geschichtschreibung ist er einzig, nicht bloß unter den Italienern, sondern überhaupt unter den Neuern, und den Ersten unter den Alten gleich. Kraftvoll, schmucklos und gerade zum Ziel treffend, wie Cäsar, ist er dabei tief und gedankenreich, wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieser. Nicht irgend Einer ist sein Vorbild gewesen, sondern von dem Geist des Alterthums überhaupt durchdrungen, ist ihm ohne alle Absicht und Nachkünstelung zur andern Natur geworden, stark, lebendig, und angemessen zu schreiben, wie die Alten. Die Kunst der Darstellung findet sich bei ihm nur wie von selbst, sein stätes Ziel ist der Gedanke. Aber, wie läßt sich nun seine Denkart, und die ihm eigne Staatskunst, welche nur allzu herrschend geworden ist, rechtfertigen, oder auch nur erklären, wie ist sie überhaupt zu beurtheilen? Daß er das Ideal eines ruchlosen Tyrannen, wie ein Exempel- und Lehrbuch für Herrscher und Fürsten aufgestellt, sucht man dadurch zu rechtfertigen und zu beschönigen, daß man sagt, es sei nicht so gemeint gewesen, er habe seinem Zeitalter und seiner Nation vielmehr nur ein treues Bild ihres eignen politischen Verderbens aufstellen wollen. Ungeachtet nun gewiß ist, daß Macchiavelli durchaus republikanisch dachte und ein glühender Patriot war, so will doch jene Erklärung durchaus nicht recht passen. Richtiger mag es daher sein, die Erklärung eben in

seinem Patriotismus zu suchen, mit seinen übrigen Staatsansichten und Grundsätzen zusammengenommen. Es ist, als ob er den Ersten seiner Nation stillschweigend hätte andeuten wollen, um Italien zu befreien, müsse man eben die, wenn auch noch so verzweifelten, oder unsittlichen Mittel ergreifen, wodurch Andere es zu Grunde gerichtet und unterjocht hatten; so müsse man den Feind mit seinen eignen Waffen bestreiten; das Vaterland zu retten, sei alles erlaubt. — Wie er von den Ausländern dachte, kann seine äußerst merkwürdige kurze Vergleichung der Franzosen und der Deutschen dienen. Mit einem bewundernswerthen Scharfsinn zeigt er, daß die Deutschen gar nicht so mächtig seien, als man sie glaube, und daß dagegen die Macht der französischen Könige äußerst furchtbar und in stätem Anwachs sei. So gedankenreich und treffend aber auch Machiavellis kurze Charakteristik beider Nationen erscheinen mag, ist sie nichts weniger als schmeichelhaft; der einen wirft er unter allen möglichen Beziehungen den Mangel an Treue und Glauben vor, die er fast als eingeborne Eigenschaft zu betrachten scheint, der andern aber als den Hauptfehler die ungebändigte Freiheits-Liebe, und die innere Uneinigkeit und Streitsucht, welche ihr Reich schon aufgelöst habe, und auch ihre Macht und Kraft ganz zu Grunde richten und herunter bringen werde.

So dachte er von andern Nationen, was man ihm bei den damaligen Schicksalen Italiens, seiner Vaterstadt, und seiner selbst wegen nicht unbedingt verübeln kann. Der Grundsatz aber, die gefährlichsten Feinde Italiens, nämlich die innern, mit ihren eignen unsittlichen Waffen, und auf eine der ihrigen ähnlichen Art zu bekriegen, läßt sich auf keine Weise billigen; denn es waren ja nicht die einzelnen Gräuelthaten dieser kleinen Tyrannen, welche Italien ins Unglück gestürzt

hatten, sondern die viel allgemeiner verbreiteten Grundsätze und Gesinnungen, welche solche Thaten möglich machten und herbeiführten.

Das Auffallendste an Macchiavell aber liegt nicht darin, auch nicht allein in dem oft bestrittenen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, sondern darin, daß er mitten in dem neuern christlichen Europa eine Politik aufstellte, als ob so etwas, wie das Christenthum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Christenthum bisher, als das Band aller Nationen, der Grund der Staaten, und Europa durch diesen geistigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maaße, wie sie selbst Gott dienten, glaubte man, seien die Könige würdig und berechtigt, über die Menschen und Völker zu herrschen; in diesem Sinn seien sie und ihre Gewalt von Gott eingesetzt. Auf dem unsichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Gesetze und Rechte. Von allem diesem, von der ganzen christlichen Staats- und Lebenseinrichtung nimmt nun Macchiavelli gar keine Notiz; er schreibt nicht bloß wie ein Alter, sondern er denkt auch so, und zwar im allerentscheidendsten und strengsten Sinne, und so wie die Macht des alten Rom eigentlich nur auf Gewalt und List gegründet war, wobei die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüssige Zugabe, äußere Zierrath oder bloße Nebensache erscheint, sind auch Kraft und Verstand die einzigen Hebel in Macchiavellis Politik. Von Gerechtigkeit ist dabei gar nicht die Rede, was nicht zu verwundern ist, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verstandes und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet. So wenig es eine wahre Ehre ohne Tugend, eben so wenig giebt es ohne Gott eine Gerechtigkeit unter den Menschen, die mehr als eine bloß äußere

Form und heuchlerische Verhüllung der innern Schlechtigkeit wäre, jener sich alles erlaubenden und alles begehrenden Gewalt und List. Mit dem Glauben an Gott fällt auch jedes andere Vertrauen und jeder Glauben an irgend ein Unsichtbares weg. Das Unsichtbare aber ist es, worauf das Sichtbare ruht, und wie die Seele den Leib, so hält auch der Glauben und der Gedanke Gottes den Menschen, die Nationen und die Staaten zusammen. Ist diese Seele, dieser innere Lebensgeist dem Ganzen einmal entzogen, so zerfällt es und löst sich auf, oder bleibt den einzelnen Staaten und Nationen noch eine Lebenskraft übrig, so ist es doch nun bloß ein eignes, abgesondertes, aus seinem wahren Zusammenhange weggerissenes, seinem eigentlichen Ziel entrücktes, im Innern sich selbst, und nach außen sich gegenseitig unter einander zerstörendes Leben. Sind die Nationen und Staaten nicht mehr in Gott und in der Gerechtigkeit verbunden, so steigen unvermeidlich jene Ungeheuer der Finsterniß, Anarchie und Despotismus, aus ihrem Abgrunde empor, und nehmen die Stelle der verlassenen Gerechtigkeit ein.

Die politische Auflösung selbst, von der sich, ungeachtet der standhaften Gegenwirkung mancher gerechten und wahrhaft christlichen Könige und Herrscher, mit dem Fortgange der Zeiten und der Entwicklung der Kräfte, immer häufigere und gefährlichere Erscheinungen zeigten, kann freilich keinem Einzelnen beigemessen werden; sie hatte viel tiefere Gründe. Indessen wer irgend eine schon vorhandene Kraft des Schlechten auf bestimmte Grundsätze und in eine klare, leicht anwendbare Form bringt, der macht ihre Wirkungen systematisch, und eben dadurch unendlich gefährlicher und folgenreicher, und insofern läßt es sich nicht läugnen, daß Macchiavelli's Politik auf die

nachfolgenden Zeiten einen äußerst schädlichen und verderblichen Einfluß gehabt hat.

Die beiden großen Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts, die Buchdruckerkunst und die Magnetnadel, waren noch von einigen andern begleitet, die gleichfalls von großem Einfluß waren: der Gebrauch des Schießpulvers und des Papiers. Als Erfindungen sind beide ungleich älter, aber die allgemeine Anwendung gab ihnen erst in jenem Zeitalter Wirksamkeit und einen bedeutenden Einfluß. Alle diese Erfindungen zusammen genommen, haben der menschlichen Gesellschaft eine ganz veränderte Gestalt gegeben. So wie auch die Völker der Vorzeit, welche den Gebrauch des Eisens, und mit diesem meistens auch, mehr oder minder unvollkommen, Schrift und Metallgeld kannten, durch eine unermeßliche Kluft geschieden sind von den Wilden, welche unbekannt waren mit diesen Werkzeugen der Verbindung zwischen dem Menschen und der Erde, den verschiedenen Völkern und Ländern, der Vorwelt und der Nachwelt, wodurch erst Alles in Berührung tritt, von einander abhängig wird und eine gemeinschaftliche Entwicklung des Menschen beginnt; eben so ist auch nun die neue Zeit diesseits der Buchdruckerkunst und Magnetnadel, wenn man so sagen darf, durch eine eben so große Kluft von der alten Welt jenseit dieser Entdeckungen getrennt.

Aber eben an diesen Erfindungen zeigt sich's, daß es mehr auf den Gebrauch ankommt, welchen der Mensch von ihnen macht, als auf die Erfindungen selbst. Der Compaß war schon früher auch andern Völkern bekannt, welche aber dessenungeachtet weder die Erde umsegelt, noch die neue Welt entdeckt haben. Die Buchdruckerkunst und das Papier dient seit lange in China, um Zeitungen, Affichen und Visitenkarten in

großer Menge zu vervielfältigen, ohne daß der Geist der Chinesen darum einen besondern Aufschwung genommen hätte.

Die Erfindung des Schießpulvers wurde selbst in den Zeiten, da sie in allgemeinen Gebrauch kam, für durchaus schädlich und verderblich wirkend gehalten. Nicht bloß Dichter, wie Ariost, beklagten es als eine unselige Erfindung, welche der persönlichen Tapferkeit entgegen stehe, und der Rittertugend den Untergang bringe; sondern auch Staatsmänner und Krieger dachten so, und stimmten ähnliche Klagen an. Doch von dieser Seite waren die Klagen und Besorgnisse wohl ungegründet; wahre Tugend und Tapferkeit weiß sich überall Raum zu schaffen. Bei andern Sitten und in einer andern Form des Krieges haben die neuen und neuesten Zeiten Beispiele von Heroismus aufgestellt, welche den Heldenthaten des Alterthums oder der Ritterzeit gewiß an die Seite treten dürfen. Im Ganzen aber kann eine Erfindung, wodurch die zerstörenden Wirkungen des Kriegs an Ausbreitung nicht minder als an Schnellkraft gewonnen haben, und ungleich systematischer geworden sind, wohl nicht unter die glücklichsten gezählt werden. Ich führe nur eine verderbliche Wirkung gleich aus dem Zeitalter des ersten Gebrauchs an. Ohne das Schießpulver hätte die auf die erste Entdeckung von Amerika folgende Eroberung durch die Europäer durchaus nicht so zerstörend und verwüstend sein können. In dieser Hinsicht möchte es scheinen, als habe ein feindlicher Dämon jenen herrlichen Werkzeugen der Entdeckung, welche die Europäer nach der neuen Welt hinüber führten, gleich ein Mittel der Zerstörung zum Nachtheil der Menschlichkeit hinzugefügt.

Auch von dem Gebrauch des Papiers könnte es sehr zweifelhaft scheinen, ob dadurch die Wirkungen der Buchdruckerkunst auf Verbreitung der Kenntnisse und Geistesbildung wahr-

haft befördert, oder vielmehr mit übeln Folgen vermischt worden. Durch dieses allzu leichte Mittel der Verbreitung nahm in Zeiten der Anarchie und Revolution die Buchdruckerkunst, an sich eine der größten und herrlichsten Erfindungen, in der unglaublich schnellen und allgemeinen Verbreitung volkserregender Flugschriften, bisweilen etwas von den zerstörenden Wirkungen des Schießpulvers an. Ueberhaupt würde bei einem etwas seltnern und kostbarern Material der Druck vielleicht mehr seine ursprüngliche Bestimmung, die wahren Denkmale der Geschichte, der Kunst und Wissenschaft zu erhalten und zu verbreiten, treu geblieben sein. Statt dessen ist nun mit häufiger Vernachlässigung der wichtigsten Denkmale der Geistesbildung, durch die Leichtigkeit des flüchtigen Materials, eine eigentliche Ueberschwemmung und zweite Sündfluth von vergänglichen Schriften eingetreten, wodurch selbst die Sprache oft verwildert; ein Weltmeer von oberflächlichen Gedanken und papiernen Mittheilungen, auf welchen der Geist des Zeitalters hin und her wogend nur zu oft in die Gefahr kommt, den Compaß der Wahrheit zu verlieren.

Zehnte Vorlesung.

Einige Worte über die Literatur der nördlichsten und östlichen Völker in Europa. Ueber die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters.

In der bisherigen Geschichte der Geistesbildung der neuern Europäer habe ich vorzüglich nur die südlichen und westlichen Nationen Europa's betrachtet, die Deutschen, und die ganz oder halb romanisch redenden Völker, Italiäner, Franzosen, Spanier und Engländer. Die Literatur dieser Völker ist auch unstreitig sowohl an sich, als durch ihren weit verbreiteten Einfluß die merkwürdigste und die wichtigste. Gleichwohl würde es meinem Wunsche und meiner Idee von einer wahrhaft welthistorischen und in einem nationalen Geiste abgefaßten Geschichte der Literatur sehr entsprechen, wenn ich auch die übrigen nördlichsten und östlichen großen Nationen in mein Gemälde mit aufnehmen könnte. Eine jede bedeutende und selbstständige Nation hat, wenn ich so sagen darf, ein Recht darauf, eine eigne und eigenthümliche Literatur zu besitzen, und die ärgste Barbarei ist diejenige, welche die Sprache eines Volkes und Landes unterdrücken, oder sie von aller höhern Geistesbildung ausschließen will. Auch ist es nur ein Vorurtheil, wenn man vernachlässigte, oder unbekanntere Sprachen sehr

häufig einer höhern Vervollkommnung für unfähig hält. Einige Sprachen giebt es wohl, welche der Poesie in einem gewissen Maaße widerstehen, und ihr weniger günstig sind; eine regelmäßige, und für die wesentlichsten Zwecke des Lebens und des wissenschaftlichen Gebrauchs zureichende und angemessene Ausbildung in Prosa leidet fast jede Sprache. Hat die Literatur einer Nation auch wenig Einfluß auf die andern Völker, so ist die Geschichte ihrer Geistesentwickelung in ihrem Verhältniß zu der Nationalwohlfahrt und zu den Schicksalen und der übrigen Geschichte eines Volkes doch schon an und für sich ein sehr anziehendes und belehrendes Schauspiel. Doch kann ich in dieser Hinsicht mehr nur andeuten, was ich wünschte weiter ausführen zu können, als daß ich selbst meinen Forderungen an eine vollständige Geschichte der europäischen Literatur Genüge zu leisten im Stande wäre. Denn zu oft habe ich es bestätigt gefunden, daß man in der Geschichte der Literatur sich weniger als irgendwo sonst auf das Zeugniß und den Bericht Anderer verlassen kann, wenn man nicht durch eine zureichende Kenntniß der Sprache im Stande ist, selbst zu prüfen und zu urtheilen. Ich werde also nur auf einige allgemeine Betrachtungen mich beschränken müssen, indem ich hier bei der Epoche einer neuen Literatur und der Wiederherstellung der Wissenschaften und Kenntniß des Alterthums, den Blick auch auf die übrigen Nationen und auf das gesammte Europa richte. Für diese allgemeine Uebersicht ist hier beim sechzehnten Jahrhundert, welches für ganz Europa die Scheidewand bildet zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit, wohl die schicklichste Stelle. Was die Sprache selbst und ihren auch auf andere Völker sich verbreitenden Einfluß betrifft, so hatten die romanischen hier einen entschiedenen Vortheil und Uebergewicht. Sie sind so nah verwandt unter sich, und alle auch

mit ihrer Mutter, der lateinischen, damals der allgemeinen Sprache des christlichen Abendlandes, daß ihre Erlernung verhältnißmäßig ungleich leichter war, als die einer jeden andern ursprünglichen Stammsprache. Daher waren sie auch schon früh und selbst im Mittelalter, noch ehe das Bedürfniß des Handels oder politische Ursachen dazu mitwirkten, verbreiteter als die deutsche und die übrigen nördlichen und östlichen Sprachen Europa's. Zu bemerken ist jedoch, daß Spanien, wie schon durch seine geographische Lage und eigenthümliche politische Entwicklung, Verfassung und Sitten, so auch in seiner Geistesbildung und Sprache von dem übrigen Europa mehr abgesondert blieb, und weniger Einfluß darauf gewann. Daß gleichwohl diese von dem übrigen Europa abgesonderte Geistesbildung und Sprache Spaniens eine hohe Stufe von innerer Vortrefflichkeit erreichte, hat man in neuern Zeiten mit mehr Gerechtigkeit als ehedem anerkannt. Nur ist noch das von dem ehemaligen Vorurtheil geblieben, daß man diese Vorzüge zu sehr bloß auf die Dichtkunst beschränkt, da gerade eine der eigenthümlichsten Vorzüge der spanischen Sprache, man darf wohl sagen, der spanischen Nationalbildung, darin besteht, daß auch die Prosa in dieser Sprache ungleich früher und vortrefflicher, als in irgend einer andern romanischen ausgebildet ward. Die italienische Sprache ist, den einzigen Macchiavelli ausgenommen, für den praktischen und politischen Gebrauch nie sehr glücklich und angemessen ausgebildet gewesen. Die frühern Versuche der andern romanischen Sprachen in der Prosa sind meistes unförmlich. Die französische und englische haben erst im siebzehnten Jahrhundert, also ungleich später, sich zur praktischen Angemessenheit und politischen Beredsamkeit ausgebildet, und es ist dieser Vorzug hier vielleicht mehr als in Spanien auf den Mittelpunkt der Hauptstadt und auf die höhern

Stände beschränkt geblieben. Früh schon ward in Spanien die Landessprache zur Gesetzgebung und zu den wichtigsten Lebensgeschäften, und zwar sehr glücklich angewandt, und vielleicht hat selbst die Absonderung der Nation vom übrigen Europa zur frühern Entwicklung der Sprache beigetragen, die an gut geschriebenen geschichtlichen Werken sehr reich ist, und in der eine männliche Beredsamkeit sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat; eine Beredsamkeit voll von dem feurigsten Geiste, deutlich und scharf, und, wo es angemessen ist, auch mit treffendem Witz und Spott durchwebt. Nur in der höhern Philosophie hat Spanien weniger bedeutende Namen als Italien, Deutschland und andere Nationen, und eigentlich keinen großen Schriftsteller aufzuweisen.

Die deutsche Sprache war, als eine ganz eigenthümliche zu erlernen, viel schwerer als die romanischen, konnte daher auch nicht in dem Maaße verbreitet sein, wie diese; welche Unbekanntschaft der andern Nationen mit der Sprache oft auch eine Verkennung der deutschen Geistesbildung und Literatur zur Folge gehabt hat. Dessen ungeachtet glaube ich, die Stelle, welche ich der deutschen Nation in dieser Geschichte der Literatur angewiesen habe, historisch vollkommen rechtfertigen zu können. Ist gleich die deutsche Sprache weniger verbreitet, so ist dennoch der gründlichere Geschichts- und Sprachforscher auch bei den südlichen und westlichen Nationen durchaus genöthigt zu der Quelle des Deutschen zurück zu gehen, da mit der germanischen Verfassung und Lebenseinrichtung auch vieles vom germanischen Geist, was sonst nicht verständlich sein kann, auf die andern Nationen übergegangen ist. Eine gründliche Kenntniß vom Mittelalter und seiner Geschichte, ist ohne Kenntniß der deutschen Geistesbildung und Sprache zu erlangen gar nicht möglich; denn wie Frankreich und England im siebzehnten

und achtzehnten Jahrhundert nicht bloß politisch, sondern auch literarisch das Uebergewicht hatten und herrschten, so waren Italien und Deutschland in aller Bildung die ersten Länder während des ganzen Mittelalters. Die größte und für die Literatur folgenreichste Entdeckung im funfzehnten Jahrhundert, die Buchdruckerkunst, war eine deutsche, und von Deutschland sind im sechzehnten Jahrhundert jene Bewegungen und Erschütterungen ausgegangen, welche Europa auch in Rücksicht der Geistesbildung eine neue Gestalt gegeben haben. Ist die deutsche Sprache für das Leben, die höhern Geschäfte und Beredsamkeit weniger brauchbar und überall angemessen ausgebildet, als die englische und französische, so ist sie dagegen, wie die italienische, welche derselbe Tadel eben so sehr trifft, der Dichtkunst günstig, und für den höhern wissenschaftlichen Gebrauch, seit der griechischen, vielleicht die reichste. In der bildenden Kunst, woran die meisten andern auch sehr gebildeten Nationen kaum einen irgend bedeutenden Antheil genommen haben, behaupten die Deutschen wenigstens die zweite Stelle neben und nach den Italienern. In der neuern Literatur, die sich seit den Erschütterungen des sechzehnten und der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern Europa's zu entwickeln anfing, hat die deutsche Sprache und Geistesbildung fast zuletzt ihren neuen Aufschwung genommen; doch ist dieß wohl an sich nicht als ein Nachtheil zu betrachten. Wenigstens in wissenschaftlicher Rücksicht, in Geschichte und Philosophie, sollte die spätere Literatur auch die reichste und reifste sein. Und Reichhaltigkeit wenigstens wird man der deutschen Literatur in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht absprechen können, in einem Zeitraume, wo bei manchen andern Nationen ein Stillstand und Rückfall, oder auch ein fast gänzliches Ermatten und Erlöschen in der

Literatur und der Geistesbildung sich zeigte. Wie viel Mängel im Einzelnen sich überall noch finden mögen, sieht man auf das Ganze, so ist der Zeitpunkt wohl nicht sehr entfernt, wo die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur für wissenschaftliche Bildung auch bei andern Nationen unentbehrlich scheinen und sich mehr und mehr verbreiten wird.

Unter den nördlichsten und östlichsten Nationen nahmen die skandinavischen im Mittelalter an der Poesie und an der Geistesbildung des übrigen Abendlandes den nächsten und unmittelbarsten Antheil. Der Einfluß, welchen sie selbst als wandernde Normannen auf Europa und dessen Poesie gehabt, ist schon früher berührt worden. Sie nahmen Antheil an den Kreuzzügen und also auch an allem, was diese für Geist und Einbildungskraft Neues herbeiführten oder hervorbrachten. Als wissenschaftliche Seefahrer durchreisten forschende Isländer ganz Europa, sammelten überall Kenntnisse oder auch Dichtungen ein. Die älteste noch unverfälschte Quelle der Poesie der germanischen Völker und des gesammten Mittelalters hatten sie in ihrer Edda erhalten; jetzt brachten sie aus dem südlichen Europa die christlichen Ritterdichtungen in ihre Heimath zurück. In manchen derselben, besonders in den deutschen Heldenbüchern, war die Aehnlichkeit mit ihrer nordischen Sage auffallend, selbst einzelne dem Norden angehörige Gestalten fanden sich in denselben. Diese behandelten sie nun mit besonderer Liebe und sehr glücklich. Was darin noch heidnischen und nordischen Ursprungs war, die einzelnen Gestalten, und überhaupt das Wunderbare, das aus der alten Götterlehre herstammte, faßten sie, als der Quelle in ihrer Edda noch näher, mit einem tiefern Gefühl auf. Dieses Wunderbare, das in der Poesie der südlichen Völker fast bloß ein flüchtiges und bedeutungsloses Spiel der Phantasie, ein müßiger

Schmuck geworden ist, hat in der nordischen Dichtkunst einen ernsten Sinn, innere Wahrheit und Bedeutung. Von dieser Seite hat die nordische Behandlung der Nibelungen selbst vor dem deutschen Heldengedichte im Einzelnen Vorzüge. So hatte Island und Skandinavien überhaupt im Mittelalter seine eigenthümlich gestaltete Ritterpoesie, welche auch auf ähnliche Weise wie bei andern Nationen sich aus der Poesie erst in prosaische Ritterbücher auflöste und dann in einzelne Volkslieder zersplitterte. Dieß Letzte geschah in Dänemark, wie in England und Deutschland, besonders in dem Zeitalter, wo die Glaubensstreitigkeiten und die daraus hervorgehende gänzliche Veränderung der kirchlichen und der bürgerlichen Verfassung auch in der Ueberlieferung der alten Nationalandenken eine große Unterbrechung verursachten, so daß nur einzelne Anklänge davon übrig blieben, vernachlässigt und nur unter dem Volke sich erhaltend, vielfach verstümmelt, und halb unverständlich geworden. Indeß auch so, und wären sie nur ein schwacher, undeutlicher Nachhall von der Poesie der vorigen Zeiten, sind Volkslieder, wie England und Deutschland, Schottland und Dänemark deren so viele und in mancher Hinsicht auch geschichtlich merkwürdige besitzt, der sorgsamsten Aufmerksamkeit und Aufbewahrung, einer schonenden, sorgfältigen und verständigen Behandlung werth. Die alte Literatur des Nordens war allen skandinavischen Völkern gemein. Mit der Reformation scheint eine starke Unterbrechung stattgefunden zu haben; die einheimischen Geschichtschreiber der dänischen, wie der schwedischen Literatur, betrachten auch den allzu großen Einfluß, welchen die hochdeutsche Sprache mit der ersten Einführung des Protestantismus bei ihnen bekam, als schädlich für die Entwickelung der Landessprache. Die spätere schwedische Literatur wird selbst von einheimischen Beurtheilern in vieler

Hinsicht als ein Beispiel aufgestellt, wie wenig auch die gefühl- und charaktervollste Nation zu einer selbstständigen und reichhaltigen, zu einer wahrhaft nationalen Literatur gelangen kann, wenn sie immer einer fremden Sprache und ausländischen Vorbildern fast ausschließend huldigt. Sehr reichhaltig und eigenthümlich hat sich dagegen in neuern Zeiten die dänische Literatur entwickelt, ungefähr in der gleichen Epoche, wie die deutsche, und obwohl selbstständig, auch in Geist und Charakter dieser und der engländischen verwandter, als der französischen.

In einer Rücksicht möchte man das ältere Skandinavien vor der Reformation wohl mit Spanien vergleichen; darin nämlich, daß beide Länder bei einer sehr hohen Stufe innerer politischer und geistiger Ausbildung, doch ein von dem übrigen Europa mehr abgesondertes und ganz für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Ganzes bildeten. Freilich nahmen auch die Nordländer, wie die Spanier Theil an dem allgemeinen Rittergeiste des Mittelalters, der ihnen ohnehin von Alters her nicht fremd war; sie bereicherten sich auf Reisen mit der Kenntniß des südlichen Europa's. Gleichwohl fand weder für sie, noch für Spanien, ein so inniger und vielfacher Verkehr mit andern Nationen Statt, wie zwischen England und Frankreich vom elften bis zum funfzehnten, oder zwischen Italien und Deutschland vom neunten bis zum sechzehnten Jahrhundert. Auch die Geistesbildung von Skandinavien war ganz nur Nationalbildung, vorzüglich auf Poesie, Geschichte und andere Kenntnisse gerichtet, weniger auf die höhere Philosophie; wenigstens haben sie in der frühern Zeit, eben wie Spanien, keinen sehr bedeutenden Namen in derselben aufzuweisen. Es ist auffallend, daß jene vier Länder in der Mitte von Europa, Italien und Deutschland, Frankreich und England, so wie sie

in der politischen Geschichte des neuern Europa am dauerndsten eine Hauptstelle einnehmen, auch in der Geschichte der Literatur sich dadurch auszeichnen, daß sie von dem ersten Erwachen des Europäischen Geistes, unter Karl dem Großen bis auf die neueste Zeit, an der Entwickelung der Philosophie, an ihren Fortschritten oder Rückschritten, Erweiterungen oder Verwirrungen den thätigsten Antheil genommen haben, und fast mit wenig Ausnahme alle großen und ausgezeichneten Namen in der Geschichte der neuern Philosophie diesen vier Nationen angehören. Die sehr bestimmte und in den verschiedensten Zeitaltern noch kenntlich bleibende Nationalverschiedenheit und Richtung in der Philosophie dieser Völker werde ich in der Folge zu bestimmen versuchen.

Unter den slavischeu Nationen besaß Rußland schon in dem frühern Mittelalter seine Nationalgeschichtschreiber in der Landessprache; ein unschätzbarer Vorzug, und ein nicht zu verkennender Beweis von dem Anfang einer nationalen Geistesbildung. Daß diese überhaupt vor der mongolischen Verwüstung in Rußland allgemeiner und verbreiteter gewesen sei, ist aus dem blühenden Handel, dem alten Zusammenhang mit Constantinopel und andern historischen Umständen sehr wahrscheinlich. Aber eben, weil es der griechischen Kirche angehörte, war Rußland während des Mittelalters und bis auf neuere Zeit politisch und geistig von dem übrigen Abendlande getrennt. Unter den slavischen Nationen, welche ganz diesem angehörten, hatte Böhmen unter seinem Karl dem Vierten eine vollständige, und sehr reiche Literatur, welche näher bekannt zu machen auch historisch sehr wichtig sein würde; doch scheint sie nach dem, was darüber bekannt geworden, mehr im wissenschaftlichen und geschichtlichen Fache reich gewesen zu sein, als in Gedichten. Ob die polnische Sprache, deren Fähigkeit für

Poesie in neuern Zeiten sehr gerühmt wird, nicht auch schon in frühern und im Mittelalter einen Reichthum von eigenthümlichen Dichtungen besessen habe, wie man nach dem Charakter der Nation wohl vermuthen möchte, ist mir nicht bekannt. Sollte dieß aber nicht der Fall sein, sollten die slavischen Sprachen und Nationen im Mittelalter keine so reiche und eigenthümliche Poesie gehabt haben, als die germanischen oder romanisch redenden Völker, so läßt sich vielleicht im Allgemeinen ein Erklärungsgrund dafür angeben. Sie nahmen an den Kreuzzügen entweder gar keinen, oder doch verhältnißmäßig viel geringern Antheil; überhaupt war der Rittergeist ihnen wo nicht ursprünglich fremd und unbekannt, so doch ungleich weniger allgemein und alles beherrschend und durchdringend, als im übrigen Abendlande. Vielleicht war auch die eigenthümliche Götterlehre, welche die Slaven vor der Annahme des Christenthums besaßen, weniger reich, als die germanische, oder ward bei der Einführung desselben plötzlicher, strenger und allgemeiner vertilgt.

Gewiß ist es, daß die Ungarn in ihrer Stammsprache eine eigenthümliche Heldenpoesie auch schon in sehr alten Zeiten besessen haben. Der nächste Gegenstand derselben war wohl die Einwanderung und Eroberung des Landes selbst unter den sieben Heerführern. Daß diese Sagen aus der heidnischen Zeit auch nach Einführung des Christenthums nicht ganz verloren gegangen, sieht man aus den Chronikschreibern, die mehrere Lieder von solchem Inhalt vor sich zu haben bezeugen. Ja es hat sogar ein ungarischer Gelehrter, Revai, eines der Art, welches die Ankunft der Magyaren nach Ungarn zum Gegenstande hat, noch aufgefunden und der Vergessenheit entzogen. Meiner Meinung nach besteht die Chronik von dem sogenannten Schreiber des Königs Bela, der in

der ungarischen Geschichte und selbst in dem ungarischen Staatsrechte eine so wichtige Rolle spielt, dem größten Theile nach aus solchen geschichtlichen Heldenliedern, die der Notar nur in Prosa aufgelöst, und wo er denn wohl allerlei eigne Meinungen und sein sollende Erklärungen aus seinem Kopfe hinzugefügt hat. Er verdient daher gar nicht die Erbitterung, womit ihn die kritischen Geschichtforscher zu bekämpfen pflegen. Man sollte in diesem Buche lieber ein, wenn gleich verstümmeltes Denkmal der alten Heldensage und Poesie der Magyaren erkennen, und es als solches schätzen, als staatsrechtliche Folgerungen daraus zu ziehen, oder Streitigkeiten daran zu knüpfen, die einer solchen Sagensammlung so ganz fremd sind. Ein anderer Gegenstand der ungarischen Dichter war Attila, den sie als einen ihrer Nation angehörenden Helden und König betrachteten. Es finden sich in den Chroniken Beweise, daß Attila und die gothischen Helden, welche die deutschen Dichtungen in dem Nibelungenliede, und dem Heldenbuche ihm zugesellen, auch in ungarischer Sprache besungen worden, und daß Lieder dieser Art noch bis in ziemlich späten Zeiten vorhanden gewesen. Wahrscheinlich ist diese ganze alte Poesie vorzüglich erst unter Matthias Corvin untergegangen, der seine Ungarn mit einem Male ganz lateinisch und italiänisch machen wollte, worüber denn die Landessprache, wie natürlich, vernachlässigt ward, und die alten Sagen und Lieder in Vergessenheit geriethen. So ging es den Ungarn im funfzehnten Jahrhundert, wie es auch wohl uns Deutschen im achtzehnten gegangen sein würde, wenn ein großer König dieser Zeit, der wie Matthias auch nur ausländische Geistesbildung ehrte und kannte, eben so unumschränkt über das gesammte Deutschland geherrscht hätte, wie Corvin in Ungarn. Was dieser ausländischen Bildungsbarbarei noch von der alten Sage, Sprachdenkmalen und

Dichtkunst entging, das mag dann in der türkischen Verwüstung vollens zu Grunde gegangen sein. Indessen hat sich doch die Neigung zum historischen Heldengedichte bei den Ungarn auch in den folgenden Zeiten erhalten, und im sechszehnten wie im siebzehnten Jahrhundert berühmte Meister und Werke in der epischen Gattung hervorgebracht, bis endlich auch in der jetzigen Zeit ein gefühlvoller Dichter, Kisfaludi, den Gesang, den er zuerst der Liebe geweiht hatte, der alten Nationalsage zugewandt.

Ich beschließe diese Betrachtungen über die Literatur und Sprache, auch die weniger allgemein bekannten und verbreiteten, der verschiedenen europäischen Völker, mit einem allgemeinen Gedanken, den ich schon vorhin berührte. Eine jede selbständige und bedeutende Nation, glaube ich, hat, wenn man so sagen darf, das Recht, eine eigenthümliche Literatur, d. h. eine eigne Sprachbildung zu besitzen, ohne welche auch die Geistesbildung nie eine eigne, allgemein wirkende und nationale sein kann, sondern in einer ausländischen Sprache erlernt und fortgeübt, immer etwas Barbarisches behalten muß. Thöricht würde es freilich sein, die Liebe zu der vaterländischen Sprache bloß dadurch zu beweisen, daß man die fremden nicht lernt, oder ihre Vorzüge nicht erkennt. Selbst für allgemeine Geistesbildung sind außer den alten Sprachen auch mehrere der neuern, nach dem besondern Zweck eines jeden die eine oder die andere, mehr oder minder durchaus unentbehrlich. Anderntheils wird sie zu erlernen und zu gebrauchen, durch äußere Verhältnisse nothwendig gemacht. Der Gebrauch einer ausländischen Sprache für die Gesetzgebung und die bürgerlichen Rechtsgeschäfte ist allemal höchst bedrückend, ja man kann sagen, schlechthin ungerecht; der Gebrauch einer ausländischen Sprache für die Staatsgeschäfte und was damit zusammenhängt,

auch für das höhere gesellschaftliche Leben, kann nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben für die einheimische Sprache. Wo aber ein Verhältniß dieser Art einmal eingeführt worden, da ist es, wenigstens für den Einzelnen, ein unvermeidliches Uebel. Hier ist es nun die Sache der Gebildeten, und überhaupt der höhern Classe, ins Mittel zu treten, und den rechten Weg zwischen beiden Extremen, durch ihren Einfluß, allmälig zu dem allgemeinen zu machen; der Nothwendigkeit zu geben, was sie fordert, ohne doch die Pflicht gegen das Vaterland zu vergessen. Denn als eine recht eigentliche und unerläßliche Pflicht betrachte ich allerdings die Sorge für die eigne Sprache, besonders von Seiten der höhern Classe. Jeder Gebildete sollte dahin streben, seine Sprache rein und richtig, ja so viel als möglich vollkommen und vortrefflich zu reden; er sollte sich, wie von der Geschichte seines Volkes, so auch von ihrer Sprache und Literatur, eine allgemeine, aber doch nicht gar zu oberflächliche Kenntniß verschaffen. Eine Pflicht, die im Grunde um so leichter zu erfüllen ist, je mehr der Verstand und die Gabe des Ausdrucks auch durch Erlernung fremder Sprachen schon geübt worden sind. Den Gebrauch der unentbehrlichen fremden Sprachen im Leben aber sollte man allerdings auf das Nothwendige beschränken. Die Pflicht für die Sprache sollte besonders der höhern Classe heilig sein; denn je größer der Antheil ist, welchen ein Einzelner von dem Eigenthum, der Würde, und von allen Vorrechten einer Nation für sich besitzt und genießt, je mehr ist er auch berufen, für die Erhebung und Erhaltung seiner Nation nach seinen Kräften mitzuwirken. Eine Nation, deren Sprache verwildert oder in einem rohen Zustande erhalten wird, muß selbst barbarisch und roh werden. Eine Nation, die sich ihre Sprache rauben läßt, verliert den letzten Halt ihrer geistigen,

innern Selbstständigkeit, und hört eigentlich auf zu existiren. Wie gefährlich aber auch der Andrang ausländischer Idiome erscheinen mag, wenn auf der einen Seite ein absichtlicher Plan systematischer Sprachausrottung vorhanden ist, auf der andern die Modethorheit die Menge weit über die Grenze dessen hinausführt, was der wahre Werth der fremden Sprache zu gelten verdient, oder unvermeidliche Nothwendigkeit erheischt; die Gefahr ist niemals groß, sobald sie nur als solche erkannt wird. Denn in allem, was nicht in dem Wagespiel des Augenblicks, sondern in der Entwicklung der Zeiten entschieden wird, ist die gemeinschaftliche, stillschweigende Opposition der Gutgesinnten jederzeit unüberwindlich.

Nach dieser Uebersicht der verschiedenen Nationen Europa's kehre ich zurück zum Faden der Geschichte. Die großen Erweiterungen und Entdeckungen, welche der Wissenschaft und der Literatur einen neuen Aufschwung geben, gehören alle dem achtzehnten Jahrhundert an. Ihre Gestalt aber erhielt diese Geistesbildung, die sich im achtzehnten Jahrhundert so mächtig entwickelte, im sechzehnten durch die Reformation. Diese bestimmte bei dem einen, wie bei dem andern Theile die Wege, welche diese neue Geistesbildung nun einschlug, das Ziel, dem sie nachstrebte, die Schranken, innerhalb deren sie sich bewegte. An- und für sich lag der Streit beider Theile eigentlich ganz außerhalb der Sphäre der Geistesbildung und Literatur; er ging entweder die Politik an, insofern er die kirchliche Verfassung, das Wesen, die Grenze, und die Ausübungsweise der geistlichen Macht betraf, oder er hatte solche Geheimnisse der Religion zum Gegenstande, welche größtentheils selbst der Philosophie unzugänglich sind. Indessen hat die Reformation, die alles erschütterte und veränderte, natürlich auch auf die Wissenschaften, auf Literatur und Geistesbildung einen vielfachen,

indirekten Einfluß gehabt, theils einen wohlthätigen, theils einen nachtheiligen. Zu den ersten gehört z. B. die allgemeine Verbreitung des Studiums der griechischen und der andern alten Sprachen, die jetzt für die Religion selbst unentbehrlich gehalten wurden, und die daher in protestantischen Ländern, in Holland, England, dem protestantischen Deutschlande, wo nicht mit größerm Eifer, doch mit mehr Allgemeinheit cultivirt sind. Indessen war die Liebe zu den alten Sprachen schon vor der Reformation in Italien und Deutschland besonders so herrschend, daß man diese hier nicht als das erste belebende, sondern nur als mitwirkende Ursache betrachten darf. Der gegenseitige Streit und Wetteifer beider Theile konnte zwar über die Hauptgegenstände der Uneinigkeit zu keinem Fortschritte und keiner Entscheidung führen, weil diese Gegenstände gar nicht geeignet sind, auf solche Weise durchgestritten und entschieden zu werden; die Religion überhaupt Sache des Gefühls und Glaubens, nicht aber des Disputirens, und eines dialektischen Streits ist. Für die gründliche historische Untersuchung ist aber allerdings der Streit vortheilhaft gewesen. Freilich ist dieß mehr ein indirekter als ein unmittelbarer Vortheil, der auch meistens, wie alle wohlthätigen Folgen der Reformation, erst später, nachdem die äußere Ruhe einigermaßen wieder hergestellt worden war, eintrat, dagegen der nachtheilige Einfluß in einigen Stücken gleich Statt fand. Nachtheilig war die Wirkung auf die bildenden Künste; nicht nur durch einige Zerstörungen, die hie und da Statt gefunden, sondern vorzüglich dadurch, daß sie ihrer ursprünglichen und natürlichen Bestimmung entrückt wurden. Auch die erfolgenden Unruhen und Bürgerkriege waren, wie sie es immer sind, den Künsten noch schädlicher, als der Literatur. Besonders Deutschland ist dadurch wahrscheinlich um die volle Ent-

wicklung der ihm eigenthümlichen Malerei gekommen, die unter Albrecht Dürer, Lucas Kranach und Holbein so herrlich zu blühen angefangen. Aber diese Männer, die alle ihre Bildung noch in der frühern Zeit erhalten hatten, fanden keine Nachfolger. In den protestantischen Niederlanden richtete sich die Malerei jetzt auf andere, geringere Gegenstände, wo sie auch bei der vollkommensten Behandlung, der ältern religiösen Malerei an Würde nie gleich kommen konnte. Ueberhaupt verursachte es eine große, schädliche Unterbrechung, daß mit den angefochtenen Punkten des Glaubens oder der kirchlichen Verfassung zugleich das ganze Mittelalter, dessen Geschichte und Denkart, selbst Kunst und Poesie mit verworfen, verkannt und bald mehr oder minder vergessen ward. Für Deutschland war dieser Verlust besonders empfindlich. Eine solche Unterbrechung und Wegwerfung der geistigen Erbschaft der Vorfahren ist von einer jeden sehr großen plötzlichen Veränderung kaum ganz zu trennen. Wenigstens aber sollte man jetzt, wo alle Gründe dazu wegfallen, jene Verkennung des Mittelalters und seiner Kunst und Bildung nicht länger fortsetzen. Der Behauptung, daß die Reformation die wahre Geistesfreiheit hervorgebracht habe, kann man nicht beistimmen. Die allgemeine Freiheit, ja völlige Ungebundenheit des Geistes, am Ende des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert gehört wenigstens erst zu den später erfolgten Wirkungen der Reformation; es haben außer ihr noch andere Ursachen dazu mitgewirkt, auch ist es wohl noch großem Zweifel unterworfen, ob diese Ungebundenheit in dem Maaße lobenswerth und heilsam gewesen, als man oft voraussetzt. Die nächste und erste Wirkung der Reformation auf Philosophie und Denkfreiheit aber war vielmehr beschränkend. Von einer solchen liberalen Geistesentwicklung, wie sie in Italien und Deutschland unter den Medicäern, unter Leo

dem Zehnten und Maximilian Statt gefunden, ging sogar der Begriff im sechzehnten, und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ganz verloren. Ein politischer und geistiger Despotismus, wie ihn Heinrich der Achte, Philipp der Zweite und Cromwell ausübten, wäre ohne die Reformation gar nicht möglich gewesen. Wer an der Spitze einer neuen Parthei und großen Revolution steht, die zugleich eine politische und religiöse ist, besitzt eine so unumschränkte Macht auch über die Denkart und den Geist, daß es wenigstens nur von seiner Willkür abhängt, sie nicht zu mißbrauchen. Allerdings schien aber auch den Anhängern der alten Lehre, unter einem Philipp dem Zweiten, und unter mehreren Königen in Frankreich jedes Mittel erlaubt, wenn es nur dazu führte, die weitere Ausbreitung des neuen Glaubens zu verhindern. Wollte man einzelne Beispiele von Verfolgungen aus der frühern Zeit, und noch aus dem funfzehnten Jahrhundert anführen, wie z. B. die Verbrennung des Huß, um die wohlthätige Wirkung der Reformation zu beweisen, so wird man finden, daß bei solchen traurigen Ereignissen stets auch politische Gründe mitgewirkt, und man wird leider ähnliche Beispiele auch nach der Reformation, aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, genug finden. Und zwar bei beiden Theilen. Der erste große Selbstdenker und allgemein wirkende Schriftsteller, welchen die Protestanten nach der Zeit der ersten Gährung besaßen, Hugo Grotius, konnte in dem freiesten Lande, welches es damals gab, dem Gefängniß und der Verfolgung nicht entgehen. Auf der andern Seite führte die Gefahr und der Mißbrauch, den einige von der Geistesfreiheit machten, zur Beschränkung und Unterdrückung. Dadurch ist besonders Italien um die Entwicklung seiner im funfzehnten Jahrhundert aufblühenden Philosophie gekommen; so daß es fast verkannt wird, was mir unläug-

bar scheint, daß diese scharfsinnige Nation auch zur höchsten geistigen Forschung eine ursprüngliche Neigung und eine angestammte Fähigkeit besitzt. Die ausgezeichneten philosophischen Talente, welche Italien im sechzehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, nahmen eine so unglückliche Richtung, daß sie für ihr Vaterland meistens verloren gingen, da ihre Lehre nicht bloß dem Geiste der Kirche entgegen, sondern auch selbst mit dem allgemeinen sittlichen Glauben der Menschheit unvereinbar, und für ihn zerstörbar waren. In dem geistigen, wie im politischen Gebiet führt Anarchie den despotischen Druck herbei, dieser aber, wenn er seinen Gipfel erreicht hat, erregt wieder noch heftigere Empörungen. So bleibt nichts als ein stetes Hin- und Herschwanken von einem Extrem zum andern, zwischen Despotismus und Anarchie, die beide gleich schlimm und verwerflich sind; überall, wo keine dritte, höhere Macht ins Mittel tritt, oder wenn sie nicht mehr anerkannt wird, und das Band des Ganzen einmal aufgelöst ist.

Wenn einige Lobredner der Reformation diese so ansehen und darstellen, als sei sie schon an und für sich ein Fortschritt des menschlichen Geistes und der Philosophie gewesen, als Befreiung von Vorurtheil und Irrthum, so setzen sie eben das, als schon ausgemacht voraus, was der Gegenstand des Streites ist. Man sollte sich dieses Arguments jetzt noch um so weniger bedienen, da es durch das Beispiel so großer Nationen, durch Spanien und Italien, das katholische Frankreich im siebzehnten Jahrhundert und die Geistesbildung des südlichen Deutschlandes auch in neuern Zeiten wohl hinreichend, auch für die anders Denkenden, erwiesen sein sollte, daß eine hohe, und selbst die höchste Stufe der Geistesbildung vollkommen vereinbar ist mit jenen Ueberzeugungen, welche die Stifter des

Protestantismus als Vorurtheile verwarfen. Es sollten die Anhänger der Reformation überhaupt weniger Gewicht legen auf die Folgen, die sie gehabt hat; da einige derselben auch nachtheilig waren, viele nur sehr entfernt und mittelbar aus ihr hervorgingen, die Folgen und Wirkungen aber auf keinen Fall über den Werth der Sache selbst entscheiden können. Auf der andern Seite dürfen diejenigen, welche die Reformation an und für sich verwerflich und mit ihrer religiösen Ueberzeugung unvereinbar finden, gar kein Bedenken tragen, anzuerkennen, daß dieselbe besonders späterhin auch viele äußerst wohlthätige und heilsame Folgen gehabt hat. Betrachtet man überhaupt die Weltgeschichte mit dem Gefühl des Glaubens, wird man in dem Gange und in dem Schicksal der Menschheit die Hand der Vorsehung gewahr, so bietet sich überall fast das gleiche Schauspiel dar. Ueberall werden dem Menschen die glücklichsten Gelegenheiten und Veranlassungen, wie durch ausdrücklich darauf angelegte Fügung, dargeboten, alles Gute zu wirken, das Wahre zu erkennen und alles wahrhaft Große und Herrliche zu erreichen; dargeboten nur, nicht aufgezwungen; denn er selbst muß mitwirken, um das zu werden, was er eigentlich sein sollte. Selten zieht der Mensch allen Vortheil von den dargebotenen Mitteln, sehr oft macht er einen ganz verkehrten Gebrauch davon, und stürzt sich nur immer tiefer in seine alte Verwirrung zurück. Die Vorsehung aber ist, wenn man so sagen darf, unermüdlich in diesem Kampf mit der Ungeschicklichkeit und Verkehrtheit des Menschen; kaum ist durch seine Schuld und Verblendung irgend ein großes, allgemeines, furchtbares Uebel entstanden, so gehen unmittelbar aus dem Schooß des selbstverschuldeten Unglücks neue unerwartete Wohlthaten hervor; Warnungen und Lehren, die sich lebendig in Thatsachen und Begebenheiten aussprechen, immer wiederholte Anfor-

derungen zur Rückkehr, daß der Mensch sich endlich besinne, sich aufrichte und auf dem Wege der Wahrheit wandle.

Mit Kunst und Poesie stand der Protestantismus eigentlich nicht in Berührung, wirkte zuerst vielmehr störend für diese; Geschichte und Sprachkunde wurden auf seine Veranlassung theils vielfacher bearbeitet, theils allgemeiner verbreitet; mit der Philosophie aber stand er in dem nächsten Verhältniß. Es wird daher hier der Ort sein, ihre Geschichte und ihren Zustand sowohl vor der Reformation, als in dem ersten Jahrhundert nach derselben mit einigen Worten zu berühren, doch nur in sofern die Philosophie einen wesentlichen Einfluß auf die allgemeine Geistesbildung gehabt hat.

Die ausgezeichneten Selbstdenker, welche England, Italien und Frankreich in den frühern Zeiten bis zum zwölften Jahrhundert hervorbrachte, sind schon erwähnt worden. Am meisten brachte Deutschland deren hervor, in einer fast fortgehenden Reihe, von Karl dem Großen bis auf die Reformation und noch nach derselben. Ueberhaupt ist Geistesträgheit der Vorwurf, welchen man den neuern Europäern auch im Mittelalter am wenigsten machen kann. Soll ja ein Vorwurf Statt finden, so ist es der, daß sie mit dem Guten und Brauchbaren auch viel Unnützes und Schädliches aufnahmen, so oft sich ihrer rastlosen Wißbegier eine neue Erweiterung der Kenntnisse darbot. So bekamen sie von den Arabern, nebst den mathematischen, chemischen und medicinischen Kenntnissen, worin ihnen diese überlegen waren, auch das ganze astrologische und alchemische Wesen und Unwesen zugleich mit überliefert; und mit dem Aristoteles, der ihnen als der Gipfel und Inbegriff alles bloß natürlichen Denkens und Wissens erschien, einen ganzen Wust von dialektischen Streitigkeiten und sophistischen Künsten, wie sie auch schon bei den Alten, vornehmlich bei

den Griechen, häufig Statt gefunden hatten. Das Beste in der Philosophie des Aristoteles ist der Geist der Kritik; diesen aber in ihm zu finden und zu ergreifen, wird eine so umfassende und genaue Kenntniß des Alterthums erfordert, wie sie damals sich zu erwerben unmöglich war, und wie sie auch jetzt noch selten ist. Der Geist der Kritik verläßt den Aristoteles nur in dem Gebiete der Metaphysik, weil hier die einzigen beiden Führer, denen er folgte, Vernunft und Erfahrung durchaus nicht zureichen. Aus der Anhänglichkeit an diese, schon in dem Meister selbst unverständliche Metaphysik entstand die sogenannte Scholastik. Einigen Ersatz für dieses Uebel gewährte die Nachfolge, welche der beobachtende Theil der Physik des Aristoteles, besonders seit Albertus Magnus, in Europa fand. Daß die Moral des Stagiriten ein großer Gewinn für das Mittelalter sei, kann ich nicht finden; ihr Werth für uns liegt vorzüglich auch in der Beziehung auf die griechische Sitte, Lebenseinrichtung und Staatsverfassung. Man hatte ja längst an der christlichen Sittenlehre eine viel reinere und bessere, und bereicherte diese aus dem Aristoteles zunächst nur mit einer Menge überflüssiger Classificationen. Es läßt sich ein sehr auffallendes Beispiel von dem schädlichen Einfluß der aristotelischen Sittenlehre, aus einem schon sehr gebildeten und gelehrten Zeitalter anführen. In Spanien wurde im sechszehnten Jahrhundert die große Frage von der Behandlung der Amerikaner, von einem übrigens nicht unbiedern Manne, dem Sepulveda, der aber ein blinder Anhänger des Aristoteles war, und der so, wie dieser nach den Sitten und Begriffen des Alterthums gethan hatte, die Rechtmäßigkeit der Sklaverei annahm, ganz gegen die gute Sache, und sehr gegen den Geist des Christenthums entschieden.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die großen Lehrer

der aristotelischen Philosophie im Mittelalter zuerst diesen Sectengeist verbreitet haben. Die Kirche hatte vielmehr demselben entgegengewirkt, so viel es ging, weil gleich anfangs mit der aristotelischen Philosophie oft auch viele gefährliche und irrige Lehren und Meinungen verbunden waren; indem die aristotelische Philosophie, wo sie recht tief aufgefaßt ward, vielleicht nicht nothwendig, aber doch sehr oft bei den Arabern, wie im Mittelalter und im sechszehnten Jahrhundert, dahin führte, statt der Gottheit bloß eine allgemeine Weltseele zu verehren, und besonders die persönliche Unsterblichkeit der Seele zu läugnen. Weil aber der Drang der Zeiten unwiderstehlich war, und die aristotelische Philosophie nicht mehr abgehalten werden konnte, so suchten einige christliche Philosophen eben so eifrig die Wahrheit des Glaubens zu erhalten, als die natürliche Erkenntniß durch Vernunft und Erfahrung zu erweitern, sich des Aristoteles zu bemächtigen, um den Strom, der nicht mehr abgehalten werden konnte, wenigstens zu lenken und Verderben zu verhüten. Das Urtheil über den Werth dieser an Geist zum Theil sehr großen und ausgezeichneten Männer kann man im Allgemeinen wohl dahin bestimmen: was ihre Philosophie Uebles und Scholastisches enthält: das rührt von der aus dem Alterthum noch ererbten und ohne gehörige Sorgfalt und Unterscheidung aufgenommenen Sophistik, aus den ursprünglichen Mängeln des Aristoteles in der Metaphysik, so wie auch seiner arabischen Commentare, und von dem leidenschaftlichen Sectengeist ihres Zeitalters her, welcher von so ansteckender Art ist, daß selbst der, welcher ihn bestreitet, nicht immer sich ganz rein davon erhalten kann. Diesen Sectengeist zu nähren und zu entflammen, trugen besonders die Universitäten viel bei, wo viele Tausende von Jünglingen, von der leidenschaftlichsten Wißbegier entflammt, für Gegenstände und Streitigkeiten dieser

Art Parthei ergriffen. Das Gute, das aber die besten Philosophen des Mittelalters enthalten, das verdanken sie dem Christenthum, welches sie meistens auch vor den größern Verirrungen bewahrte, und dann ihrem eignen, zum Theil sehr großen Genie und Verstande. Man würde übrigens sich irren, wenn man die eigentlich so zu nennende Scholastik in einem allgemeinen Sinne, das unnütze Herumtreiben des Geistes in leeren Begriffen und unverständlichen Formeln, für einen ausschließenden Fehler des Mittelalters halten wollte. Es hat dieses Uebel in der griechischen Philosophie sehr häufig sich geäußert, ja den höchsten Grad erreicht, selbst in der Zeit der blühendsten Cultur. Dasselbe kann man auch von den neuern Zeiten sagen, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England ließen sich Beispiele der Art anführen, oft selbst von denen, welche am meisten gegen die Scholastik und den Aristoteles streiten: wenn man nämlich auf das Wesentliche des Uebels sieht, und nicht etwa die Sophistik, wo sie in ihrer Form biegsamer und eleganter ist, deswegen für weniger gefährlich hält.

Das Herumtreiben in leeren Begriffen und Worten, welches immer eintritt, sobald die Wahrheit verloren gegangen, ist die eigentliche, der Vernunft erbliche Krankheit; mag es nun als geschwätzige Kunst und Beredsamkeit noch gefährlicher auf das Leben einwirken, oder in den Formeln der Schule auf deren engern Kreis beschränkt bleiben. Ein der Wahrheit entgegenstehender Sectengeist ist in beiden Fällen damit verbunden.

Die Philosophie des Mittelalters hatte überhaupt nur den Fehler, daß sie noch nicht ganz und durchaus christlich war, daß der Geist des Christenthums noch nicht alle Kräfte,

Kenntniſſe und Begriffe der Menſchen vollkommen durchdrungen hatte. Es lagen in der von den Alten ererbten Philoſophie der neuern Europäer, nach den beiden ſchon früher von mir geſchilderten Hauptarten und Formen derſelben, der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen, zwei Keime zu verſchiedenen Abwegen. Der eine iſt der ſchon geſchilderte der Vernünftelei, wozu die Dialektik der Alten und Ariſtoteles führten. Der andere war der Platoniſche, der ſich leicht in Schwärmerei verirren konnte, ſobald das Denken und Glauben aller Schranken, deren keine andere Thätigkeit des Menſchen entbehren kann, entledigt ward. Daraus ging die zweite Gattung der Philoſophie des Mittelalters hervor, die der ſogenannten Myſtiker. Sobald ſie ſich bloß an das religiöſe Gefühl hielten, und ihrem innern Beruf folgten, war ihr Weg unſtreitig nicht bloß der beſſere, ſondern auch der rechte. Wollten ſie zugleich das Gebiet der Wiſſenſchaft umfaſſen, ſo war es aber doch nicht zureichend. Der Platonismus, mit vielen andern orientaliſchen, öffentlichen und geheimen Ueberlieferungen verbunden, gab der Phantaſie einen zu freien Spielraum, und beſonders in der Naturwiſſenſchaft war dieſe Denkart faſt immer mit dem Glauben an Aſtrologie und der Neigung zu magiſchen Geheimniſſen verbunden. Beſonders in Deutſchland war dieß der Fall; man darf deſſen wohl um ſo eher erwähnen, da dieſe Meinungen auch jetzt wieder viel Einfluß und allgemeine Herrſchaft gewinnen. So wie berühmte Männer ehedem ihre Lebensbeſchreibung mit einer Erhebung zu Gott, oder mit ſonſt einem frommen Wunſche oder Gedanken anfingen, ſo wird es jetzt wieder Sitte, ſie mit der Nativität, und mit dem aſtrologiſchen Urtheil zu eröffnen. Solche Phänomene, die für wunderbar und geheimnißvoll gelten, nicht als ob ſie an und für ſich

ganz regellos, unzusammenhängend, und unbegreiflich wären, sondern weil sie allerdings einer höhern und verborgnern Ordnung und Region angehören, bin ich weit entfernt läugnen zu wollen, wenn tiefe Naturforscher sie zum Gegenstande ihrer Untersuchung machen. Nur scheinen dergleichen siderische Einflüsse, insofern sie wirklich oder wahrscheinlich sind, meistentheils eben nicht zu den glücklichen zu gehören, und wenn man ihnen so viel Gewalt einräumt, daß die menschliche Freiheit dem Einfluß der Gestirne ganz unterworfen wird, dann ist der Glauben an Astrologie allerdings für alle Moral und Religion untergrabend, wie unser Schiller in dem Charakter eines von diesem Glauben beherrschten Helden so vortrefflich dargestellt hat. Eben weil der Mißbrauch so leicht, die Mittheilung so gefährlich ist, sind die Dinge dieser Art wohl oft als Geheimnisse behandelt worden. Ich finde es selbst historisch nicht unwahrscheinlich, daß ein Albertus Magnus, daß im funfzehnten Jahrhundert der große Mathematiker Nicolaus von Cusa, der biedere Bischof Trithemius, der Erste in aller orientalischen Gelehrsamkeit, Reuchlin, manches gewußt haben mögen, was auch jetzt noch nicht immer allgemein bekannt sein mag. Man würde auch sehr unbillig sein, wenn man den großen Geist, die Kenntnisse, die biedern Gesinnungen und Grundsätze der genannten Männer, wegen der beigemischten Irrthümer ihrer Zeit, die jetzt beinah auch wieder die der unsrigen zu werden scheinen, verkennen wollte. Aber andere sind wohl nicht so rein geblieben, und wie leicht die Irrthümer oder auch die Kenntnisse dieser Art in eine fast betrügerische Geheimnißkrämerei und Charlatanerie übergehen, oder doch davon verunreinigt werden, zeigen andere Charaktere dieses Zeitalters. Ich will nur den Agrippa nennen; auch Pa-

racelsus ist nicht frei von solchen Flecken. Aber auch von den reinern und bloß vom religiösen Gefühl beseelten, mystischen Philosophen hatte Deutschland in frühern Zeiten vorzüglich viele. Keine neuere Sprache ist so früh für die höhere Philosophie und die geistigsten Gegenstände angewandt und ausgebildet worden, als die Deutsche. Dieser Schriftsteller gab es vom dreizehnten Jahrhundert an bis zur Reformation in niederdeutscher und oberdeutscher Sprache sehr viele. Sie standen in Verbindung unter einander, bildeten eine Art von Schule, und nannten sich Diener der Weisheit, oder der himmlischen Sophia, worunter sie die göttliche und höhere Wahrheit verstanden, welcher sie nachstrebten und deren Liebe sie ihr Leben zum Opfer brachten. Ich will aus der Menge nur einen anführen, der für die Geschichte der Sprache sehr wichtig ist. Dieser ist der Prediger oder Philosoph Tauler, der noch lange nach der Reformation von Katholiken und Protestanten um die Wette verehrt und benutzt ward, bis die allgemeine Vergessenheit auch ihn traf. Die elsassischen Gelehrten, welche lange, nachdem sie politisch schon Frankreich angehörten, durch gründliche deutsche Geschichts- und Sprachforschung sich noch als wahre Deutsche bewährten, haben auch das Verdienst, daß sie in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit auf diesen vergessenen Denker und Weisen hinlenkten, und die unendliche Wichtigkeit desselben wenigstens für die Sprache erkannten. Vergleicht man die seinige mit der in Luthers Zeit, oder hundert Jahre nach ihm, bei ähnlichen Gegenständen üblichen, so ist der Unterschied ungefähr eben so groß, wie der zwischen dem sanften Wohllaut der schönsten Rittergedichte des dreizehnten Jahrhunderts, wie etwa des Nibelungenliedes, und den rauhen Knittelversen des sechzehnten

Jahrhunderts. So ist also auch in diesem Stücke die ältere Zeit nicht die rohere gewesen, sondern wie im Geist und in der Gesinnung besser, so auch in der Sprache von reinerem Werth.

Wenn man also jetzt bisweilen der deutschen Nation ihre Neigung zur Mystik zum Vorwurf macht, so ist dieser Fehler viel älter als die Tadler selbst vielleicht wissen; denn man könnte ihn von dem zwölften Jahrhundert, ja fast von den Zeiten Karl des Großen an, mit historischen Beweisen und Belegen als allerdings gegründet durchführen. Ob es aber in dem rechten und würdigen Sinne des Wortes wahrhaft ein Tadel sein sollte, und nicht vielmehr das höchste Lob, das will ich hier nicht weiter untersuchen.

Es ist in der Philosophie des Mittelalters, wie in der neuern Zeit ein sehr starker und entscheidender Einfluß des Nationalcharakters sichtbar. England und Frankreich haben auch in den ältern, wie in den neuern Zeiten, vorzüglich gewandte Selbstdenker, so wie auch kühne Zweifler und Sophisten hervorgebracht. Die Italiener unterscheiden sich in der ältern Zeit durch eine ganz besonders feste Anhänglichkeit an die Wahrheiten des Glaubens; nächstdem aber durch einen ähnlichen Hang, wie in Deutschland, zu einer höhern, geistigen, oft auch schwärmerischen Philosophie. Die Neigung zum Platonismus ist selbst in ihren Dichtern sichtbar. Es hat also mit einem Worte der eine Hauptweg des Nachdenkens, die Erfahrungs- und Vernunft-Philosophie, in welcher unter den Alten Aristoteles der größte war, in England und Frankreich, im Mittelalter wie in neuern Zeiten am meisten Einfluß und Anhänger gefunden. Daher auch beide Nationen, ungeachtet alles politischen Zwiespaltes, in dem Innersten ih-

rer Ansichten, Begriffe und Urtheile, oft mehr als man beim ersten Blicke denkt, zusammenstimmten. Die Neigung zu einer andern und mehr platonischen Art von Philosophie theilt der kunstliebende Italiener mit dem tief empfindenden Deutschen, daher bei aller Verschiedenheit der Abstammung, Sprache und Sitten, eine gewisse Sympathie und Anneigung zwischen beiden Nationen unverkennbar ist.

Elfte Vorlesung.

Allgemeine Betrachtung über die Philosophie vor und nach der Reformation. Poesie der katholischen Völker, der Spanier, Portugiesen, und Italiäner. Garcilaso, Ercilla, Camoens, Tasso, Guarino, Mariano und Cervantes.

Der Zustand der allgemeinen Geistesbildung, und der Gang der Philosophie kurz vor der Reformation und in dem ersten Jahrhundert nach derselben, war zuletzt der Gegenstand unserer Betrachtung. Ich fasse die wesentlichen Resultate dieser Untersuchung in folgende allgemeine Bemerkung zusammen.

In ganz Europa war vor der Wiederherstellung der alten Literatur und der Reformation der leere logische Wortkram, den man aristotelisch nannte, bei dem großen Haufen der Gelehrten, und auf allen öffentlichen Lehranstalten herrschend. In Deutschland und nächstdem in Italien war aber im funfzehnten Jahrhundert neben jener todten Wortphilosophie, eine andere, höhere Philosophie verbreitet, welche sich theils an die platonische, theils an die orientalische anschloß. Sie enthielt im Einzelnen Anlaß zum Irrthum, aber sie war wenigstens im Ganzen auf dem bessern Wege, sie war auf jeden Fall reicher an Gehalt, und von tieferem Sinne. Selbst in der Art, wie

sie, und in der Person derjenigen, von denen sie gelehrt ward, zeigt sich ihr Vorzug. Sie herrschte nicht auf den Universitäten und in den Schulen, sie war überhaupt keine Secte, sondern wahrhaft Philosophie nach dem alten Sinne des Wortes, Liebe zur Wahrheit und Weisheit, nur um ihrer selbst willen gesucht und verbreitet, von solchen, die zur höchsten Erkenntniß den unwiderstehlichen Beruf in sich fühlten. Die größten Naturforscher und Mathematiker, die umfassendsten Kenner des griechischen Alterthums, und die ersten Orientalisten des funfzehnten Jahrhunderts in Italien und Deutschland hingen ihr an. Die wieder erneuerte Bekanntschaft mit der griechischen Literatur hatte auf die Philosophie im Ganzen keinen andern Einfluß, als daß sie der mystischen und mehr platonischen Art zu philosophiren, mit so vielen Schätzen und Denkmalen des Alterthums neuen Stoff und neue Nahrung zuführte, Hülfsmittel und Werkzeuge sich zu bereichern und immer kühner zu entwickeln, aber auch mannigfaltige Veranlassung gab zu neuen Irrthümern, oder vielmehr nur zur Wiedererneuerung aller Neu-Platonischen oder andern orientalischen Schwärmereien. Durch die Wiederherstellung der alten Literatur gewann also die eine damals herrschende Hauptart der Philosophie an Umfang der Erkenntniß und Entwickelung, aber auch an Einfluß zur Verbreitung schwärmerischer Meinung, überhaupt also an Kraft zum Guten, wie zum Bösen.

Auf die andere Art der Philosophie, auf die aristotelische, war der Einfluß noch größer. Man hatte dieselbe bisher gar nicht rein aufgefaßt und gelehrt; sondern mit vielen platonischen Begriffen vermischt, indem man sie zugleich immer dem Christenthum unterordnete. Als man sie nun immer mehr aus den geläuterten Quellen selbst, und in dem ganzen Zusammenhange der griechischen Geistesbildung kennen lernte und auf-

faßte, so war dieß für die Form allerdings ein Gewinn; man entfernte wenigstens das äußere scholastische Wesen, und kleidete sie in ein Gewand, welches dem classischen Vortrage des Alterthums und dem kritischen Scharfsinn des Urhebers nicht mehr so ganz unähnlich und ihrer unwürdig war. Je besser und tiefer man aber in den Geist der griechischen Philosophie eindrang, je häufiger ereignete es sich, daß einzelne Anhänger derselben auf solche Folgerungen ihres Systems geriethen, welche mit der Religion und Sittlichkeit unvereinbar sind; wie z. B. als erste Ursache an Gottes Statt bloß eine allgemeine Weltseele anzunehmen und zu verehren, vorzüglich aber die Unsterblichkeit der Seele zu läugnen. Dieß war bei mehreren Anhängern des Aristoteles, besonders in Italien, im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert der Fall. Geringern Einfluß hatte es auf den Gang der Philosophie, daß einige Kenner und Verehrer der alten Literatur jetzt mehr und mehr auch andere Systeme des Alterthums, wie z. B. das stoische, zu erneuern suchten. Plato und Aristoteles haben die beiden Hauptwege des menschlichen Denkens und Erkennens so entschieden bezeichnet und gebahnt, daß sie auch für alle nachfolgende Zeiten die Hauptwege geblieben sind, und bleiben mußten. Die andern Systeme des Alterthums erhalten meistens nur durch ihre Beziehung auf jene beiden ihren Werth, es sind nur Abweichungen oder Nebenwege, die sich doch bald wieder in jene beiden Hauptwege verlieren. Daher machten jene Versuche, den Stoicismus oder andere Philosophieen des Alterthums zu erneuern, wenig Glück, und es hatten diese Versuche keine andere Wirkung als die Mannigfaltigkeit und Gährung der Meinungen überhaupt zu vermehren. Nur das schlechteste unter allen Systemen des Alterthums, das des Epikur, der rohe Materialismus, welcher alles aus körperlichen Atomen ableitet und

entstehen läßt, fand schon im siebzehnten Jahrhundert vielen Beifall, und ward im achtzehnten zur eigentlichen Secte.

Man nennt die Epoche des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts oft im Allgemeinen eine Wiederherstellung, oder gar eine Wiedergeburt der Wissenschaften. Eine Wiederherstellung war es allerdings, wenigstens in Rücksicht auf die erneuerten Kenntnisse der griechischen Literatur und des Alterthums, wodurch das historische Wissen zwar noch nicht bis zur Vollständigkeit gelangte, aber doch unermeßlich erweitert ward. Für eine wahre Wiedergeburt des menschlichen Geistes und der Wissenschaften kann es durchaus nicht gelten, denn so würde doch nur eine Veränderung genannt werden können, die nicht bloß Bereicherung wäre, und durch eine Einwirkung von außen hervorgebracht, sondern ein Erwachen aus dem vorigen todten Zustande, und ein neues Leben, das von innen emporflammte. Eine solche innere, den Geist selbst neu belebende totale Veränderung in der Philosophie hat auch die Reformation nicht hervorgebracht; die beiden Hauptwege der Philosophie, die Aristotelische und Platonische, blieben im Wesentlichen die nämlichen. Doch hat auf den fernern Gang, die Entwicklung und Ausbreitung beider die Reformation mächtig gewirkt. Von jener platonisch-orientalischen, die vor ihm und zu seiner Zeit in Deutschland so viele Freunde hatte, scheint Luther selbst wenig Kenntniß gehabt zu haben; dagegen hegte er einen desto größern und wohl verzeihlichen Haß gegen die Scholastik und auch gegen ihren vermeinten Stifter, den Aristoteles, welchen er nicht anders als „einen todten Heiden" zu nennen pflegte. Dessenungeachtet war selbst Luthers nächster Freund und Nachfolger, Melanchthon, schon wieder ein Anhänger derselben; ja derjenige, welcher dem Aristoteles und der geläuterten scholastischen Philosophie wieder das Uebergewicht

gab. Die Ursache war folgende: die höhere und geistige Philosophie, welche aber, wenn der Mittelpunkt der Wahrheit einmal schwankend geworden, der Schwärmerei und allen Arten des Irrthums die Pforte öffnet, hatte diese Wirkung, in den ersten anarchischen Zeiten der Reformation, besonders in Deutschland in vollem Maaße gehabt. Daher entstand ein allgemeines Mißtrauen gegen dieselbe. Es ward die aristotelische Philosophie überhaupt jetzt wieder allgemein herrschend bei beiden Theilen, in Spanien, wie in Deutschland; weil man dieses alte Formelwesen, je geistloser es getrieben wurde, um so eher dem einen, wie dem andern Glauben anschmiegen konnte. War damit auch einige bessere Naturkenntniß, mehr Sprach- und Alterthumskunde als ehedem vereint, so war es doch im Ganzen das alte Uebel, derselbe logische Wortkram, den die bessere Philosophie schon im funfzehnten Jahrhundert zu verbannen nahe daran war, und der nun in allen Ländern, wo es wissenschaftliche Cultur gab, noch bis in der Mitte, ja bis an das Ende des siebzehnten Jahrhunderts fortdauerte. In Italien ward die kühnere Philosophie, die jetzt wirklich den Charakter der gefährlichsten und wildesten Opposition annahm, unterdrückt, und mehrere ausgezeichnete Talente wurden ein Opfer dieses Kampfes. In Deutschland und England ward die höhere Philosophie zwar nicht ganz unterdrückt, aber doch auch verdrängt und mitunter verfolgt, wenigstens aus dem allgemeinen Kreise der gelehrten Bildung ausgeschlossen. Um so mehr ward sie dagegen in geheimen Ueberlieferungen oder Verbindungen fortgepflanzt, oder auch von Einzelnen aus dem Volke ergriffen. Auf beiden Wegen mußte sie einer mannichfachen Verwilderung und Verwirrung ausgesetzt sein, und konnte um so weniger zu einer allgemeinen Entwicklung und Wirksamkeit gelangen. Zwar stehen die Gaben der Natur, und der

Gottheit jedem offen; der Geist des tiefern Nachdenkens und der höchsten Erkenntniß ist nicht auf die sogenannten gebildeten Stände beschränkt, und auch von der Gelehrsamkeit ganz unabhängig. Viele der merkwürdigsten unter den griechischen Philosophen waren Männer von geringer Herkunft, ohne weitere Auszeichnung und Gaben, als ihr inneres Denken; der weiseste unter den Griechen, Sokrates, war kein Gelehrter, und wollte keiner sein. Die ersten Verkündiger des Christenthums waren Männer aus dem Volke, wir sehen sie gleichwohl mit den höchsten Gegenständen und Geheimnissen des Nachdenkens durchaus vertraut. Aehnliche Männer waren alle Jahrhunderte hindurch von Zeit zu Zeit aufgestanden. Es liegt überhaupt in dem starken und weniger zerstreuten Gemüthe des Volks eine oft wunderbare sittliche und auch geistige Kraft. Staaten und Secten sind oft durch geringe Männer aus dem Volke gestiftet worden; die Rettung des Vaterlandes und die Verbreitung und neue Belebung der wahren Religion ist oft von solchen Männern ausgegangen, wenn sie sich berufen fühlten und von Begeisterung ergriffen waren. Das geschah freilich meistens durch lebendige That, nicht durch Schriften. Sehen wir auch auf den erfinderischen Geist und die Gabe der Sprache, und vergleichen wir die Philosophie mit der Dichtkunst, so ist auch in dieser Hinsicht das Genie kein ausschließendes Vorrecht der Gelehrten. Konnte ein Shakspeare, der sich doch ganz an die Volkspoesie anschloß, eine Höhe und Tiefe der Darstellung erreichen, in welcher den kunstreichsten und gelehrtesten Dichtern, ihm zu folgen und gleich zu kommen, noch nie hat gelingen wollen, so läßt sich auch begreiflich finden, daß ein Mann aus dem Volke in Deutschland alle Höhen und Tiefen des geistigsten Nachdenkens, und jener höhern und geheimen Philosophie erschöpfen konnte, welche da-

mals aus dem Kreise der Wort= und Schriftgelehrten verstoßen war. Dieß findet seine volle Anwendung auf jenen Mann, dessen Name schon den Aufgeklärten ein Aergerniß und den Gebildeten eine Thorheit ist; den sogenannten teutonischen Philosophen, Jacob Böhme, der zu seiner Zeit nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, in Holland und in England viele eifrige Anhänger hatte, zu denen auch jener, durch sein Unglück so berühmte König Karl von England gehörte. Ich habe schon mehrmals meine Ueberzeugung geäußert, daß ich selbst das Dasein einer Volkspoesie immer nur als einen Beweis von Zerrüttung und Auflösung der wahren Dichtkunst ansehen kann; denn diese soll nicht ausschließlich dem Volke, so wenig wie den Gelehrten überlassen sein, sondern dem Volke, den Gebildeten, und der gesammten Nation gemein sein. Kann aber selbst die Volkspoesie nicht allen nachtheiligen Spuren dieses getrennten Zustandes, und der daher rührenden Vernachlässigung und Verwilderung entgehen, wie viel mehr muß dieß der Fall sein mit einer Volksphilosophie, deren Begriff sogar schon beinahe etwas Widerstreitendes in sich schließt? Wie sehr auch das Genie des Einzelnen sich in dem ungünstigen Verhältniß bewähren mag; es ist dieß durchaus nicht die Stelle, welche die Philosophie eigentlich im Ganzen einnehmen soll. Das merkwürdige System dieses teutonischen Philosophen ausführlicher zu schildern und zu erklären, kann hier nicht der Ort sein. Bemerken will ich nur, daß es, so sehr es auch das Gepräge eines durchaus aus sich selbst und der eignen Quelle schöpfenden Geistes an sich trägt, es doch nicht ohne Zusammenhang ist mit andern Formen der geheimen Philosophie, die man um diese Zeit immer mehr Einfluß gewinnen sieht. Begreiflich ist es wohl, wenn der unversiegliche Durst nach Wahrheit sich damals andre, verborgnere, von

dem leeren Wortwesen der Gelehrten weit entfernte Wege suchte, auf denen manche Ueberzeugungen und Entdeckungen, Erkenntnisse oder auch Schwärmereien und Irrthümer sich schnell verbreitet zu haben scheinen. Nachdem das zugleich sichtbare und unsichtbare Band der Kirche für einige Länder Europas zerrissen war, trat nun eine unsichtbare Verbindung andrer Art hie und da an die Stelle, oder sollte sie wenigstens einnehmen. Es giebt Stufen in der Erkenntniß der Wahrheit, niedre und höhere Grade; die letztern können schwerlich in dem Zustande der noch kämpfenden Menschheit allgemein sein. Ich will zugeben, daß es, nach Lessings Meinung, unter den Erkenntnissen auch an sich geheime giebt, nämlich solche, die es ihrer Natur nach sind, weil bei demjenigen, der sie ergriffen oder erhalten hat, nicht wohl der Entschluß Statt finden kann, sie zur Unzeit allgemein und öffentlich mitzutheilen, wozu ihm vielleicht die Mittel fehlen würden. Das Dasein solcher Ueberlieferungen ist historisch fast zu allen Zeiten deutlich; auch wird man schwerlich jemals verhindern können, daß sich Ansichten und Ueberzeugungen dieser Art in einer oder der andern Form unsichtbar fortpflanzen. Aber wenn eine solche Ueberlieferung auch ganz reine und lautre Wahrheit, ohne alle beigemischte falsche Schatzgräberei nach leeren Geheimnissen enthielte, so würde die Opposition dieser geheimen und der öffentlichen Wahrheit immer schlechthin verwerflich sein. Selbst die Trennung der sichtbaren Kirche ward im Zeitalter der Reformation von allen Gutgesinnten als das größte Unglück betrachtet, weil dadurch die Familie der christlichen Völker getrennt, der Körper der Menschheit zerrissen werde. Wenn es eine unsichtbare Kirche geben könnte, die im Widerspruch wäre mit der sichtbaren, so würde diese Trennung noch schrecklicher, und wie eine Trennung von Körper und Seele sein, und uns mit einer

gänzlichen Auflösung bedrohen. Doch dem ist nicht also; Leib und Seele der Menschheit sind noch nicht getrennt, und die Wahrheit ist nur Eine. Wer den Felsen verlassen hat, auf dem sie ruht, der wird ihren Tempel nicht erbauen.

Dieß waren also die Wirkungen der Reformation auf die Philosophie. Jene geistigere platonisch-orientalische Art zu philosophiren, welche im funfzehnten Jahrhundert die größten Männer Italiens und Deutschlands öffentlich angebaut hatten, ward nach der Reformation im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert wieder unterdrückt, dem Volke und einzelnen Schwärmern überlassen, oder nur im Verborgenen nicht ohne große Verunstaltung und Verwilderung fortgepflanzt. Oeffentlich aber und bei den Gelehrten des Tags herrschte der alte logische Wortkram, den man aristotelisch nannte, bis gegen die Mitte und das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, fast noch zwei Jahrhunderte lang fort, wo ihn andre Systeme und Secten verdrängten, deren Werth ich in der Folge betrachten werde, da sie bis auf unsre Zeiten fortgewirkt haben, und ihre volle Entwicklung dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

So wie die Nationen Europa's jetzt wieder mehr von einander abgesondert waren, so fand auch zwischen den verschiedenen Wissenschaften und Studien eine vielfach schädliche Trennung Statt. Besonders für das Studium des Alterthums war dieß nachtheilig, und verursachte, daß es keine rechte Früchte trug, noch auf das Leben einwirken konnte. Die ersten Stifter desselben waren Philosophen, und Männer, die das Mittelalter und ihre Zeit eben so lebendig kannten, als das Alterthum, und die orientalische Gelehrsamkeit mit der griechischen verbanden. Ihnen erschien daher alles im Ganzen mehr an seiner rechten Stelle, im großen Zusammenhange der Weltge-

schichte, und in lebendiger Kraft. Nachdem nun aber die Trennung eingetreten, die Philosophie verdrängt, unterdrückt oder verwildert, das Mittelalter aber vergessen war, beschränkte sich der Blick der Gelehrten, die kaum in ihrer Welt und in ihrem Volke mehr einheimisch waren, ganz auf das Alterthum der Griechen und Römer, welches sie bewunderten, ohne doch das Schöne desselben eigentlich zu empfinden. Nur von Dichtern und Künstlern war dieses etwa lebendig aufgefaßt; bei den Gelehrten entstand jetzt, da die classische Gelehrsamkeit mit Philosophie fast nie vereint war, ein dumpfer Wortaberglauben, der erst im achtzehnten Jahrhundert einer lebendigern Erkenntniß der Alten Raum gegeben hat.

Selbst für Kunst und Poesie kann man als nachtheilig ansehen, daß sie fast ganz außer Berührung mit der Philosophie kamen, daß die Bildung der Phantasie von der Bildung des Verstandes mehr oder minder getrennt ward, und die letzte der ersten nicht selten feindlich entgegen wirkte. Doch bildete Poesie und Kunst in diesen stürmischen Zeiten, an deren Schwankung und Gährung Philosophie und Geschichte mit Antheil nehmen mußten, beinah noch das einzige freie Asyl, wo Gefühl und Geist sich ungestört in ihrer Schönheit entfalten konnten.

Die Poesie der katholischen Länder, die spanische, italienische, portugiesische, bildet in diesem Zeitalter ein innig verbundenes Ganzes, so daß ich sie in der Betrachtung zusammen nehmen werde. Die Spanier hatten schon früh ihr eignes Nationalgedicht vom Cid; ihr Minnegesang blühte im funfzehnten Jahrhundert, später als bei irgend einer andern Nation. Ueberhaupt erhielt sich der Rittergeist und die damit verbundene Poesie hier länger als irgendwo sonst in Europa. Ihre Ritterbücher von meist selbst erfundenem Inhalt, der den

übrigen Nationen fremder blieb, zeichneten sich aus, wenigstens das älteste und bekannteste derselben, der Amadis, durch eine gebildetere und schöne Schreibart, und durch den vorherrschenden Hang zu sanften und idyllischen Darstellungen. So bestätigt sich auch hier die schon bei Gelegenheit der Ritterpoesie, und besonders der altdeutschen, gemachte Bemerkung, daß grade heroischen Naturen, und sehr kriegerischen Nationen dieser Hang zum Sanften und Zarten in der Poesie oft eigen ist. An die Ritterbücher schloß sich schon früh bei Spaniern und Portugiesen der Schäferroman, als eine beliebte Gattung, an. Die Poesie überhaupt, und besonders der Minnegesang ward im funfzehnten Jahrhundert durch zwei Männer befördert, welche an Geburt, Rang und Einfluß die ersten des Reichs waren, Villena und Santillana. Ueberhaupt ist die Poesie in Spanien seit ihrem ersten Anfang mehr von den Edlen und Rittern, als von Gelehrten oder bloßen Künstlern geübt worden, und keine andere Nation zählt unter ihren Dichtern so viele, die auch das Schwert für ihr Vaterland geführt hatten. Die Poesie, welche wir mit einem allgemeinen Namen die spanische nennen, sollte in ihrer ältesten Zeit richtiger die castilische genannt werden; denn anfänglich war sie nur dieser Provinz eigenthümlich, und mehrere andre Länder der spanischen Halbinsel hatten ihre eigne, von der castilianischen verschiedene Kunst. In Catalonien blühte eine eigne Poesie, die man der Mundart nach zu der provenzalischen rechnet. Der letzte bekannte Gesang derselben war dem Heldenruhm und dem traurigen Schicksale des Charles von Viane gewidmet, dem letzten, den das Volk als seinen eignen Fürsten geliebt zu haben scheint, und dem eigentlichen Erben und ältern Bruder erster Ehe jenes Ferdinand, der nachmals unter dem Namen des Katholischen auch in Castilien herrschte, und deßhalb in einigen aragonischen

Ländern mehr als ein Fremder, und mit ungünstigen Augen angesehen ward. Aragonien ward mehr und mehr untergeordnet, mit der abgesonderten Selbstständigkeit des Landes hörte auch die demselben eigenthümliche Poesie auf, und so wie Castilien das herrschende Land ward, so vereinigte sich auch in der castilischen Dichtkunst alle Schönheit der Poesie, die sonst in den verschiedenen Provinzen des dichterischen Landes zerstreut vorhanden war. Die Portugiesen nur, wie sie ein eignes Volk und Reich bildeten, behielten allein auf der schönen Halbinsel ihre eigne Sprache und Poesie; doch blieb von alten Zeiten-her ein inniger Verkehr mit Castilien; viele Portugiesen schrieben castilisch, und manches, was für altcastilisch gehalten wird, stammt von den Portugiesen her. Ja, so verwandt ist die Poesie der einen und der andern Nation, daß es nicht leicht ist abzusondern, was der Erfindung nach der einen oder der andern angehört. Auch die Araber trugen mit dazu bei, die spanische Poesie zu bereichern und zu verschönern. Zwar die altcastilischen Gedichte sind ganz rein von einem solchen arabischen Einfluß, oder orientalischen Anhauch. Sprache und Geist ist vielmehr streng und schlicht, treuherzig und einfach. Man kann um so bestimmter sagen, daß in dieser spanischen Dichtkunst gar nichts Arabisches ist, je deutlicher und sichtbarer in der spätern Zeit, wo der Einfluß wirklich Statt fand, derselbe sich kund giebt. Die Trennung, welche die Verschiedenheit des Glaubens verursachte, und die gegenseitige Abneigung ist auch vollkommen hinreichend zu erklären, warum ein solcher Einfluß früherhin nicht sichtbar sein konnte, der eine ganz besondere Veranlassung hatte. Als Isabella und Ferdinand der Katholische, ich nenne Isabella zuerst, weil diese von einem ganz besondern Eifer beseelt war, ihr geliebtes Spanien von den Fremden und Feinden des Glaubens befreit

zu sehen; — als diese mit ihren Rittern Granada eroberten, und nun in diesem glorreichen Augenblick nach sieben Jahrhunderten Spanien wieder frei, und ganz sein war, da war in diesem letzten Kriege das arabische Königreich in Granada in zwei Parteien getheilt gewesen, an deren Spitze zwei edle Stämme standen. Der eine derselben, die Bencerrajen, trat nachgehends zu den Spaniern und zu dem Christenthum über; der andere floh zu den Mauren nach Afrika. Noch sind die Romanzen vorhanden, welche den Ruhm und die Thaten der Bencerrajen, und ihre Feindschaft gegen die Zegri's und die letzten Kämpfe der arabischen Granadiner besingen. Stolze Lieder der glühendsten Liebe und Ruhmbegierde; abgerißne Heldengesänge von hohem Zartgefühl; einfach in der Sprache, aber doch nicht ohne die orientalische Gluth, auch ihrem Inhalte nach als lyrische Stammgesänge noch ganz arabisch, und der ursprünglichen alten Poesie dieser Nation, so weit wir sie kennen, ähnlich. Hier in diesen Romanzen, den schönsten meines Bedünkens, die es in spanischer oder überhaupt in irgend einer neuern Sprache giebt, ist der arabische Geist, und die orientalische Farbe nicht zu verkennen, und allerdings haben sie auf die ganze nachfolgende Poesie der Spanier einen entscheidenden Einfluß gehabt. So blühte der Garten der spanischen Poesie auf altcastilischem Boden durch portugiesische Erfindungen und provenzalische Blumen, und nun auch durch arabische Farbengluth verschönert, immer reicher und herrlicher empor. Unter Karl dem Fünften, der den Ariost als den ersten Dichter Italiens krönte, ward die kunstreichere Poesie der Italiener durch Garcilaso und Boscan in Spanien eingeführt, jedoch mit Rücksicht auf die eigne Sprache und Poesie, und ohne die ältere Weise derselben ganz aufzugeben. Dieser hing die Nation so fest an, daß die Einführung der italienischen

Kunstweise Anfangs viel Widerspruch fand, nachher aber doch einen glücklichen Erfolg hatte. Keine andere Poesie ist aus so mannigfaltigen Elementen entstanden, als die spanische; aber diese Elemente waren nicht ungleichartig, noch unvereinbar, es waren einzelne Anklänge der Phantasie und des Gefühls, die zusammen erst einen vollen Accord bildeten, und der spanischen Dichtkunst eigentlich den Zauber des höchsten Romantischen verleihen. Nicht bloß reich ist diese Poesie, sondern auch durchaus Eins in Geist und Richtung, und Eins mit dem Charakter und dem Gefühl der Nation.

Seit jener glorreichen Zeit unter Ferdinand dem Katholischen und Karl dem Fünften ist überhaupt keine Literatur so ganz national gewesen, als die der Spanier. Betrachtet man die Werke der Literatur nach den Grundsätzen irgend einer allgemeinen Theorie der Kunst, so ist des Streits über die Vorzüge oder Mängel, so wie überhaupt über den Werth eines einzelnen Werkes, oder einer gesammten Literatur kein Ende, so daß meistens das unbefangene Gefühl über den Streit verloren, und der erste reine Eindruck ganz vergessen wird. Es giebt aber noch einen andern, viel einfachern Standpunkt für den Werth einer Literatur und aus dem sich die Frage leichter und sichrer entscheiden läßt. Dieß ist der moralische Gesichtspunkt, der alles darauf bezieht, ob eine Literatur durchaus national, der Nationalwohlfahrt und dem Nationalgeiste angemessen ist. In dieser Hinsicht wird fast jeder Vergleich zum Vortheil der Spanier ausfallen. Man nehme die Poesie und Literatur der Italiener, die bloß als Kunstwerk betrachtet, an Bildung und im Stil wohl den Vorzug vor vielen andern behauptet; wie sehr muß sie in dieser Beziehung zurückstehen gegen die spanische! Einige der ersten Dichter sind ganz ohne Beziehung auf die Nation, und ohne Gefühl von der National-

wohlfahrt, wie Boccaz, Arioſt, Guarini; oder es laſſen ſich nur einzelne Anklänge der Art, wie bei Petrarca vernehmen, und auch in dieſen hat der Patriotismus oft eine ganz verkehrte Richtung genommen, wie in der Bewunderung des Rienzi, und der Idee von der Wiederherſtellung des alten Rom. Dante und Macchiavelli ſind am meiſten Nationalſchriftſteller, aber der erſte mit leidenſchaftlichem, ghibelliniſchem Partheihaß doch kein allgemeiner, und der florentiniſche Staatsdenker in den politiſchen Grundſätzen höchſt verderblich, aller wahren Nationaldenkart vielmehr entgegen wirkend.

Wie groß erſcheint von dieſer Seite die ſpaniſche Literatur und Poeſie. Alles in ihr iſt vom edelſten Nationalgefühl durchdrungen; ſtreng, ſittlich und tief religiös, auch da, wo gar nicht von Sittenlehre oder Religion unmittelbar die Rede iſt. Nichts, was die Denkart untergraben, das Gefühl verwirren, den Sinn verkehren könnte. Ueberall ein und derſelbe Geiſt der Ehre, der ſtrengen Sitte, und des feſten Glaubens. Den Reichthum an gut geſchriebenen geſchichtlichen Werken, die früh entwickelte und ſich immer gleich bleibende männliche Beredſamkeit, habe ich ſchon erwähnt. Aber auch ihre Dichter ſind ächte Spanier. Faſt könnte man ſagen, nur die Kunſt macht den großen Unterſchied unter ihnen, die Sprache und die Ausführung; ſonſt aber herrſcht in allen ihren Schriftſtellern, ſo zu ſagen, nur eine Denkart, die ſpaniſche. Dieſer hohe Nationalwerth der ſpaniſchen Literatur muß ſehr in Anſchlag gebracht werden, wenn man ſie nur gar zu oft bloß nach dem Kunſtſtil der Alten oder der Italiener beurtheilt hat, oder auch nach den Forderungen des franzöſiſchen Geſchmacks. In Rückſicht auf jenen Nationalwerth nimmt die ſpaniſche Literatur wohl die erſte Stelle ein; die engliſche vielleicht die zweite. Nicht als ob dieſe weniger reich wären, ſondern weil ſie ſchon

mehr Elemente des Kampfs, und antinationaler Bestrebungen und Abwechslungen enthält. Die Nationaleinheit der englischen Literatur wird, ungeachtet solcher Gegenwirkungen, oft mehr nur absichtlich aufrecht erhalten, wie nach einem stillschweigends anerkannten Gesetz, als daß sie schon von selbst aus dem Gefühl und Charakter hervorginge. Ich bin übrigens weit entfernt, jenen nationalen Gesichtspunkt für den einzigen zu halten, aus dem der Werth einer Literatur zu beurtheilen ist. Vielmehr werde ich mich in der Folge zu zeigen bemühen, wie es gerade der innere Kampf ist, der einem großen Theil der französischen und der deutschen Literatur ihr hohes Interesse giebt.

Man betrachtet den Garcilaso unter Karl dem Fünften, nebst einigen andern Dichtern derselben Zeit, als ein Muster schöner Sprache und eines edeln Geschmacks. Allerdings hat er auch ein glückliches Beispiel darin gegeben, an das es späterhin um so nöthiger war zu erinnern, je mehr die Phantasie einiger Dichter verwilderte oder in Künstelei verfiel. Daß Garcilaso oder einige Andre jener Zeit aber den Gipfel der Vollkommenheit in der poetischen Sprache bezeichneten, etwa wie Virgil bei den Römern, Racine bei den Franzosen, das kann ich nicht finden. Seine Gedichte selbst sind mehr glückliche Ergießungen eines liebevollen Gefühls, als große classische Werke. Ein lyrischer und idyllischer Dichter kann auch wohl dieß glückliche Aufblühen einer Sprache und Poesie bezeichnen, aber unmöglich die ganze Vollendung desselben umfassen; weil lyrische Gedichte dazu von zu geringem Umfang und zu beschränktem Inhalt sind. Nur ein epischer oder ein dramatischer Dichter vermag auf solche Weise allgemeine und bleibende Norm für die Kunst und Sprache seiner Nation zu werden. Das Leben der Spanier selbst war damals noch so

ritterlich und reich, ihre Kriege in Europa so glorreich und groß, die Abenteuer auf dem Weltmeer und in der neuen Welt auch für die Phantasie so auffallend und merkwürdig, daß das erfundene und erdichtete Romantische der alten Ritterbücher gegen diese Wirklichkeit weit zurückstehen mußte. Man fing jetzt allgemein an, das phantastische Spiel der alten Rittergedichte im Epischen zu verwerfen; aber die Spanier sind dabei in das entgegengesetzte Extrem eines allzu historischen Inhalts verfallen. Wenigstens ist dieß der Fall mit dem berühmtesten epischen Versuch in dieser Sprache, der Araucana des Ercilla, worin die Kriege der Spanier mit einem sehr tapfern und freiheitsliebenden amerikanischen Volke, soll man sagen, besungen oder erzählt werden. Die Beschaffenheit des fremden Landes und seiner wilden Bewohner, Wildnisse und Naturerscheinungen, Kämpfe und Schlachten, sind mit einer Wahrheit geschildert, bei der man überall fühlt, daß der Dichter das Alles als Augenzeuge sah und mit erlebte. Es hat dieses erste epische Gedicht der Spanier einzelne poetische Stellen und Schönheiten in Menge, aber im Ganzen ist es zu sehr versifizirte Reisebeschreibung und Kriegsgeschichte. Das Heldengedicht muß beides vereinen, historische Wahrheit und Größe, und das freie Spiel der Phantasie im Wunderbaren; es mag dieß nun erdichtet und mythisch sein, oder selbst auf dem geschichtlichen Gebiete sich darbieten. So bleibt also wohl der Cid das einzige große Nationalheldengedicht, das die Spanier besitzen. Viel glücklicher als Ercilla war hierin der portugiesische Dichter Camoens. So wie den Spaniern die amerikanische Wildniß, so war seiner Nation das reiche Indien zu Theil geworden; für den Dichter ein weit glücklicherer Gegenstand. Auch bei ihm fühlt man, daß er selbst Krieger und Seefahrer, Abenteurer und Weltumsegler war. Er stützt sich ganz auf die

Wahrheit, und fängt seinen Heldengesang an mit einem Gegensatz gegen den Arioſt, dessen Dichtungen er durch seine Wahrheit zu besiegen hoffte, Thaten verherrlichend, die alles überträfen, was jener von dem erdichteten Ruggiero gesungen hatte. Das Gedicht des Camoens hat besonders im Anfange einigermaßen den virgilischen Zuschnitt, der damals nicht ohne beschränkenden Einfluß als eine allgemeine Norm in der höhern und ernsten epischen Dichtkunst galt. Aber wie der kühne Seefahrer bald die Küste verläßt, sich ins freie Meer hinauswagend, so auch Camoens in diesem Gedichte, wo er mit seinem Gama durch Gefahr und Sturm die Welt umsegelt, bis das Ziel erreicht ist, und die frohen Sieger das ersehnte Land betreten. Wie den Schiffer berauschende Wohlgerüche, schon von fern anwehend, in Wellen und Mühsal erquicken und ihm die Nähe von Indien verkünden; so weht ein blühender, ja berauschender Duft durch dieses unter dem indischen Himmel ersonnene Gedicht; es ist der südlichste Glanz darüber verbreitet, und obwohl einfach in der Sprache, ernst in der Absicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Phantasie bei weitem den Arioſt, dem er es wagen durfte den Kranz abzugewinnen. — Nicht bloß den Gama aber und die Entdeckung Indiens besingt Camoens, auch nicht bloß die dortige Herrschaft und Heldenthaten der Portugiesen, sondern alles, was irgend aus der ältern Geschichte seines Volks ritterlich, schön, groß, edel und liebevoll rührend war, ist in dieses Gedicht eingeflochten und in ein Ganzes verwebt. Es umfaßt die ganze Poesie seines Volks; unter allen Heldengedichten der alten und der neuen Zeit ist keines in dem Grade national, und niemals ist auch seit dem Homer ein Dichter von seiner Nation in dem Maaße verehrt und geliebt worden, wie Camoens, so daß sich alles noch übrige Gefühl des Vaterlandes

bei dieser gleich nach ihm von ihrer Herrlichkeit herabgesunkenen Nation fast an diesen einen Dichter heftet, der ihr und uns mit Recht statt vieler andern Dichter und einer ganzen Literatur gelten kann. Am würdigsten erscheint Camoens als Dichter seiner Nation, in dem Anfang und Schluß seines Gedichts, wo er den nachmals unglücklichen, das blühende Reich in sein Schicksal mit herabreißenden jungen König Sebastian mit Liebe und Begeisterung anredet, aber auch ermahnend und ernst warnend, wie der begeisterte Greis, der selbst so lange das Schwert geführt hatte, zu seinem König reden durfte.

Etwas jünger als Camoens ist Tasso, der uns schon durch seine Sprache, und zum Theil auch durch seinen Inhalt näher steht, welcher auf das glücklichste gewählt ist, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernst der geschichtlichen Wahrheit verbinden. Für seine Zeit noch mehr, als für die unsre; denn noch dauerte der alte Kampf zwischen der Christenheit und den Mächten Mohammeds fort. Noch unter Karl dem Fünften schmeichelten sich spanische Helden und Krieger wohl mit der Hoffnung, Gottfrieds verlorne Eroberungen im gelobten Lande wieder zu gewinnen; was an sich nicht unmöglich, und, sobald die spanische Seemacht im Mittelmeer einmal entschieden herrschte, sogar weniger schwer scheinen konnte, als der furchtbaren türkischen Landmacht in Europa selbst Grenzen zu setzen. Nicht bloß eine poetische, sondern auch eine patriotische Begeisterung für die Sache der Christenheit beseelte den eben so ruhmbegierigen, als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe seines Gegenstandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum desselben so wenig erschöpft, daß er ihn, so zu sagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beschränkte die virgilische Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stel-

len von dem sogenannten epischen Maschinenwerk. Doch hat den Camoens dieselbe Idee von der einem epischen Gedichte nothwendigen Form nicht verhindern können, alles darein zu verweben, was ein poetisches Nationalgedicht irgend verherrlichen konnte, und seinen Gegenstand ganz zu erschöpfen. Schwerlich möchte dieß auch bei richtigern Begriffen von der epischen Kunst dem Tasso gelungen sein. Er gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die mehr sich selbst und ihr schönstes Gefühl darstellen, als daß sie eine Welt in ihrem Geiste klar aufzufassen, und sich selbst darin zu verlieren und zu vergessen im Stande sind. Die schönsten Stellen in seinem Gedichte sind solche, die auch einzeln oder als Episoden in jedem andern Werk schön sein würden, und nicht wesentlich zum Gegenstande gehören. Die Reize der Armida, Chlorindens Schönheit und Erminias Liebe, diese und ähnliche Stellen sind es, die uns an den Tasso fesseln. Gestalten, von denen der deutsche Dichter den Tasso selber so schön sagen läßt:

„Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte;"
„Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind."

In Tasso's lyrischen Gedichten ist eine Gluth der Leidenschaft und eine Begeisterung der unglücklichsten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferspiel Aminta, das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erst an die Quelle jener schönen Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunstreichen Petrarka sonderbar absticht. Tasso ist ganz ein Gefühlsdichter, und wie Ariost ganz malerisch, so ist über Tasso's Sprache und Verse ein Zauber musikalischer Schönheit ausgegossen, der wohl am meisten mit beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er selbst beim Volke mehr als Ariost ist. Die einzelnen Stellen und Episoden des Gedichts sind oft gesungen worden, und da die Ita-

liener sonst eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, so haben sie ihr episches Gedicht für den lebendigen Gesang sich auf solche Weise in einzelne Romanzen aufgelöst; die wohllautendsten, edelsten, dichterisch schönsten und schmuckvollsten, die wohl irgend ein anderes Volk besitzt. Diese Art, ihren Dichter zu nehmen und stellenweise vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beste; denn an dem innern Zusammenhang des ganzen Werks als eines solchen möchte nicht sehr viel verloren sein. Wie wenig Tasso sich selbst mit seinem Begriffe von epischer Kunst befriedigen konnte, zeigen seine mannigfachen Abänderungen und mißlungenen Versuche. Zuerst versuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreite Jerusalem, dem er seinen schönsten Ruhm verdankt, wollte er, da seine glücklichste Zeit schon vorüber war, ganz umarbeiten; die schönsten, reizendsten und liebevollsten Stellen brachte er seiner jetzigen sittlichen Strenge oder Aengstlichkeit zum Opfer; dafür sollte eine, durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Ersatz gewähren. Noch versuchte er ein christlich episches Gedicht von der Schöpfung. Wie schwer es auch dem glücklichsten Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche Mosis zu eben so viel ausführlichen Gesängen zu entfalten, darf nicht erst auseinandergesetzt werden. Ich habe schon beim Dante über die poetische Behandlung solcher Gegenstände gesprochen, und erwähne des Gedichts von Tasso hier nur, weil es besonders dieses war, was Milton vor Augen hatte. In diesem Gedichte von der Schöpfung entsagte Tasso sogar dem Gebrauch des Reims, dessen Zauber doch seine Gesänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den selten ein Dichter so ganz in der Gewalt hatte, als er. So streng war er eigentlich gegen sich selbst; man sollte also bei so vielen Schönhei-

ten, wegen einiger Gedankenspiele, oder sogenannten Concetti's, nicht so streng über ihn richten. Welch ein Begriff von Poesie kann noch übrig bleiben, wenn man es ihr abspricht, daß sie ein Spiel der Phantasie ist, und sein darf! Wenn man jeden Gedanken so streng prüfen und zerlegen will, so kann am Ende wohl nichts übrig bleiben, als die dürre Prosa. Und selbst in dieser finden sich, wenn man streng analysiren will, auch bei den nüchternsten Schriftstellern, hie und da Bilder, die, ganz genau genommen, nicht durchaus richtig sind, und etwas Falsches enthalten. Viele von diesen spielenden Gedanken beim Tasso sind nicht bloß sinnreich, sondern auch bildlich schön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe sind solche Gedankenspiele am ersten erlaubt; sie finden sich auch in den Liebesdichtern der Alten, die man sonst immer als das Haupt der Gorgone, ein Schreckbild von classischer Strenge, der spielenden Phantasie des romantischen Dichter entgegenhält.

Betrachten wir nun den Tasso ganz als einen musikalischen Gefühlsdichter, so ist es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewissen Sinne einförmig, und daß er so durchgehends sentimental ist. Von der Poesie, die in ihrem innern Wesen lyrisch ist, scheint diese Einförmigkeit nun einmal unzertrennlich zu sein; und ich finde eher eine Schönheit darin, daß selbst über die Darstellung sinnlicher Reize beim Tasso dieser sanfte elegische Hauch verbreitet ist. Aber ein epischer Dichter muß allerdings reicher, er muß mannigfaltig sein, er muß eine Welt von Gegenständen, den Geist der Gegenwart und der Vergangenheit, seine Nation und die Natur umfassen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, sondern jede Seite des Gefühls berühren und anzuregen verstehen. In diesem epischen Reichthum steht Camoens weit über dem Tasso; auch in seinem Heldengedichte sind Stellen von Zartgefühl und Liebe in

Menge den schönsten im Tasso vergleichbar; auch bei ihm bricht ungeachtet des südlichen Glanzes und des sinnlichen Reizes, der über alles verbreitet ist, ein Laut der liebevollen Klage und Schwermuth oft aus dem Innern hervor; und er ist auch darin ein romantischer Heldendichter zu nennen, daß er ganz durchdrungen ist von der Gluth und Begeisterung der Liebe. Aber er vereinigt die malerische Fülle des Ariost mit dem musikalischen Zauber des Tasso, und verbindet damit noch das Große und den Ernst des wahren Heldendichters, was Tasso doch mehr sein wollte, als daß er es wirklich war.

Ich darf also nicht mehr hinzusetzen, daß unter jenen drei großen epischen Dichtern der Neuern, dem Ariost, Camoens, und Tasso, dem zweiten nach meinem Gefühle die Palme gebührt. Doch gestehe ich gern, daß bei solchen Urtheilen das persönliche Gefühl mehr oder minder mitwirkt; denn nur Einiges von dem, was den Werth eines Dichters bestimmt, läßt sich auf Begriffe und Grundsätze zurückführen, und aus ihnen bestimmen und erweisen; über anderes kann nur das Gefühl entscheiden. Ich erinnere hierbei an die bekannte Anekdote vom Tasso, welcher, als ihn jemand fragte, wen er für den größten italienischen Dichter halte, nicht ohne Empfindlichkeit antwortete: Ariost sei der zweite. Die Ruhmbegier der Dichter war immer leicht verletzbar, und so sind auch diejenigen, welche einen Dichter lieben, eifersüchtig auf dessen Vorzüge.

Schon im Tasso hatte die italienische Dichtersprache so viel von dem Adel und der Würde der alten römischen angenommen, als sie konnte, ohne ihre eigenthümliche Natur und Schönheit aufzugeben. Nach ihm neigte sich die italienische Poesie immer mehr zum Antiken, im Stil und der Form nicht nur, sondern auch in der Wahl der Gegenstände. Der letzte große Dichter der noch blühenden Zeit, Guarini, auch ein

Liebesdichter wie Tasso, ist in seinen lyrischen Gedichten, und, nach einzelnen Stellen zu urtheilen, gedankenreicher als Tasso, auch im Stil meistens gedrängter und oft von hohem Schwung. Natürlicher aber und hinreißender ist der Strom des Gefühls in den Liebesgesängen des Tasso. Guarini's arkadisches Schauspiel, der Pastor Fido, ist, obwohl ohne ängstliche Nachkünstlung, und so ganz es auch nur sein Gefühl und seine Liebe war, die er darin aussprach, vom Geist des Alterthums durchdrungen, und selbst in der Form groß und edel, wie das Drama der Griechen. Ist also im Ganzen das Theater nicht der glänzende Theil der ältern italienischen Literatur, sind ihre frühern Versuche, das Trauerspiel der Alten wieder herzustellen, meistens mißlungen, und als kalte Nachahmungen ohne Wirkung geblieben, so kann es zum Ersatz dafür gelten, daß sie wenigstens in einem Drama von ganz eigener Art eine so hohe und eigenthümliche Vortrefflichkeit erreichten. Diese ward auch von den andern Nationen anerkannt; kein andrer Dichter ist so viel übersetzt, gelesen und allgemein bewundert worden, als Guarini, der auch in Frankreich, bis auf den Cid des Corneille, als ein hohes Urbild galt. Als Drama war das Werk nicht geeignet, einen Weg zu bahnen und eine Bühne zu gründen, mag als solches auch an sich mangelhaft erscheinen, dagegen die lyrische Poesie der Italiener wohl nirgends einen kühnern Aufschwung genommen hat, als in einigen Chören und andern Stellen dieses Gedichts. Ueber das Tändelnde in den Gedanken der romantischen Liebesdichter, über die sogenannten Concetti's habe ich schon beim Tasso geredet. Aus eben den Gründen lassen sie sich im Allgemeinen beim Guarini erklären und rechtfertigen; einzelne Stellen ausgenommen, die nicht mehr natürlich tändelnd, und kindlich spielend, sondern schon gekünstelt und weniger glücklich sind. Guarini hat Stel-

len, welche in dem edeln und ernsten Stil eines großen Dichters des Alterthums nicht unwürdig wären; aber er steht schon an der Gränze des edlen Stils und eines üppigen Geschmacks, dessen ganze Fülle sich im Marino findet, der Alles, was Ovid oder die Liebesdichter der Alten Weichliches und Ueppiges darbieten, mit dem Spielenden, was Petrarka, Tasso, Guarini hie und da darbieten, zusammengeschmolzen, und wie in ein weitläuftiges Meer von poetischen Süßigkeiten durch einander gerührt hat, die dem Geschmack um so mehr widerstehen müssen, da seine Tändeleien nicht mehr Natur, und dem eignen Gefühl entquollen, sondern meistentheils nachgekünstelt sind.

Dieses Ende nahm die ältere Poesie der Italiener, indem sie in den erotischen Dichtungen der Alten einen falschen Vereinigungspunkt zwischen der Mythologie, der Kunst und dem Stil der Alten, und dem in der romantischen Poesie herrschenden Liebesgefühl gefunden zu haben wähnte.

Viel länger und glücklicher erhielt und entwickelte sich die spanische Poesie und Literatur in ihrem abgesonderten Dasein. Die Nachahmung des Antiken konnte hier weniger die Oberhand, und einen allgemeinen schädlichen Einfluß gewinnen, weil das Nationalgefühl zu lebendig und zu mächtig wirkte. Dieß lenkte auch die Poesie hin auf die Gegenwart; der Roman erreichte in Spanien eine Vortrefflichkeit wie bei keiner Nation; die Bühne einen fast unübersehlichen Reichthum, und eine durchaus eigenthümliche Gestalt und Form.

In der Poesie hat die spanische Sprache eigentlich keine Zeit aufzuweisen, welche als die vollkommenste und als Norm für die andern gelten könnte, denn obwohl man in spätern Zeiten oft Ursache fand, an den Garcilaso und einige ältere Dichter als classisch in der Sprache zu erinnern, so war dieß doch nur in einem sehr eingeschränkten Sinne gegründet. Die

Dichtersprache der Spanier blieb eigentlich immer ganz frei; zu viel Kunst und Poesie ist oft darin verschwendet worden, aber einer anerkannten Regel, die der herrschenden Sylbenmaaße ausgenommen, war sie nie unterworfen. Dieß ist um so auffallender, da im Gegentheil die Prosa der Spanier schon von frühern Zeiten an auf das regelmäßigste gebildet und auf das strengste bestimmt war; die schärfste Präcision ist ihr so zur andern Natur geworden, daß während die Prosa in andern Sprachen gewöhnlich aus Nachlässigkeit verworren wird, die spanische Prosa nur vor dem einzigen Fehler sich zu hüten hat, daß sie nicht aus allzu großer Genauigkeit und Schärfe in das Spitzfindige fällt; jene Eigenschaft, welche sie mit dem eignen Namen der Ahudeza bezeichnen. Doch dieser Fehler findet sich bei den besten Schriftstellern und Darstellern nicht, unter denen Cervantes anerkannt der erste und vollkommenste ist, in welchem die Prosa der Spanier ihren Gipfel der Vollendung erreichte, und eine Norm geblieben ist, wie die Dichtersprache in Spanien keine solche hatte; eine Freiheit, welche der lebendigen Bewegung und Entfaltung ihrer reichen und erfinderischen Phantasie vielleicht sehr günstig war.

Der Roman des Cervantes verdient seinen Ruhm und die Bewunderung aller Nationen von Europa, die er nun schon seit zwei Jahrhunderten genießt, nicht bloß durch den edeln Stil und die Vollkommenheit der Darstellung; nicht bloß dadurch, daß dieses unter allen Werken des Witzes das reichste an Erfindung und Geist ist, sondern auch als lebendiges und ganz episches Gemälde des spanischen Lebens und eigenthümlichen Charakters. Darum hat es auch einen immer neubleibenden Reiz und Werth, während so viele Nachahmungen desselben in Spanien selbst, in Frankreich und in England schon ganz veraltet und vergessen sind, oder auf dem besten

Wege es bald zu werden. Was ich schon bei einer andern Gelegenheit von poetischen Werken des Witzes sagte, daß der Dichter in dieser Gattung um so mehr durch eine reiche Mitgabe von Poesie in den Nebenwerken, in der Darstellung, in der Form und Sprache seinen Beruf, und sein Recht an alle Freiheiten, die er sich übrigens nimmt, bewähren müsse, das findet hier seine volle Anwendung. Daher auch diejenigen unstreitig sehr Unrecht haben, welche aus dem Roman des Cervantes nur die reine Satire herausfondern, die Poesie aber bei Seite lassen wollen. Freilich ist diese letztere nicht immer so ganz nach dem Geschmack andrer Nationen, weil sie eben durchaus im spanischen Geiste ist. Wer aber in diesen sich zu versetzen, und ihn mit zu empfinden weiß, der wird finden, daß Scherz und Ernst, Witz und Poesie in diesem reichen Lebensgemälde grade auf das glücklichste vereinigt sind, und Eines durch das Andre erst recht ihren vollen Werth erhalten. Die übrigen Werke in Prosa von Cervantes, in schon bekannten Gattungen, ein Schäfer-Roman, die Novellen, ein Pilger-Roman, den er zuletzt schrieb, theilen mehr oder minder die Vorzüge des Stils und der Erfindung mit dem Don Quixote, erhalten ihren Werth vorzüglich aber doch nur durch ihre Beziehung auf dieses Werk, das einzig in seiner Art, um so unnachahmlicher erscheint, je mehr es nachgeahmt worden. Es ist dieses Werk eine der spanischen Literatur ganz einzige Zierde, und mit Recht können die Spanier auf einen Roman stolz sein, der so ganz ein allgemeines Nationalwerk ist, wie keine andere Literatur einen ähnlichen besitzt, der als das reichste Gemälde des Lebens, der Sitten und des Geistes der Nation, beinahe einem epischen Gedichte verglichen werden könnte.

Zwölfte Vorlesung.

Vom Roman. Dramatische Poesie der Spanier. Spenser, Shakspeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV., und französisches Trauerspiel.

Der Roman des Cervantes ist, seiner hohen inneren Vortrefflichkeit ungeachtet, ein gefährliches und irreleitendes Beispiel der Nachahmung für die andern Nationen geworden. Der Don Quixote, dieses Werk von einer in seiner Art einzigen Erfindung, hat die ganze Gattung der neueren Romane mit veranlaßt, und eine Anzahl von mißlungenen Versuchen, eine prosaische Darstellung der wirklichen Gegenwart zur Poesie zu erheben, bei Franzosen, Engländern und Deutschen hervorgebracht. Das Genie des Cervantes abgerechnet, dem wohl einiges frei stand, was einem Andern zur Nachfolge nicht zu rathen wäre; so waren auch die Verhältnisse, unter denen er in Prosa darstellte und dichtete, ungleich günstiger, als die seiner Nachfolger. Das wirkliche Leben in Spanien war damals noch mehr ritterlich und romantisch, als in sonst irgend einem Lande in Europa. Selbst der Mangel an einer allzu streng vervollkommneten bürgerlichen Ordnung, das freiere und wildere Leben in den Provinzen konnte für die Poesie günstiger sein.

In allen diesen Versuchen, die spanische Wirklichkeit durch Witz und Abenteuer, oder durch Geist und Gefühlserregung zu einer Gattung der Dichtkunst zu erheben, sehen wir die Verfasser immer auf irgend eine Weise eine poetische Ferne suchen; sei es nun in dem Künstlerleben des südlichen Italiens wie oft in den deutschen Romanen, oder in den amerikanischen Wäldern und Wildnissen, was vielfältig bei den Ausländern versucht worden. Ja, wenn auch die Begebenheit ganz im Lande und in der Sphäre des einheimischen bürgerlichen Lebens spielt, immer strebt die Darstellung, so lange sie noch Darstellung bleibt, und nicht bloß in ein Gedankenspiel der Laune, des Witzes und des Gefühls sich auflöst, auf irgend eine Weise aus der beengenden Wirklichkeit sich herauszuarbeiten, und irgend eine Oeffnung, einen Eingang zu gewinnen in ein Gebiet, wo die Phantasie sich freier bewegen kann; wären es auch nur Reiseabenteuer, Zweikämpfe, Entführungen, eine Räuberbande oder die Ereignisse und Verhältnisse einer fahrenden Schauspielergesellschaft.

Der Begriff des Romantischen in diesen Romanen, selbst in vielen der bessern und berühmtesten, fällt meistens ganz zusammen mit dem Polizeiwidrigen. Ich erinnere mich hierbei der Aeußerung eines berühmten Denkers, welcher der Meinung war, daß bei einer durchaus vollkommenen Polizei, (wenn der Handelsstaat völlig geschlossen, und selbst der Paß der Reisenden mit einer ausführlichen Biographie und einem treuen Portraitgemälde versehen sein wird) ein Roman schlechtweg unmöglich sein würde, weil alsdann gar nichts im wirklichen Leben vorkommen könnte, was dazu irgend Veranlassung, oder einen wahrscheinlichen Stoff darbieten würde. Eine Ansicht, welche an sich sonderbar, doch in Beziehung auf jene verfehlte Gattung nicht ohne Grund ist.

Das wahre und richtige Verhältniß der Poesie zur Gegenwart und zur Vergangenheit zu bestimmen, ist eine Frage, welche die eigentlichen Tiefen und das innere Wesen der Kunst betrifft. Ueberhaupt wird in unseren Theorieen, außer einigen ganz allgemeinen, gehaltleeren und fast durchgehends falschen Ansichten und Definitionen über die Kunst und das Schöne an sich, meistens nur von den Formen der Poesie gehandelt, welche zu kennen allerdings nothwendig, aber doch bei weitem nicht zureichend ist. Eine Theorie von dem der Dichtkunst angemessenen Inhalt giebt es noch kaum, ungeachtet eine solche für ihre Beziehung auf das Leben doch ungleich wichtiger wäre. Ich habe mich in den gegenwärtigen Vorträgen bemüht, diese Lücke auszufüllen, und eine solche Theorie zu geben, überall, wo sich die Gelegenheit dazu darbot.

Was die Darstellung des Wirklichen in der Poesie betrifft, so ist vor allen Dingen zu erinnern, daß das Wirkliche nicht deswegen als ungünstig, schwierig oder verwerflich für die poetische Darstellung erscheint, weil es an sich immer gemein und schlechter wäre, als das Vergangene. Es ist wahr, das Gemeine und Unpoetische tritt in der Nähe und Gegenwart allerdings stärker und herrschender hervor; in der Ferne und Vergangenheit, wo nur die großen Gestalten hell erscheinen, verliert es sich mehr in den Hintergrund. Aber diese Schwierigkeit könnte ein wahrer Dichter wohl besiegen, dessen Kunst oft eben darin sich zeigt, das, was als das Gewöhnlichste und Alltäglichste gilt, indem er eine höhere Bedeutung und einen tiefern Sinn heraus fühlt oder ahnend hinein legt, durchaus neu und in einem dichterischen Lichte verklärt erscheinen zu lassen. Beengend aber, bindend und beschränkend ist die Deutlichkeit der Gegenwart jederzeit für die Phantasie; und wenn man dieser im Stoff unnützerweise so enge Fesseln

anlegt, so ist zu besorgen, daß sie sich nur von einer andern Seite in Rücksicht der Sprache und Darstellung desto mehr dafür entschädigen werde.

Um meine Ansicht über diesen Punkt auf dem kürzesten Wege deutlich zu machen, erinnere ich an das, was ich über die religiösen und christlichen Gegenstände schon mehrmals bemerkte. Die übersinnliche Welt, die Gottheit und die reinen Geister können im Ganzen nicht geradezu dargestellt werden; die Natur und die Menschheit sind die eigentlichen und nächsten Gegenstände der Poesie. Aber jene höhere und geistige Welt kann überall in diesen irdischen Stoff eingehüllt sein und aus ihm hervorschimmern. Eben so ist auch die indirecte Vorstellung der Wirklichkeit und Gegenwart die beste und angemessenste. Die schönste Blüthe des jugendlichen Lebens und der höchste Schwung der Leidenschaft, die reiche Fülle einer klaren Weltanschauung, lassen sich leicht in die weiter oder enger umgränzte Vergangenheit und Sage einer Nation verlegen, gewinnen da einen ungleich freiern Spielraum und erscheinen in reinerem Lichte. Der älteste Dichter der Vergangenheit, welchen wir kennen, Homer, ist zugleich ein Darsteller der lebendigsten und frischesten Gegenwart. Jeder wahre Dichter stellt in der Vorzeit zugleich sein eigenes Zeitalter, ja im gewissen Sinne sich selbst mit dar. Dieses scheint mir durchaus das Rechte, und das wahre Verhältniß der Poesie zur Zeit folgendes zu sein. An und für sich soll sie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darstellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag sie dieß nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und diesen findet sie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemälde derselben trägt sie aber den ganzen Reichthum der Gegenwart,

so weit dieselbe dichterisch ist, hinein, und indem sie das Räthsel der Welterscheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflösung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberspiegel ahnen läßt, greift sie selbst in die Zukunft ein, und bewährt sich so, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, vereinend, als wahrhaft sinnliche Darstellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit. Auch im philosophischen Sinne ist das Ewige ja keine Abwesenheit und bloße Negation der Zeit, sondern vielmehr ihre ganze ungetheilte Fülle, in der alle Elemente derselben vereint sind, wo das Vergangene wieder neu und gegenwärtig wird, das Leben der Gegenwart aber zugleich eine Fülle der Hoffnung und eine reiche Zukunft schon jetzt in sich trägt.

Wenn ich im Ganzen die indirecte Darstellung der Wirklichkeit für die der Poesie angemessene halte, so soll dieß keineswegs ein Verwerfungs-Urtheil über alle Dichterwerke aussprechen, welche den entgegengesetzten Weg wählten. Man muß den Künstler von seinen Werken zu unterscheiden wissen. Der wahre Dichter bewährt sich auch auf dem falschen Wege und auch in solchen Werken, die ihrer ursprünglichen Anlage nach nicht vollkommen gelingen konnten. Milton und Klopstock werden als große Dichter geehrt, obgleich es wohl nicht geläugnet werden kann, daß sie sich selbst eine Aufgabe gesetzt haben, die eigentlich unauflöslich war.

So darf auch dem Richardson, der noch auf anderem Wege, als die Nachahmer des Cervantes die moderne Wirklichkeit zur Poesie zu erheben versuchte, ein großes Talent der Darstellung nicht abgesprochen und ein hohes Streben nicht deßhalb in ihm verkannt werden, weil dieses Streben auf einem solchen Wege, das Ziel ganz zu erreichen, nicht vermochte.

Eben so vortrefflich und ungleich reicher als in der Gat-

tung des Romans, zeigt sich die spanische Dichtkunst auf der Bühne. Die lyrische Gefühls=Poesie ist die Frucht einer einsamen Liebe und Begeisterung; ja wenn sie auch nicht auf sich allein und die nächsten Gegenstände ihrer Umgebung beschränkt, nun öffentlich hervortritt, das Zeitalter und die Nation ergreifend, so ward sie doch in der Einsamkeit empfangen. Die heroische Poesie aber setzt eine Nation voraus, eine solche, die es wahrhaft ist, oder die es war; eine Nation, die eine Erinnerung hat, eine große Vergangenheit, eine Sage, eine ursprünglich poetische Denkart und Ansicht, eine Mythologie. Beide, die lyrische sowohl als die epische Poesie, gehören noch mehr der Natur als der Kunst an. Die dramatische Dichtkunst aber eignet dem Staat und dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, erfordert daher auch einen großen Mittelpunkt desselben zum Schauplatze ihrer Entwicklung. Es ist wenigstens dieses das natürlichere und auch das günstigere Verhältniß; wie sehr auch in der Folge Kunstschulen in kleineren Wirkungskreisen mit den großen Hauptstädten, dem ersten Sitz der dramatischen Kunst, wetteifern oder dieselben sogar übertreffen mögen. Schon daraus ist es begreiflich, daß die Bühne zu Madrid, London und Paris mehr als ein Jahrhundert glänzend, jede in ihrer Art bis zur Vollkommenheit ausgebildet, und fast bis zum Ueberfluß reich waren, ehe in Italien und Deutschland ein eigentliches Theater entstehen und sich entwickeln konnte. Denn obwohl Rom von Alters her die Hauptstadt der Kirche, Wien seit dem funfzehnten Jahrhundert der Sitz des deutschen Kaiserthums gewesen, so waren doch beide nicht in dem Maaße Mittelpunkt ihrer Nation, wie die genannten drei Hauptstädte im westlichen Europa.

So wie die spanische Monarchie bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die größte und glänzendste in Europa,

der spanische Nationalgeist der entwickeltste war, so stand auch die Bühne zu Madrid, der lebendige Spiegel des Nationallebens, am frühesten in reichem Flor. Diesen Reichthum und die Fülle der Erfindung hat das übrige Europa immer anerkannt, weniger die eigentliche Form und Bedeutung, den wahren Sinn und Geist dieses spanischen Schauspiels. Hätte es auch nur den Vorzug, daß es durchaus romantisch ist, so würde es schon dadurch sehr merkwürdig, es würde lehrreich sein, an diesem Beispiele zu sehen, welche Art von dramatischer Dichtkunst denn aus der Ritter-Poesie überhaupt, aus der dem neueren Europa und dem Mittelalter eigenthümlichen Richtung der Phantasie hervorgehen könne. Das Theater keiner andern neuern Nation kann dafür so gut zum Beispiel dienen, als das spanische, welches ganz frei blieb von allem Einfluß und aller Nachahmung der Alten; während Italiener und Franzosen bei der Ausbildung ihres Theaters vorzüglich von dem Gedanken ausgegangen sind, das Trauerspiel und das Lustspiel der Griechen in seiner Reinheit wieder herzustellen, und dieses Vorbild, wenn auch nur mittelst des Seneca oder älterer französischer Stücke, selbst auf das englische Drama einen sehr entscheidenden Einfluß gehabt hat.

Betrachten wir die spanische Bühne in ihrem ersten berühmten Meister und Beherrscher, dem Lope de Vega, so würden jene allgemeinen Vorzüge uns doch nur in einem trüben Lichte erscheinen, und wir im Ganzen keine sehr hohe Meinung von der Vortrefflichkeit des spanischen Drama's fassen können; so flüchtig und oberflächlich sind seine zahllosen Schauspiele entworfen und ausgeführt. Wie in den lyrischen Gedichten eines Sängers, so herrscht auch wohl unter den dramatischen Werken eines Künstlers eine gewisse Gleichförmigkeit und darf darin herrschen, welche dann die Hervorbringungen

sehr erleichtert und ihre Zahl vervielfältiget. Es liegt den dramatischen Werken nicht nur eines Dichters, sondern auch wohl eines ganzen Zeitalters, einer gesammten Nation, oft überhaupt eine gemeinsame Idee zum Grunde, welche in allen eigentlich dieselbe ist, nur daß sie in jedem einzelnen Werke anders anfgefaßt, und von einer andern Seite dargestellt wird; wie eben so viele Variationen eines Thema's, oder verschiedene Auflösungen einer und derselben Aufgabe. Hat nun der Dichter diese Idee ganz klar gefaßt, sich die Form bestimmt, wie er sie für seine Idee und für seine Bühne bedarf, ist er der Sprache und der äußern Erscheinung Meister, so kann es alsdann leicht geschehen, daß er eine große Zahl von Werken hervorbringt, sogar in sehr kunstreicher Form, ohne daß Plan und Ausführung deßfalls vernachlässigt zu sein brauchten. So haben die großen Trauerspieldichter der Alten hundert und mehr Dramen vollendet. Aber dessenungeachtet überschreitet die Zahl der Lopeschen Schauspiele, wie man dieselbe auch berechnen mag, alle Grenzen der erlaubten dramatischen Fruchtbarkeit. Er hat diese große Menge von Werken wohl größtentheils nicht sowohl ausarbeiten können, als hinwerfen und improvisiren müssen. Ich will zugeben, daß Lope unter den dramatischen Geschwindschreibern und Vielschreibern aller Nationen bis auf die neuesten Zeiten, der Erste und noch am meisten ein Dichter sei, durch den Reichthum der Erfindung, den Glanz der Darstellung und durch die dichterische Sprache und feurige Einbildungskraft; welche letztere Vorzüge in der Poesie seiner Nation so allgemein verbreitet, daß sie kaum noch als besondere anzusehen und zu loben sind. An und für sich ist diese dramatische Geschwindschreibung auch mit Lope's Talent und Phantasie keineswegs zu billigen, weder von Seiten der Kunst, noch in moralischer Hinsicht. Eine Kraft der Ordnung

und ein strenges Gesetz ist für die Bühne um so nothwendiger, da keine andere Gattung der Vernachlässigung und der Verwilderug in dem Maaße ausgesetzt ist, in keiner andern Gattung es so leicht dahin kommt, daß der Dichter und das Publikum sich gegenseitig irre leiten und verderben. Wie leicht der dramatische Dichter von Genie, wie Lope, sein Zeitalter über alle Grenzen hinwegreißen kann, wie leicht er selbst ohne glänzende Eigenschaften durch die bloße Routine und einigen leidenschaftlichen Effect das Publikum dahin bringt, daß es alle andern höhern Forderungen und Begriffe vergißt, davon sind die Beispiele zu häufig, als daß sie angeführt werden dürften. Auf der andern Seite aber ist der theatralische Beifall für die Eitelkeit des Dichters unter allen Erregungsmitteln das stärkste und berauschendste. Das Publikum selbst ist es meistens, welches einen dramatischen Lieblingsdichter erst in seinen Unarten recht bestärkt, und ihn dahin bringt, daß er sich ihnen für immer ohne Maaß und Ziel überläßt. Diesen Hang zur demagogischen Verwilderung und zur Anarchie haben schon die Alten an der dramatischen Gattung, die doch bei ihnen so vollkommen ausgebildet war, frühzeitig wahrgenommen und ihr oft vorgeworfen.

Wie sehr man auch von der andern Seite das Improvisiren für die Volkspoesie oder sonst in irgend einer andern Sphäre in Schutz nehmen mag; auf das Drama ist dieses nicht anwendbar. Nur als Kunst kann dasselbe gedeihen; und dürfte auch die Ausführung schnell geschehen und dennoch gelingen, so muß der Plan wenigstens sehr durchdacht sein und mit Besonnenheit entworfen; sonst wird die Bühne auf das Beste uns nichts zeigen, als nur die flüchtige Erscheinung des Lebens und seiner Verwicklungen und Leidenschaften, die glänzende Oberfläche desselben, ohne tiefern Sinn und Gehalt.

Auf dieser niedrigsten Stufe der dramatischen Kunst steht Lope, und manche andere der gewöhnlicheren spanischen Schauspieldichter; auch so noch in dichterischem Glanz strahlend, wenn wir ihre Hervorbringungen mit dem ungleich tieferen Verfall der Bühne bei andern Nationen vergleichen, an sich aber den höheren Forderungen kein Genüge leistend. Wie selten diese bei Einzelnen und bei ganzen Nationen deutlich und allgemein herrschend werden, davon giebt es vielleicht kein aufallenderes Beispiel, als daß so vielen Lope und Calderon als Dichter von ungefähr gleicher Art erscheinen, da doch eine unermeßliche Kluft des Unterschiedes beide trennt. Will man überhaupt den Geist des spanischen Schauspiels erfassen, so muß man es nur in seiner Vollendung, im Calderon betrachten, dem letzten und größten aller spanischen Dichter.

Vor ihm war Verwilderung auf der einen, Künstelei auf der andern Seite, oft beides zusammen in der spanischen Poesie allgemein herrschend. Lope's übles Beispiel blieb nicht bloß auf das Drama eingeschränkt. Durch den theatralischen Beifall berauscht hatte er, wie andere poetische Vielschreiber, die Eitelkeit, in allen Gattungen sich versuchen und glänzen zu wollen, auch in denen, zu welchen er durchaus kein Talent besaß. Nicht zufrieden auf der Bühne für den Ersten zu gelten, wollte er daneben kunstreiche Romane wie Cervantes, Ritter- und Heldengedichte wie Ariost und Tasso hervorbringen, wodurch denn seine nachlässig schlechte und wilde Manier auch außerhalb des Theaters sich verbreitete; während Gongora und Quevedo die Künstelei in Ausdruck und Sprache auf die äußerste Spitze trieben. Ein solches Verderben erlebte Calderon, ja er ward darin geboren und mußte die Poesie seiner Nation aus diesem Chaos erst erretten, um sie von neuem geadelt,

verklärt und verherrlicht in den Flammen der Liebe, ihrem höchsten Ziele zuzuführen.

Es ist dieser Gang der spanischen Poesie, daß sie gerade nach den Zeiten der äußersten Verwilderung und falschen Künstelei wieder den höchsten Gipfel der wahren Kunst erreicht, und mit dem hellsten Glanz blühender Schönheit ein Ende genommen hat, an und für sich merkwürdig. Es ist berichtigend für die gewöhnliche Meinung und Theorie von dem nothwendigen Kreisgange der Kunst, und es mag besonders auch in Anwendung auf die Literatur und Poesie unsers Zeitalters, und unserer Nation lehrreich erscheinen, daß so aus der Tiefe üppiger Entartung und todter Künstelei, die Phantasie und Dichtung damals in Spanien, in neuem Lichte strahlend, wieder geboren und verjüngt wie der Phönix aus der eigenen Asche emporsteigen konnte.

Um aber den Geist des spanischen Schauspiels, wie er vollendet im Calderon erscheint, darzustellen, ist es nöthig mit einigen Worten das eigentliche Wesen der dramatischen Dichtkunst überhaupt nach der mir eigenthümlichen Ansicht zu berühren. Nur für die erste und niedrigste Stufe derselben kann ich diejenigen Darstellungeu gelten lassen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erscheinung des reichen Weltgemäldes ergriffen und uns gegeben wird. So ist es, wäre auch der höchste Schwung der Leidenschaft im Trauerspiel, die Blüthe aller gesellschaftlichen Bildung und Verfeinerung im Lustspiel durch die Darstellung erreicht worden, so lange das Ganze nur bei der äußern Erscheinung stehen bleibt, und diese bloß perspectivisch und zweckmäßig als Gemälde für das Auge und leidenschaftliche Mitgefühl hingestellt wird. Die zweite Stufe der Kunst ist die, wo in den dramatischen Darstellungen nebst der Leidenschaft und der malerischen

Erscheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrscht und sich ausspricht; eine bis in das Innere eingreifende Charakteristik nicht bloß des Einzelnen, sondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannigfaltigkeit, in ihren Widersprüchen und seltsamen Verwicklungen, wo der Mensch und sein Dasein, dieses vielverschlungene Räthsel, als solches, als Räthsel, dargestellt wird. Wäre dieses Bedeutende und tief Charakteristische der einzige Zweck der dramatischen Dichtkunst, so würde Shakspeare nicht nur der Erste von allen in dieser Kunst zu nennen, sondern es würde kaum irgend ein andrer Alter oder Neuer auch nur von ferne ihm darin zu vergleichen sein. Es hat aber meines Erachtens die dramatische Dichtkunst allerdings noch ein anderes und höheres Ziel. Sie soll das Räthsel des Daseins nicht bloß darlegen, sondern auch lösen, sie soll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieselbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entscheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darstellung ein in die Zukunft, und stellt uns die Geheimnisse des innern Menschen vor Augen. Es ist dieß freilich noch ganz etwas andres, als was man gewöhnlich die Katastrophe im Trauerspiel nennt. Es giebt viele berühmte dramatische Werke, denen diese letzte Auflösung, die hier gemeint ist, ganz fehlt, oder die doch nur die äußere Form davon haben, ohne das innere Wesen und den Geist. Ich erinnere hier der Kürze wegen an die drei Welten des Dante, wie er uns eine Reihe von lebendigen Naturen kraftvoll vorführt, in dem Abgrund des Verderbens, dann durch die mittleren Stufen hindurch, wo Hoffnung mit Leiden gemischt ist, bis zu dem höchsten Zustande der Verklärung. Dieß ist ganz anwendbar auf das Drama, und in diesem Sinne könnte Dante ein dramatischer Dichter genannt werden, nur daß er bloß eine

ganze Reihe von Katastrophen giebt, ohne die vorhergegangene Entwicklung, die er wenigstens nur kurz andeutet oder willkürlich voraussetzt. Nach jener dreifachen Auflösung menschlicher Schicksale giebt es auch dreierlei Arten der hohen, ernsten, dramatischen Darstellung; welche nicht bloß die Erscheinung des Lebens auffaßt und wiedergiebt, sondern auch den tiefern Sinn und Geist, und es bis zum Ziele seiner Entwicklung hindurchführt. Dreierlei Hauptarten, je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabstürzt, oder das Ganze mit einer gemischten Befriedigung und Versöhnung noch halb schmerzlich schließt, oder wenn aus allem Tod und Leiden ein neues Leben, und die Verklärung des innern Menschen herbeigeführt wird. Dasjenige Drama, welches auf den vollkommenen Untergang des Helden angelegt ist, deutlich zu machen, darf ich unter den Trauerspielen der Neuern nur an Wallenstein, Macbeth und den Faust der Volkssage erinnern. Die alte Kunst neigt sich mit entschiedener Vorliebe zu diesem ganz tragischen Ausgange, ihrer Ansicht von einem furchtbar vorherbestimmenden Schicksale gemäß. Doch ist ein solches Trauerspiel um so vortrefflicher vielleicht, je mehr der Untergang nicht durch ein äußeres, willkürlich von oben so bestimmtes Schicksal herbeigeführt wird, sondern es ein innerer Abgrund ist, in welchen der Held stufenweise hinunter stürzt, indem er nicht ohne Freiheit und durch eigne Schuld untergeht, wie jene zuvorgenannten.

Dieß ist die, bei den Alten im Ganzen herrschende Gattung; doch finden sich auch herrliche Beispiele von jener Auflösung des Trauerspiels, welche ich die mittlere oder die Versöhnung nennen würde, gerade bei den zwei größten unter den tragischen Dichtern. So beschließt Aeschylus, nachdem er uns in dem Tod des Agamemnon und in der Rachethat des Ore-

ſtes den ganzen Abgrund aller Leiden und Verbrechen eröffnet hat, in den Eumeniden das große Gemälde mit dem verſöhnenden Gefühl der endlichen Losſprechung des Unglücklichen, durch einen milderen Götterſpruch. Sophokles, nachdem er uns die Verblendung und den Fall des Oedipus, den ſchrecklichen Untergang und wechſelſeitigen Brudermord ſeiner Söhne, das lange Leiden des blinden Greiſes und ſeiner getreuen Pflegerin und Tochter dargeſtellt, weiß uns den Tod deſſelben wie einen Hingang zu den verſöhnenden Göttern in ſo verſchönerndem Lichte zu zeigen, daß er uns nur das Gefühl einer ſanften, mehr wehmüthigen als ſchmerzlichen Rührung hinterläßt. Auflöſungen dieſer Art ſind auch ſonſt bei den Alten und bei den Neuern häufig; nur ſelten ſo groß und ſchön, wie die angeführten.

Die dritte Weiſe der dramatiſchen Auflöſung, welche aus dem äußerſten Leiden eine geiſtige Verklärung in ihrer Darſtellung hervor gehen läßt, iſt die dem chriſtlichen Dichter vorzüglich angemeſſene und in dieſer iſt Calderon unter allen der erſte und größte. Ich berufe mich, für den Begriff der Sache ſelbſt, unter der reichen Menge nur auf die Andacht zum Kreuze und den ſtandhaften Prinzen. Es liegt aber dieſes Chriſtliche nicht in den Gegenſtänden, ſondern in der eigenthümlichen Gefühls- uud Behandlungsweiſe, welche bei Calderon durchaus die allgemein herrſchende iſt. Auch da, wo der Stoff keine Veranlaſſung darbot, aus Tod und Leiden ein neues Leben vollſtändig ſich entwickeln zu laſſen, iſt doch alles im Geiſte dieſer chriſtlichen Liebe und Verklärung gedacht, alles in ihrem Lichte geſehen, in ihren himmliſch glänzenden Farben gemalt. Calderon iſt unter allen Verhältniſſen und Umſtänden, und unter allen andern dramatiſchen Dichtern vor-

zugsweise der christliche, und eben darum auch der am meisten romantische.

Da die spanische Dichtkunst überhaupt ohne allen fremdartigen Einfluß und durchaus rein romanisch geblieben ist, da die christliche Ritterpoesie des Mittelalters dieser Nation am längsten bis in die Zeiten der neuern Bildung fortgedauert, und die kunstreichste Form erlangt hat, so ist hier wohl der rechte Ort, das Wesen des Romantischen überhaupt zu bestimmen. Es beruht allein auf dem mit dem Christenthum und durch dasselbe auch in der Poesie herrschenden Liebesgefühl, in welchem selbst das Leiden nur als Mittel der Verklärung erscheint, der tragische Ernst der alten Götterlehre und heidnischen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Phantasie sich auflöst, und dann auch unter den äußern Formen der Darstellung und der Sprache solche gewählt werden, welche jenem inneren Liebesgefühl und Spiel der Phantasie entsprechen. In diesem Sinne, da das Romantische bloß die eigenthümlich christliche Schönheit und Poesie bezeichnet, sollte wohl alle Poesie romantisch sein. In der That streitet auch das Romantische an sich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homerischen Gesänge sind durchaus romantisch; so auch alles, was in indischen, persischen und andern alten orientalischen oder europäischen Gedichten wahrhaft poetisch ist. Wo irgend das höchste Leben mit Gefühl und ahnungsvoller Begeisterung in seiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargestellt ist, da regen sich einzelne Anklänge wenigstens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freilich erst im Christenthum finden. Auch in den Tragikern der Alten sind die Anklänge dieses Gefühls ausgestreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen finstern und dunkeln Weltansicht; die

innere Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falschen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunst ist groß und bewundernswerth im Aeschylus und Sophokles, sondern auch die Gesinnung und das Gemüth. Nicht also in den lebendigen, nur in den künstlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieses liebevoll Romantische vermißt. Nicht dem Alten und Antiken, sondern nur dem unter uns fälschlich wieder aufgestellten Antikischen allein, was ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünstelt, ist das Romantische entgegengesetzt: so wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälschlich dadurch zu erreichen sucht, daß es sich ganz an die Gegenwart anschließt, und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie sehr auch die Absicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrschaft der beschränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß zwischen jenen drei Arten von dramatischen Auflösungen und Darstellungen, denen des Untergangs, der Versöhnung und der Verklärung, mancherlei Abstufungen und Mischungen Statt finden können. Nur um den Begriff der höhern dramatischen Kunst deutlich zu machen, welcher nicht bloß bei der äußern Erscheinung und Oberfläche des Daseins stehen bleibt, sondern in das Innere eingreift und bis zum entscheidenden Ziel des Lebens vordringt, mußten die drei Hauptwege der Auflösung, welche oft auch wirklich ganz abgesondert erscheinen, als solche dargestellt werden. Selbst der Gegensatz der Alten und Neuern ist, wie schon erinnert worden, kein vollkommener, sondern beruht nur auf einem Uebergewicht, auf einem Mehr oder Minder. Es möchten sich einzelne Annäherungen selbst zu einer tragischen Darstellung, die in Verklärung endet, bei den Alten finden

lassen, so wie hingegen Trauerspiele des vollkommenen Untergangs bei den Neuern gefunden werden, welche an Kraft denen des Alterthums, wo diese Gattung die herrschende war, vollkommen gleich gesetzt zu werden verdienen.

Da indessen die dramatische Darstellung so in die innersten Tiefen des Gefühls und die verborgenen Geheimnisse des geistigen Lebens eingreift, so ist wohl einleuchtend, daß die Alten in dieser Gattung zwar durch die bewundernswerthe Vollkommenheit, die sie in ihrer Weise erreicht, im Allgemeinen uns ein hohes Vorbild zur Ermunterung und Nachfolge, keineswegs aber im Einzelnen Regel und Beispiel zur Nachahmung sein können. Ueberhaupt kann es im höheren Drama und Trauerspiel keine für alle Nationen gültige Norm geben. Selbst die Gefühlsweise der durch die gemeinsame Religion verbundenen und sich ähnlichen, christlichen Völker ist hier, wo der eigentliche Mittelpunkt des innern Lebens berührt und an das Licht gezogen werden soll, noch zu verschieden, als daß es nicht ganz thöricht wäre, eine allgemeine Uebereinstimmung zu fordern, oder wenn gar eine Nation der andern hierin Gesetze geben wollte. Für das Trauerspiel und höhere Drama wenigstens muß, weil es so ganz mit dem innern Leben und eigenthümlichen Gefühl zusammenhängt, jede Nation sich selbst die Regel geben und ihre Form erfinden.

So bin ich denn auch weit entfernt, das spanische Drama oder den Calderon als Muster der Nachahmung für unsere Bühne ohne Einschränkung zu erkennen oder zu empfehlen; obwohl die hohe Vortrefflichkeit, welche das christliche Trauerspiel und Schauspiel durch diesen großen und göttlichen Meister erreicht hat, jedem, welcher den kühnen Versuch, die Bühne ihrer jetzigen Schmach zu entziehen, wagen wollte, als ein fast unerreichbares Vorbild aus strahlender Ferne vorleuchten muß.

Am wenigsten ist die äußere spanische Form für uns anwendbar. Diese blumenreiche Bilderfülle einer südlichen Phantasie kann wohl da schön gefunden werden, wo ein solcher Ueberfluß Natur ist, aber nachkünsteln läßt er sich nicht. Auf die Schauspiele Calderons von allegorisch-christlichem Inhalt möchte zum Theil anwendbar sein, was ich über die dichterische Darstellung mystischer Gegenstände überhaupt bei mehreren Veranlassungen erinnert habe.

Sollte man an Calderon, als romantischen Dichter, in allen Arten des Drama's etwas aussetzen, so wäre es, daß er uns zu schnell zur Auflösung führt, daß diese oft um so viel mehr wirken würde, wenn er uns länger im Zweifel fest hielte, und wenn er das Räthsel des Lebens öfter mit der Tiefe, wie Shakspeare, charakterisirte, wenn er uns nicht fast immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung versetzte und dauernd darin erhielte. Shakspeare hat den entgegengesetzten Fehler, daß er uns das Räthsel des Daseins, wie ein skeptischer Dichter, allzu oft nur als Räthsel in seiner ganzen Verwirrung und Verwicklung vor Augen stehen läßt, ohne die Auflösung hinzuzufügen. Und wo er auch die Darstellung bis zu dieser hindurchführt, da ist es meistens mehr die alttragische des Untergangs, oder eine gemischte mittlere von halber Befriedigung, äußerst selten aber jene im Calderon herrschende, liebevolle Verklärung. Im Innersten seiner Gefühls- und Behandlungsweise ist Shakspeare mehr ein alter, wenn auch gerade kein griechischer, sondern mehr ein altnordischer Dichter, als ein christlicher. In Einem Stücke wenigstens sollte man das spanische Drama und dessen Form sich zur Regel dienen lassen; ich meine darin, daß auch das Lust- oder überhaupt das bürgerliche Schauspiel dort durchgängig romantisch, und eben dadurch wahrhaft poetisch ist. Ganz

vergeblich sind und bleiben selbst auf der Bühne alle Versuche, die Darstellung der prosaischen Wirklichkeit durch psychologischen Scharfsinn oder bloßen Modewitz zur Poesie zu erheben, und wer irgend eine Gelegenheit hat, was andere Nationen Intriguen- oder Charakterstücke nennen, mit dem romantischen Zauber der Calderonischen oder auch andern spanischen Schauspiele zu vergleichen, der wird kaum Worte finden, um den Abstand dieses poetischen Reichthums mit der Armuth unserer Bühne und besonders mit jenem Wesen, was uns auf derselben für Witz gelten soll, auszudrücken.

Die Poesie der südlichen und katholisch gebliebenen Völker stand im sechszehnten und auch noch im siebzehnten Jahrhundert im genauen Zusammenhang, hatte wenigstens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Protestantismus eine merkliche Unterbrechung, da so, wie er herrschend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zusammenhängende bildliche und sinnbildliche Vorstellungsarten poetische Ueberlieferungen und Sagen verworfen, verkannt und endlich vergessen wurden. So wie aber unter den protestantischen Ländern England in der Verfassung der geistlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen, noch am meisten von der alten Kirche beibehielt, so blühete auch hier die Poesie zuerst wieder in kunstreicher Gestalt und schöner Bildung empor, und zwar ganz sich anschließend an die romantische Weise der südlichen katholischen Völker; Spenser, Shakspeare, Milton bestätigen dieß. Wie sehr Shakspeare das Romantische der alten Ritterzeit und auch die südlicheren Farben der Phantasie in seinen Darstellungen liebte, darf nicht erst erinnert werden; Spenser ist selbst Ritterdichter und er, wie Milton, folgten bestimmten romantischen, besonders italienischen Vorbildern. Je näher die

Literatur uns tritt, je reicher ſie in den neuern Zeiten anwächſt, je nothwendiger wird es mir, meine Betrachtung nur auf ſolche Dichter und Schriftſteller zu beſchränken, welche den Gipfel der Sprache und Geiſtesbildung einer Nation bezeichnen, und welche eben darum auch für das Ganze und für andere Nationen die wichtigſten und lehrreichſten ſind. In der That aber erſchöpfen jene drei größten Dichter, welche England hervorgebracht hat, auch Alles, was in der ältern Epoche ihrer Poeſie, im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, merkwürdig und groß iſt.

Spenſers Rittergedicht, die Königin der Feen, ſchildert uns ganz den romantiſchen Geiſt, wie er noch damals in England unter der Königin Eliſabeth herrſchend war, der jungfräulichen Königin, welche ſich nur allzu gern unter ſolchen mythologiſchen und dichteriſchen Anſpielungen vergöttert ſah. Spenſer iſt maleriſch reich, in ſeinen lyriſchen Gedichten idylliſch ſanft und liebevoll, er athmet überhaupt ganz den Geiſt des alten Minnegeſangs. Nicht bloß in der dichteriſchen Art und Weiſe, ſondern auch in der Sprache iſt er, beſonders den altdeutſchen Rittergedichten und Minneliedern auffallend ähnlich. Es war alſo der Gang der engliſchen Sprache in der Zeitfolge ganz dem der deutſchen entgegengeſetzt. Chaucer im vierzehnten Jahrhundert iſt den deutſchen Knittelverſen des ſechszehnten Jahrhunderts nicht unähnlich. Spenſer dagegen kommt in dieſer ſpätern Zeit an ſanftem Wohllaut und an Weichheit den alten Minneliedern gleich. In jeder ſo ganz aus einer Miſchung hervorgegangenen Sprache, wie die engliſche iſt, liegt ein doppeltes Ideal, je nachdem der Dichter zu dem einen oder dem andern Beſtandtheile ſeiner Sprache ſich hinneigt. Spenſer iſt in der Sprache unter allen engliſchen Dichtern am meiſten deutſch oder germaniſch, ſo wie Milton

hingegen in der Mischung des Englischen vorzüglich dem lateinischen Bestandtheil ganz das Uebergewicht gegeben hat. Nur die Form des Ganzen in Spensers Gedicht ist unglücklich; die von ihm gewählte und dem Ganzen zum Grunde liegende Allegorie ist keine lebendige, wie etwa die, welche in den ältern Rittergedichten vorkömmt, wo ein hoher Begriff vom geistlichen Helden und den Geheimnissen seiner höhern Weihe unter den äußern Abenteuern und sinnbildlichen Geschichten verborgen liegt; es ist eine todte Allegorie, bloße Classification aller Tugendbegriffe einer Sittenlehre, kurz eine solche, die man nicht unter der geschichtlichen Hülle errathen und ahnen würde, wenn die Erklärung nicht in dürren Worten hinzugefügt wäre.

Die Bewunderung Shakspeare's, der sich in seinen lyrischen und idyllischen Gedichten ganz an dieses Vorbild anschloß, kann Spensern in unsern Augen noch einen höhern Werth leihen. Hier in dieser Gattung, welche Shakspeare'n für die eigentliche Poesie galt, während er die Bühne, deren er Meister war, nur als eine gemeinere Beschäftigung und Anwendung derselben, wie für den großen Haufen, zu betrachten scheint, lernt man den großen Dichter erst ganz nach der ihm eigenen Gefühlsweise kennen. So wenig ist er, der alle Tiefen der Leidenschaften erschütternd hervorzurufen versteht, und gemeine menschliche Natur, wie sie ist, in ihrer ganzen Gemeinheit mit tiefer Wahrheit und Charakteristik darstellt, selbst ein leidenschaftlich wilder Mensch gewesen, oder roh in seiner Art, daß vielmehr in jenen Gedichten das äußerste Zartgefühl herrschend ist. Eben weil dieses Gefühl so ganz innig und tief ist, und fast bis zum Eigensinn zart, spricht es nur Wenige an. Für das richtigste Verständniß seiner dramatischen Werke sind diese lyrischen aber höchst wichtig. Sie

zeigen uns, daß er in jenen meistens gar nicht darstellte, was ihn selbst ansprach, oder wie er an und für sich war und fühlte, sondern die Welt, wie er sie klar und durch eine große Kluft von sich und seinem tiefen Zartgefühle geschieden vor sich stehen sah. Ganz treu, ohne Schmeichelei und Verschönerung und von einer unübertrefflichen Wahrheit, ist das Weltgemälde, welches er uns aufstellt. Wäre Verstand, Scharfsinn und Tiefsinn der Beobachtung, in so fern sie nothwendig sind, das Leben charakteristisch aufzufassen, die erste unter allen Eigenschaften des Dichters, so würde in dieser schwerlich ein anderer sich ihm gleich stellen können. Andere Dichter haben gestrebt, uns in einen idealischen Zustand der Menschheit wenigstens auf Augenblicke zu versetzen. Er stellt den Menschen in seinem tiefen Verfall, diese all sein Thun und Lassen, sein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Er könnte in dieser Hinsicht nicht selten ein satyrischer Dichter genannt werden und wohl möchte das verworrene Räthsel des Daseins und der menschlichen Erniedrigung, wie er es auffaßt, noch einen ganz andern, bleibenderen und tieferen Eindruck zu machen geeignet sein, als die ganze Schaar jener bloß leidenschaftlich Erbitterten, die man gewöhnlich satyrische Dichter nennt. Dabei aber schimmert im Shakspeare die Erinnerung und der Gedanke an die ursprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menschen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung ist, überall hindurch, und bei jeder Veranlassung bricht das eigene Zartgefühl und der Edelmuth des Dichters in den schönsten Strahlen vaterländischer Begeisterung, hoher Männerfreundschaft oder glühender Liebe hervor.

Aber selbst die jugendliche Liebesgluth erscheint in seinem Romeo nur als eine Begeisterung des Todes, jene ihm eigen-

thümliche, schmerzlich skeptische und herbe Lebensansicht giebt dem Hamlet eben das Räthselhafte, wie bei einer unaufgelösten Dissonanz, und im Lear ist Schmerz und Leiden bis zum Wahnsinn gesteigert. So ist dieser Dichter, der im Aeußern durchaus gemäßigt und besonnen, klar und heiter erscheint, bei dem der Verstand herrschend ist, der überall mit Absicht, ja man möchte sagen mit Kälte, verfährt und darstellt, seinem innersten Gefühl nach der am meisten tief schmerzliche und herb tragische unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit.

Das Schauspiel betrachtete er als eine Sache für das Volk, und behandelte es auch besonders anfangs durchgehens so. Er schloß sich ganz an die Volkskomödie, wie er sie vorfand, schuf die Bühne und bildete sie weiter nach diesem Gedanken und seinem Bedürfniß. Doch führte er selbst in seinen ersten, noch roheren Jugendversuchen in das treuherzige Volksspiel das gigantisch Große und furchtbar Schreckliche, ja das ganz Entsetzliche ein; verschwenderisch auf der andern Seite mit solchen Darstellungen und Ansichten der menschlichen Erniedrigung, welche den gemeinen Zuschauern für Witz galten und noch gelten, während sie in seinem tief schauenden und denkenden Geiste doch mit einem ganz andern Gefühle bitterer Verachtung oder schmerzlicher Theilnahme verbunden waren. Volksspiele und Volkslieder bestimmten viel an der äußern Form seiner Werke; so ganz ohne Kenntniß, wie man, seit Milton ihn als den freien Sohn der Natur gepriesen, immer voraussetzt, war er wohl nicht, noch weniger ohne Kunst; aber freilich waren es für sein inneres Gefühl vorzüglich nur die tiefen Anklänge der Natur, welche es vermochten, dieses abgesonderte, verschlossene, einsame Gemüth zu erregen. Die Stelle, wo er noch am meisten mit den übrigen Menschen zusammenhing, war das Ge-

fühl für seine Nation, deren glorreiche Heldenzeit in den Kriegen gegen Frankreich er aus den treuherzigen alten Chroniken in eine Reihe dramatischer Gemälde übertrug, welche durch das darin herrschende Ruhm- und National-Gefühl sich dem epischen Gedichte nähern.

Es ist eine ganze Welt in Shakspeare's Werken entfaltet. Wer diese einmal in das Auge gefaßt hat, wer in seinen Geist eingedrungen ist, der wird sich schwerlich durch die Form stören lassen, oder durch das, was man über diese, wo man den Geist nicht verstand, gesagt hat. Vielmehr wird er auch die Form in ihrer Art gut und vortrefflich finden, in so fern sie jenem Geiste fast durchaus entspricht, und wie eine angemessene Hülle sich ihm glücklich anschließt. Shakspeare's Poesie ist dem deutschen Geiste sehr verwandt, und er wird von den Deutschen mehr als jeder andere fremde, und ganz wie ein einheimischer Dichter empfunden; in England selbst erzeugt die oberflächliche Aehnlichkeit, welche andere geringere Dichter desselben Landes in der äußern Form mit Shakspeare haben, manche Mißverständnisse. Die Form aber kann, so sehr uns auch die Poesie anspricht, um so weniger für unsre Bühne ausschließendes Vorbild oder Regel sein, da selbst jene dem Shakspeare eigne besondere Gefühlsweise, so wie er sie hat und zu gebrauchen weiß, zwar höchst poetisch, an und für sich aber doch keineswegs die allein gültige, oder dem Ziel der dramatischen Dichtkunst einzig entsprechende ist.

Die heitere Ritterdichtung des Spenser, die freie Lebenspoesie des Shakspeare ward verkannt, verdrängt, ja verfolgt, als der Fanatismus, der unter Elisabeth und nach ihr, nur wie ein verborgnes im Innern zurückgehaltnes Uebel vorhanden gewesen war, nun unter Karl dem Ersten mit einem Male gewaltsam und öffentlich ausbrach, und alles überwältigte und

beherrschte. Vorzüglich war Shakspeare ein Gegenstand des Hasses für die Puritaner, die er freilich auch eben nicht geliebt zu haben scheint, so wie er es noch heut zu Tage für die Methodisten und ähnliche in England so sehr verbreitete Sekten ist. Indessen hat doch auch jene puritanische Zeit einen Dichter hervorgebracht, der mit Recht unter die ersten und merkwürdigsten seiner Nation gezählt wird. Die weltliche und natürliche Poesie ward von den Eiferern für unerlaubt gehalten, die Dichtkunst mußte jetzt ganz auf das Geistliche gerichtet sein, wenn sie dem Geiste der Zeit entsprechen sollte, wie in Miltons immer gleichförmigem Ernst. Sein episches Werk leidet zuerst an den Schwierigkeiten, die allen christlichen Gedichten, welche die Geheimnisse der Religion selbst zum Gegenstande wählen, gemein sind. Auffallend ist, wie er nicht einsah, daß das verlorne Paradies für sich kein Ganzes bilde und nur der erste Akt sei von der christlichen Geschichte des Menschen, wenn er diese einmal mit einem poetischen Auge ansehen und Schöpfung, Sündenfall und Erlösung wie Ein großes Drama betrachten wollte. Allerdings hat er diesen Mangel durch das später hinzugekommene wiedergewonnene Paradies ersetzen wollen; aber dieses ist gegen das große Werk von zu geringem Umfang und Gehalt, als daß es für den Schlußstein desselben gelten könnte. Gegen die katholischen Dichter, Dante und Tasso, die seine Vorbilder waren, stand er als Protestant auch dadurch im Nachtheil, daß er von so manchen sinnbildlichen Vorstellungsarten, Geschichten und Ueberlieferungen, die jenen für ihre Poesie zum reichen Schmuck zu Gebote standen, keinen Gebrauch machen konnte. Er suchte dagegen aus dem Alkoran und Talmud und ihren Fabeln und Allegorien seine Poesie zu bereichern, was einem ernsten christlichen Gedicht dieser Art gewiß nicht angemessen sein kann.

Der Werth dieses epischen Werks liegt daher nicht sowohl in dem Plan des Ganzen, als in einzelnen Schönheiten und Stellen, und demnächst in der Vollkommenheit der höhern dichterischen Sprache. Was dem Milton die allgemeine Bewunderung erworben hat, die er im achtzehnten Jahrhundert fand, das sind die einzelnen Züge und Darstellungen paradiesischer Unschuld und Schönheit, und dann das Gemälde der Hölle und die Charakteristik ihrer Bewohner, die er in einer großen und fast antiken Art wie Giganten des Abgrundes schildert. Ob es für die englische Dichtersprache überhaupt heilsam gewesen, daß sie sich immer mehr auf die lateinische als auf die deutsche Seite hinwandte, daß sie mehr dem Milton als dem Spenser folgte, das könnte an sich sehr bezweifelt werden. Da es aber einmal geschehen ist, so ist Milton allerdings als der größte auch im Stil, und in mancher Rücksicht selbst als Norm für die hohe, ernste engländische Dichtersprache zu betrachten. Doch eine durchaus feste Norm leidet eine so ganz wie die englische aus Mischung entstandene Sprache nicht leicht, da ihre Natur selbst es mit sich bringt, daß sie zwischen zwei entgegengesetzten Extremen wo nicht immer schwanken, doch mit nicht zu beschränkender Freiheit sich hin und her bewegen, und sich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern nähern kann. Den ganzen Reichthum der so kraftvollen englischen Sprache in dieser ihrer Mischung und allen Abstufungen derselben lernt man doch nur aus Shakspeare kennen.

Nach der Zeit der Puritaner-Herrschaft griff eine andere Art von Barbarei in der englischen Literatur und Sprache um sich: die allgemeine Herrschaft des französischen, und zwar eines sehr verdorbenen französischen Geschmacks. Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhob sich mit der wahren Wiederherstellung der Freiheit auch der Geist von neuem; so

sehr hatte aber das Ausländische um sich gegriffen, daß die geschilderten großen, alten Dichter der Nation noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewissermaßen erst wieder entdeckt, und aus der Vergessenheit an das Licht gezogen werden mußten.

Die französische Literatur besaß in den letzten burgundischen Zeiten, unter Franz dem Ersten, und im sechzehnten Jahrhundert einen Reichthum an jenen historischen Denkwürdigkeiten, woran sie zu allen Zeiten sehr ergiebig war; geschichtliche Bekenntnisse oder Gemälde nach dem Leben, welche uns durch die lebhafte Darstellung des Einzelnen, durch die Menge der Züge, die unmittelbar aus der Beobachtung und eignen Anschauung ergriffen sind, ganz in die Sitten, in die gesellschaftlichen Verhältnisse, und überhaupt in den Geist der dargestellten Zeiten versetzen. Auch entwickelte sich jetzt schon das eigenthümliche Talent des geselligen und gesellschaftlichen Vortrags einer leichten Philosophie über die Gegenstände des Lebens. Ich erinnere für beide Gattungen nur an Comines und Montaigne. Die altfranzösische Sprache ist meistens geschwätzig, nachläßig, ja nicht selten verworren im Perioden-Bau, aber es ist mit jener Geschwätzigkeit und Nachläßigkeit, wie beim Montaigne und andern bessern Schriften der alten Zeit, nicht selten etwas Naives, und eine eigne natürliche Anmuth verbunden, die jetzt um so anziehender ist, je strenger nachher die Sprache geregelt worden. Wie wenig aber im Ganzen die französische Sprache im sechzehnten Jahrhundert auch in der Poesie und in den Hervorbringungen des Witzes mit der kunstreichen Ausbildung und dem Stil der benachbarten Sprachen auf der gleichen Stufe stand, wie weit sie noch entfernt war von jenem edlen Geschmack, den sie selbst nachher erreichte, dafür können Marot und Rabelais zum Beweise

dienen, obwohl beide nicht ohne Talent sind. Sieht man überhaupt auf den vernachlässigten, verwilderten, ja in mancher Hinsicht noch barbarischen Zustand der ältern französischen Literatur und Sprache, so kann man die große Veränderung, welche durch die von Richelieu gestiftete Akademie, in beiden bewirkt wurde, im Ganzen nicht anders als nothwendig und wohlthätig in ihren Wirkungen finden. Indessen war es, wie in dem politischen Zustande unter Richelieu, so auch hier allerdings ein eisernes Joch, wodurch der Anarchie auch in der Sprache und Literatur ein Ziel gesetzt wurde. Für ihren nächsten Zweck, die allgemeine Sprachbildung, war dieß Unternehmen mit dem vollkommensten Gelingen und dem glänzendsten Erfolge gekrönt. In der Prosa zeigt sich dieß ganz allgemein; nicht bloß die ersten und berühmten Schriftsteller in der letzten Zeit des siebzehnten Jahrhunderts, man könnte fast sagen, alle zeichnen sich aus durch ein eigenthümliches Gepräge von edlem Stil. Man denke nur an so viele Briefe, Memoiren auch von Frauen, Geschäfts- oder andere Schriften, die gar nicht für den Druck bestimmt waren, und nicht von eigentlichen Schriftstellern herrühren; sie zeichnen sich alle aus durch dieses eigene Gepräge von edlem Geschmack, welcher im achtzehnten Jahrhundert fast ganz verloren ging. Unter den Dichtern aber erreichte Racine in Sprach- und Verskunst eine harmonische Vollendung, wie sie nach meinem Gefühl weder Milton im Englischen, noch auch Virgil im Römischen haben, und die nachher in der französischen Sprache nie wieder erreicht worden ist. Für das Ganze der Poesie hätte man wohl wünschen mögen, daß für die Dichtersprache besonders, neben dieser kunstreichen Vollendung, auch etwas mehr Freiheit übrig gelassen wäre; daß man die altfranzösische Poesie der Ritterzeit, die doch so manches Schöne und Liebliche in Erfindung

und Sprache hervorgebracht, nicht so ganz unbedingt und ohne Ausnahme verworfen, verachtet und vergessen hätte. Man hätte immer, wie ja auch von den Italiänern und andern Nationen geschehen war, einen kunstreichern und ernstern Stil mit dem dichterischen Geist der Ritterzeit verbinden können. Die französische Poesie und die Sprache würde dann etwas mehr von jenem romantischen Schwunge und jener alten Dichterfreiheit erhalten haben, die ihr Voltaire so oft zurück wünscht, und die er ihr auch, obwohl zu spät und nur mit halbem Gelingen, zum Theil wiederzugeben suchte. Doch ein solches Vergessen und gänzliches Verwerfen alles Vorigen, ist von einer jeden großen und alles umfassenden Veränderung auch in der Literatur unzertrennlich. Es war eine Revolution; eben daher blieben auch gleich von Anfang manche innere Widersprüche zurück, und eine stille Opposition gegen die harte Herrschaft, die bald deutlicher hervortrat, als man unter dem Regenten und Ludwig dem Funfzehnten immer mehr nach den verbotenen Früchten der engländischen Freiheit auch in Literatur und Sprache zu gelüsten anfing. Durch die unregelmäßige und zum Theil zweckwidrige Art, wie dieses Gelüsten befriedigt und das Ausländische eingeführt und herrschend gemacht wurde, entstand jene Entartung des Geschmacks unter den genannten Herrschern, die immer höher stieg, bis sie endlich, und zwar noch vor der Revolution, in die wildeste Anarchie ausbrach, die man erst eben jetzt in das gewohnte Geleis zurück gelenkt, und nicht ohne Mühe wieder unter das Joch des alten Gehorsams gebracht hat.

Für die französische Poesie ist die letzte Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das eigentliche blühende und classische Zeitalter. Ronsard im sechzehnten Jahrhundert ist nur der entfernte Vorläufer jener großen Dichter unter Ludwig dem XIV.;

Voltaire im achtzehnten ihr, ihnen nicht mehr ganz gleicher Nachfolger, der, was in der Poesie jenes Zeitalters noch zu fehlen schien, zu ergänzen versuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. Der wesentliche Mangel, welcher die französische Dichtkunst am meisten drückt, ist, daß kein wahrhaft classisches und vollkommen gelungenes, episches Nationalgedicht bei ihnen der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronsard versuchte ein solches, er ist auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Stil ist er voll von falschem Schwulst, wie es oft geht, wenn man sich zuerst und mit einem Male aus der Barbarei herausarbeiten will, daß man in den entgegengesetzten Fehler des allzu Gesuchten, Gelehrten und Gekünstelten verfällt. Unter allen Dichtern, welche bei den Italiänern oder sonst ihre Sprache ganz antikisch haben bilden wollen, ist Ronsard wohl am meisten mit diesem Fehler beladen. Auch die Wahl des Gegenstandes in seiner Franciade kann nicht anders als verfehlt erscheinen. Hätte ein französischer Dichter einen historischen Gegenstand der ältern Nationalgeschichte für ein episches Gedicht erwählt, so hätte dann jene fabelhafte, im Mittelalter aber allgemein verbreitete Herleitung der Franken von den Trojanischen Helden, als Episode, in einem solchen historischen Rittergedichte immer eine Stelle finden mögen. Diese veraltete Sage aber an und für sich zu einer Epopöe ausdehnen zu wollen, war ein ganz unglücklicher Gedanke. Die Thaten und Schicksale des heiligen Ludwig mochten in mancher Hinsicht als der günstigste Gegenstand für ein episches Gedicht des ältern Frankreichs erscheinen, da sie mit allem Romantischen in Beziehung standen, und hier mit dem Ernst der Wahrheit und der Würde eines für das religiöse und National-Gefühl gleich sehr geheiligten Helden, zugleich auch der Phantasie ein freier Spielraum eröffnet ward. Nur war es eine Schwierig-

keit, daß Ludwig's Kreuzzüge durchaus nicht glücklich ausgefallen waren. Bei der Jungfrau von Orleans, welche Chapelain zum Gegenstande wählte, lag die Schwierigkeit darin, daß die Heldin, welche Frankreich gerettet, von ihren eigenen Landsleuten, nachher aus Neid und Ueberdruß, nachdem sie dieselbe erst vergöttert hatten, verrathen, den Feinden und einem schmählichen Tode hingegeben war. Ebenso, wie oft in der Geschichte französischen Helden, erging es auch in der Literatur dem Ronsard. Denn gränzenlos wurde er zu seiner Zeit als Dichter verehrt, und bis in den Himmel erhoben, bald nachher aber ganz zu Boden geworfen und ebenso unbedingt verachtet. Indessen darf doch Ronsard in der Geschichte der französischen Dichtkunst nicht ganz übergangen werden; denn es ist unverkennbar, daß der große Corneille, der Freund und Verehrer des Chapelain, sich in der Sprache besonders noch einigermaßen an jene ältere Schule des Ronsard anschließt, wenigstens hie und da daran erinnert.

Das Trauerspiel der Franzosen ist eigentlich der glänzendste Theil ihrer poetischen Literatur und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerksamkeit der andern Nationen am meisten auf sich gezogen hat. Ihre Tragödie entspricht so ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und eigenthümlichen Gefühlsweise, daß der hohe Werth, welchen sie darauf legen, sehr begreiflich ist, ungeachtet die ältere französische Tragödie fast nie Gegenstände aus der einheimischen Nationalgeschichte darstellte. Zwar ist nicht zu läugnen, daß alle diese Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche sie uns darstellt, mit der Sprache auch manche andere Eigenschaft der Franzosen angenommen haben. An sich ist auch diese Verwandlung und Aneignung des Ausländischen in der Poesie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die französische Tragödie

immer nur fremde, und fast nie französische Helden darstellt. Es ist zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epischen Gedichts. Auch wären die meisten tragischen Gegenstände der altfranzösischen Geschichte auf einer Bühne, die zunächst den Hof im Auge hatte, wegen gehässiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht gewesen. Ein Mangel blieb es immer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernsten Poesie, am wenigsten vom Trauerspiel ganz ausgeschlossen bleiben sollte. Als einen solchen erkannte es auch Voltaire, und suchte dem Uebel abzuhelfen, indem er Gegenstände aus der französischen Geschichte, überhaupt aber aus der romantischen Ritterzeit, auf die Bühne brachte. Das Erste hat damals keinen rechten Erfolg gehabt, und erst in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; desto glücklicher ist ihm vor allen andern Franzosen der Versuch eines eigentlich romantischen Trauerspiels gelungen.

Ungeachtet nun die Gegenstände des französischen Trauerspiels mit geringer Ausnahme nicht national sind, so ist doch die ganze Gattung durch die herrschende Richtung und Gefühlsweise dem französischen Geist und Charakter im höchsten Grade entsprechend, und als eine solche durchaus nationale, in ihrer Art höchst vollkommene und eigenthümliche Dichtungsart erkenne ich auch das französische Trauerspiel gern an, so wenig ich mich überreden kann, daß es für die Bühne irgend einer andern Nation als Norm und Regel gelten sollte, die sich, meiner Ueberzeugung nach, jede Nation für ihre Bühne selbst auffinden und geben muß.

Wenn gleichwohl die Form des französischen Trauerspiels von den meisten als eine Nachbildung des griechischen angesehen, und aus diesem Standpunkte beurtheilt wird, so haben

es die französischen Dichter zuerst veranlaßt, indem sie uns in den Vorreden zu ihren Trauerspielen selbst auf dieses Ziel hinlenken. Racine erscheint auch hier am vortheilhaftesten; er spricht mit einer gefühlten Kenntniß von den Griechen, wie man sie bei andern französischen Schriftstellern nicht leicht so finden möchte, und leistet uns sein Urtheil jetzt, nachdem die Griechen seit ihm noch weit mehr Hauptgegenstand aller Untersuchungen geworden sind, auch nicht immer Genüge, so redet er doch überall mit der gefühlten Würde von der Kunst und von den Dichtern, wie einer, der es selbst ist. Corneille schlägt sich in den Vorreden meistens mit dem Aristoteles und seinen Commentatoren herum, die ihm nicht selten sehr im Wege stehen, bis es ihm gelingt, auf irgend eine Art zu capituliren, oder einen leidlichen Frieden mit diesen fatalen Gegnern der Dichterfreiheit abzuschließen. Man kann hier oft nicht umhin, zu bedauern, daß dieses mächtige Genie sich in so engen, meistens unnützen, ihm gar nicht angemessenen Fesseln bewegen mußte. Voltaire's Vorreden und Anmerkungen gehen immer auf dasselbe hinaus, daß nämlich die französische Nation, und besonders die französische Bühne, die erste in dem gesammten ehemaligen und gegenwärtigen Universum seien, daß gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch vieles zu wünschen übrig lassen. Wer nun derjenige ist, welcher dieses noch Fehlende zur höchsten Vollkommenheit hinzufügen, und dadurch jene beiden Dichter noch weit übertreffen soll, das wird dem Leser meistens auch nicht sehr schwer gemacht, zu errathen.

Daß die Form des griechischen Trauerspiels, daß die bekannte Schrift des Aristoteles, so wie sie dieselbe verstanden, die französischen Dichter in manchen Stücken zu sehr beschränkt hat, daß vieles in dem Gesetz von den drei Einheiten, beson-

ders der Zeit und des Orts auf bloßem Mißverständniß beruht, und so, wie es gefordert wird, gar nicht ausführbar, auch nie geleistet worden ist, und mit dem Wesen der Poesie im Widerstreit steht, der man niemals die physische Möglichkeit mit arithmetischer Strenge nachrechnen, sondern ihre Wahrscheinlichkeit, die keine geschichtliche, sondern eine poetische sein soll, nach dem Eindruck auf die Phantasie beurtheilen muß; das Alles ist seit Lessing schon so oft abgehandelt worden, daß es unnütz sein würde, einen so alten Streit noch einmal durchzufechten. Nur eine historische Bemerkung erlaube ich mir noch hinzuzusetzen; der eigentlich beschränkende Geist unter jenen, welche damals viel Einfluß hatten, war Boileau. Wie schädlich er auf die französische Dichtkunst eingewirkt, läßt sich wohl aus der einzigen Thatsache schließen, daß er nahe daran war, den Corneille eben so zu mißhandeln, wie den Chapelain. Was den Mann am besten schildert, scheint mir die von ihm gegebene Vorschrift, daß man von zwei reimenden Versen den letzten, wo möglich, immer zuerst machen solle. Statt des wahren Urtheils und Kunstgefühls galt ihm ein Spott, der bisweilen nicht der feinste ist, und statt der Poesie ein recht voll zuschlagender Reim. So kann ich denn nicht umhin dem Racine beizustimmen, wenn er von Boileau, der übrigens sein Freund war, an seinen Sohn schreibt: „Boileau sei ein recht biederer Mann, von der Poesie verstehe er herzlich wenig."

Ein anderes Hauptgesetz dieses Kunstrichters war jenes bekannte, von Horaz entlehnte, daß ein Geisteswerk, wenn es in gehöriger Reife an das Licht der Welt treten soll, gerade so vieler Jahre bedarf, als zu einer natürlichen Geburt Monate erfordert werden. Aber ungeachtet dieser Regel des anmaßlichen Gesetzgebers dürfen wir wohl nicht bezweifeln, daß

die Athalia von Racine und der Cid von Corneille, nach meinem Gefühl die beiden herrlichsten Dichterwerke der französischen Poesie, nicht so langsam herausgekünstelt, sondern schnell in Einer Begeisterung und wie in Einem Guß hervorgebracht wurden. Diese beiden Schöpfungen, die größten vielleicht, welche die französische Bühne besitzt, können am besten bezeichnen, welche Höhe dieselbe erreicht hat und wo sie auf ihrem Wege in der Nachahmung des alten Trauerspiels stehen geblieben ist.

Wie wenig auch die neuern Erklärer des Aristoteles dieses wahrgenommen haben mögen, denn in ihm selbst ist es allerdings deutlich anerkannt, der lyrische Bestandtheil und der Chor ist das Wesentlichste im Trauerspiel der Alten, wovon das Ganze getragen und gehalten wird, so daß, wer diese Form sich zum Ziele setzt, nothwendig vorzüglich darauf sein Auge richten muß. Der Cid des Corneille geht überall in das Lyrische über, und dieser Schwung der Begeisterung giebt ihm jene hinreißende Kraft, gegen welche Neid und Kritik nichts vermochten. Den Chor der Alten aber hat Racine in seiner Athalie, obwohl mit Aenderung und selbstständiger Aneignung, aber, wie mir es scheint, für diesen Zweck sehr glücklich und mit hoher Poesie wieder eingeführt. Wäre das französische Trauerspiel auf diesem Wege, welchen die beiden ersten Dichter in den Werken ihrer höchsten Begeisterung bezeichnet, weiter fortgegangen, so würde es dem der Alten viel ähnlicher an Schwungkraft und Hoheit geworden sein; viele der engen Fesseln, welche aus bloß prosaischem Mißverstand hervorgegangen waren, würden von selbst weggefallen sein, und freier würde es sich in einer freilich dann ganz anders gestalteten Form bewegt haben.

Da es aber im Allgemeinen herrschender dramatischer

Gebrauch wurde, den lyrischen Bestandtheil aus der Anlage des alten Trauerspiels wegzulassen, so entstand daraus ein gro=ßes Mißverhältniß. Besonders bei solchen mythologischen Ge=genständen, die auch bei den Alten behandelt worden waren, und wie sie ungefähr ein Trauerspiel ausgefüllt hatten. Fiel der lyrische Bestandtheil weg, so war nun die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man dann jene Mittel, um den leeren Raum auszufüllen, die auch schon bei den Alten zur Zeit des Verfalls der tragischen Dichtkunst zu gleichem Zwecke gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intriguen, welche der Würde und dem Wesen des Trauerspiels ganz zuwider sind, oder man setzte alles in die Rhetorik der Leidenschaften, wozu in jedem tragischen Stoff leicht die mannigfaltigste Veranlassung sich findet. Dieß ist nun eigentlich die glänzende Seite des französischen Trauer=spiels, darin hat es eine hohe und fast unvergleichliche Stärke, und dadurch entspricht es so ganz dem Charakter und dem Geist der Nation, bei welcher die Rhetorik in allen Verhält=nissen einen herrschenden Einfluß behauptet hat und auch noch behauptet, und welche selbst im Privatleben zu einer solchen Rhetorik der Leidenschaften sich hinneigt. Es ist diese aller=dings auch in einem gewissen Maaße ein nothwendiges und unentbehrliches Element der dramatischen Darstellung. So ausschließend herrschend aber, wie im französischen Trauerspiele, darf dieses einzelne Element nicht sein; zweckwidrig wenigstens wäre es, was sich bloß auf die französische National=Eigen=thümlichkeit gründet, als Regel auch für andre Nationen auf=stellen zu wollen, die vielleicht mehr Sinn für die Poesie, als angebornes Talent zur Rhetorik haben.

Die Vorliebe für diesen rhetorischen Theil des Trauer=spiels ist bei den Franzosen so groß, daß ihre Bewunderung

und Beurtheilung eben daher weit mehr auf einzelne Stellen gerichtet ist, als auf das Ganze. Sehen wir aber auf dieses, und sehen wir auf die Stücke, die eine wahrhafte und poetische Auflösung haben, so werden wir finden, daß auch in dieser Hinsicht das französische Trauerspiel sich mehr an das Alterthum anschließt, und meistens mit einem vollkommenen Untergang endet, ohne alle Milderung oder mit einer noch halbschmerzlichen Versöhnung; seltner aber, wie doch der christliche Dichter vorzüglich dahin streben sollte, auf den Kampf wie in der Athalia des Racine, Sieg folgen, oder aus Tod und Leiden ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen läßt, wie in der Alzire von Voltaire, meinem Gefühle nach seinem Meisterwerk, worin er als wahrer Dichter und seiner beiden Vorgänger ganz würdig erscheint.

Dreizehnte Vorlesung.

Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Bossuet, Pascal. Veränderung der Denkart, Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes.

Das siebzehnte Jahrhundert war reich an ausgezeichneten und großen Schriftstellern, nicht bloß in dem Gebiete der schönen Literatur, Dichtkunst und Beredsamkeit, sondern auch in den Wissenschaften und in der Philosophie. Jene Philosophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts, welche während desselben sich über alle Theile der Literatur verbreitete, ja selbst auf die Schicksale der Menschheit und der Nationen einen so entscheidenden Einfluß gewonnen hat, ist von einigen großen Denkern im siebzehnten Jahrhundert veranlaßt worden; obgleich man zum Theil sehr weit von dem Geiste und der ursprünglichen Absicht und Meinung der ersten gepriesenenen Erfinder und Stifter dieser neuen Denkart abgewichen ist. Es ist nothwendig, den Baco, Descartes, Locke und einige andere von den Heroen des siebzehnten Jahrhunderts wenigstens in Erinnerung zu bringen durch eine kurze Charakteristik, um alle die geistigen und sittlichen Wirkungen, welche Voltaire und Rousseau nicht bloß auf Frank-

reich, sondern auf ganz Europa gehabt haben, und überhaupt den Geist des achtzehnten Jahrhunderts, richtig schildern und verstehen zu können.

Das sechszehnte Jahrhundert war das Zeitalter des noch gährenden Kampfes, und erst gegen das Ende desselben fing der menschliche Geist an, sich von der gewaltsamen Erschütterung zu erholen und zu sammeln. Erst mit dem siebzehnten begannen jene neue Wege des Nachdenkens und des Forschens, welchen jetzt die Bahn geöffnet war, nach der geschehenen Wiederherstellung der alten Literatur, der erweiterten Natur- und Erdkunde, und der durch den Protestantismus verursachten allgemeinen Erschütterung und Trennung des Glaubens. Derjenige, welcher hier vor allen andern zuerst genannt werden muß, ist Baco. Dadurch, daß er die Wißbegierde und den Untersuchungsgeist aus den leeren Wortstreitigkeiten der erstorbenen Schulen in die Welt, in die Erfahrung und vor allem in die lebendige Natur zurückführte, ist er der Vater der neuen Physik geworden; viele und richtige Entdeckungen hat er selbst gemacht, und vollendet, unzählige andre veranlaßt oder geahnet und zur Hälfte errathen. Durch diesen reichen und thätigen Geist befruchtet, sind alle Erfahrungswissenschaften unermeßlich erweitert, und ganz verändert worden, und eben dadurch hat selbst die allgemeine Geistesbildung, ja man darf sagen, die gesammte Lebenseinrichtung des neuern Europa, eine ganz andre Gestalt gewonnen, die zum großen Theil von diesem Manne, als erstem Urheber ausgegangen ist. Zu tadeln, gefährlich, ja fürchterlich in den letzten und äußersten Wirkungen und Folgen war es freilich, wenn Baco's Nachfolger und Vergötterer im achtzehnten Jahrhundert, nun auch das aus der Erfahrung und Sinnenwelt hernehmen wollten, was sie nie enthalten können: das Gesetz des Lebens und des Handelns,

und den Inbegriff des Glaubens und des Hoffens; und wenn sie jede Hoffnung und jede Liebe, welche die gemeine sinnliche Erfahrung nicht sogleich zu bestätigen schien, als Schwärmerei, mit schnöder Verachtung von sich warfen. Alles dieß war aber ganz gegen die Absicht uud Denkart des Urhebers. Ich erinnere hier nur an den einen bekannten Ausspruch von ihm, der auch jetzt noch nicht veraltet ist: daß die Philosophie, nur an der Oberfläche berührt und gekostet, zum Unglauben und zum Atheismus führe; tiefer geschöpft aber, die Verehrung der Gottheit, und den festen Glauben an sie, über alles bekräftige und stark mache. Nicht bloß in der Religion, auch in der Naturwissenschaft selbst, glaubte dieser große Denker an vieles, was seinen Anhängern und Bewunderern der spätern Zeit durchaus nur für Aberglauben gegolten haben würde. Man darf auch nicht wähnen, daß dieß bloß ein todter Gewohnheits-Glauben, oder noch nicht überwundenes Vorurtheil der Erziehung und seines Zeitalters gewesen sei. Denn gerade seine Aeußerungen über solche Gegenstände der übersinnlichen Welt tragen am meisten das originelle Gepräge seines hellschauenden und durchaus eigenthümlichen Geistes. Er war eben so empfänglich als erfinderisch, und weil sich ihm die Welt der Erfahrung in einem ganz neuen Lichte gezeigt hatte, so war ihm doch keineswegs jene höhere und göttliche Region der geistigen Welt, die weit über die gemeine, sinnliche Erfahrung hinaus gelegen ist, deßhalb verschwunden oder unsichtbar geworden. Wie wenig er selbst Antheil hatte, ich will nicht sagen an dem rohen Materialismus seiner Nachfolger, sondern selbst an der geistigen Naturvergötterung, welche aus der so reich und vielfach erweiterten Naturwissenschaft, im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich in Frankreich und auch in Deutschland hier und da hervorging, das mag folgender Ausspruch von ihm

über das eigentliche Wesen einer richtigen philosophischen Naturansicht bestätigen. An der Naturphilosophie der Alten, meint er, sei das zu tadeln, daß sie die Natur für ein Bild der Gottheit hielten; da doch der Wahrheit gemäß, womit auch die christliche Lehre übereinstimme, nur der Mensch ein Bild und Ebenbild Gottes genannt werden könne, die Natur aber kein Spiegel, Gleichniß und Abbild desselben, sondern das Werk seiner Hände sei. Baco meint hier unter der Naturphilosophie der Alten, wie man selbst aus dem ihr zugeschriebenen, allgemeinen Resultate sieht, nicht irgend ein einzelnes System, sondern überhaupt alles das Beste und Vortrefflichste, was die Alten von der Naturphilosophie wußten und dachten, wobei er vielleicht nicht bloß die eigentliche Naturwissenschaft, sondern selbst ihre Mythologie und Natur-Religion mit im Sinne hatte. Wenn Baco nach der christlichen Lehre dem Menschen allein das Vorrecht beilegt, ein Bild der Gottheit zu sein, so ist dieß nicht so zu verstehen, als ob dem Menschen diese hohe Würde und Eigenschaft deßhalb zukäme, weil er der höchste Gipfel, die rechte Blüthe und der mannichfaltigste, geistige Inbegriff der Natur ist; sondern unmittelbar ist ihm nach jener Ansicht diese Aehnlichkeit und dieß Ebenbildniß durch göttlichen Anhauch und göttliche Liebe zugetheilt worden. In dem bildlichen Ausdruck, die Natur sei nicht Spiegel und Gleichniß Gottes, sondern das Werk seiner Hände, liegt, wenn er nach seiner ganzen Tiefe verstanden wird, der vollkommne Aufschluß über das wahre Verhältniß der sinnlichen und der übersinnlichen Welt, der Natur und der Gottheit. Es liegt darin vor allem, daß die Natur nicht selbstständig, sondern von Gott zu einem bestimmten Endzweck hervorgebracht worden; und es ist überhaupt jener einfache Ausspruch Baco's über die Naturphilosophie der Alten, und über seine eigne und

die christliche, eine leicht verständliche und klar ausgedrückte Richtschnur, um das rechte Mittel zu treffen zwischen einer gottvergessenen Naturanbetung, und dem finstern Naturhaß, worin eine einseitige Vernunft nicht selten verfällt, die, bloß auf das Sittliche gerichtet, sich die Natur nicht zu erklären vermag, daher auch das Göttliche nur sehr unvollkommen versteht. Die richtige Unterscheidung und das wahre Verhältniß zwischen der Natur und der Gottheit ist der Hauptpunkt nicht bloß für das Denken und Glauben, sondern auch für das Handeln und Leben. Es durfte dieser Gegenstand, und der Ausspruch Baco's, der das eigentliche Resultat seiner ganzen Denkart über die Natur enthält, wohl um so eher berührt werden, da noch zu unsrer Zeit die Philosophie meistens nur zwischen jenen zwei Extremen getheilt ist; dem einer verwerflichen Naturvergötterung, welche den Schöpfer nicht von seinen Werken, Gott nicht von der Welt unterscheidet, oder auf der andern Seite dem Haß und der Abläugnung solcher Naturverächter, deren Vernunft ganz in ihrer Ichheit befangen ist. Der rechte Mittelweg zwischen diesen beiden Irrthümern von entgegengesetzter Art, oder die wahre Anerkennung der Natur äußert sich zunächst wohl in dem Gefühl unsrer innigen Verwandtschaft mit ihr, zugleich aber auch des unermeßlich weiten Abstandes, der uns von ihr trennt, und uns über sie erhebt, und dann in der ehrfurchtsvollen Erforschung und Bewunderung alles dessen in der Natur, was noch auf etwas Anderes und Höheres deutet, als sie selbst allein und an sich ist; alle jene Spuren, welche liebevoll oder furchtbar wie ein stummes Gesetzbuch oder weissagende Verkündigung die Hand verrathen, welche sie bildete, oder die Absicht, der sie dienen sollen.

Nicht mindern Einfluß als Baco auf Philosophie und

allgemeine Denkart, hatte im siebzehnten und im größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts Hugo Grotius auf die praktische und politische Welt, und auf die Sittenlehre der Nationen in ihren gegenseitigen Verhältnissen. Und zwar einen sehr glücklichen und heilsamen Einfluß; denn da das religiöse Band, welches ehedem die Nationen des Abendlandes zu einem Staatensystem vereinte, jetzt getrennt war, da Macchiavells, die Gerechtigkeit und alles, was heilig ist, nicht achtende Staatskunst immer mehr und immer allgemeiner die Richtschnur wurde, wornach man handelte, so war es die größte Wohlthat, dem in Bürgerkrieg sich selbst zerstörenden Europa wieder ein Recht zu geben, welches ein allgemeines wäre für die im Glauben getrennten, in Leidenschaft entbrannten, durch eine unredliche Staatskunst irre geleiteten und mißbrauchten Völker. Als eine solche Richtschnur wurde die Lehre des Grotius auch anerkannt. Es ist ein erhebender Gedanke, daß ein Gelehrter, ein Denker, ohne eine andere Macht als die seines Geistes und seines redlichen Willens, der eigentliche Stifter eines solchen neuen Völkerrechts zu sein vermochte; und wie er dadurch die Verehrung seines Zeitalters gewann, so verdient er nicht minder die Achtung und den Dank der Nachwelt. Als System betrachtet, mag das von Hugo Grotius und seinen Nachfolgern begründete und eingeführte Völkerrecht sehr mangelhaft erscheinen, und dürfte schwerlich die Probe aller dagegen zu machenden Einwürfe eines Skeptikers bestehen. Das religiöse Band des ältern Staatenvereins war eigentlich unersetzlich. In Ermangelung jenes jetzt getrennten Bandes wurde die Gerechtigkeit nun vorzüglich nur auf die, dem Menschen angeborne, ihm wesentlich und nothwendig zukommende, gesellschaftliche Anlage und Bestimmung gegründet. Je mehr das allgemeine Recht bei den Nachfolgern des Grotius allein auf

die Natur und die Vernunft gegründet, und aus diesen abgeleiteten Quellen geschöpft, je mehr dabei die Beziehung auf die erste Quelle aller Gerechtigkeit bei Seite gesetzt wurde; je unvermeidlicher war es, daß sich die Theorie und selbst das praktische Völkerrecht auf der einen Seite in eine Menge unnützer und zum Theil unauflöslicher Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten verwirrte; auf der andern Seite auch in ganz wilde und irrige Folgerungen ausartete. Was ist nicht endlich aus dem Naturrecht und dem Vernunftstaate in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geworden, in der Meinung, wie in der Ausführung? Indessen blieb es eine große Wohlthat, daß durch jenes, seit Grotius von neuem verbreitete und anerkannte Völkerrecht dem hereinbrechenden Strom der Zerstörung wenigstens ein volles Jahrhundert lang und darüber, ein hinreichender Damm entgegengesetzt werden konnte. Auch von **1648 — 1740** sind wohl einzelne öffentliche und große Ungerechtigkeiten eines Staates oder einer Nation gegen die andere geschehen, aber es wurde doch allgemein dagegen reclamirt; es war schon ein großer Gewinn, daß Gewalt und Habsucht an rechtliche Formalitäten vielfach gebunden war, und wenigstens den Schein der Gerechtigkeit zu behaupten suchen mußte. Selbst von **1740 — 1772** fanden diese wohlthätigen Wirkungen noch Statt; in geringerm Maaße selbst noch von jener Epoche, wo die europäische Gerechtigkeit die zweite große und allgemeine Verletzung erlitt, bis auf die neuern Zeiten, wo die Verhältnisse der Staaten und Völker von Grund aus verändert, und damit auch die alten Formen und bisherigen Regeln als nicht mehr anwendbar befunden worden sind.

Unter den Schriftstellern, welche auf die praktische Welt und auf die politischen Verhältnisse von Europa den größten und allgemeinsten Einfluß gehabt haben, ist der des Grotius

entschieden der heilsamste gewesen, wir mögen ihn nun mit dem des Macchiavell vor ihm, oder Rousseau's nach ihm vergleichen.

Außer seinen Bemühungen für die Wiederherstellung und Anerkennung der Gerechtigkeit und ihrer Theorie, bewährte sich der redliche Wille des Hugo Grotius auch in dem Versuch, die Wahrheit der Religion in der Gestalt eines förmlichen, und so zu sagen rechtlichen Beweises aufzustellen. Es war eine von den indirekten Wirkungen des Protestantismus, daß die Religion fortdauernd der Gegenstand eines Streites, und daher immer mehr als Verstandessache behandelt ward, was allerdings auch schon ursprünglich in dem Geiste des Stifters der zweiten Hauptparthei unter den Protestanten, des Calvin lag. Grotius hat in jenem Versuch, der immer mehr Bedürfniß schien, viele Nachfolger gefunden, und seine Absicht dabei war unstreitig die lobenswertheste. An und für sich könnte es eher als ein Beweis angesehen werden, daß der religiöse Sinn schon sehr abgenommen haben muß, wo man das, was einer Natur nach bloß Sache des innigsten Gefühls und lebendigen Glaubens sein kann, anfängt immer mehr als eine Sache des Verstandes, und als Gegenstand einer gelehrten Streitigkeit zu betrachten, und endlich wohl gar die Wahrheit der Religion, wie eine bürgerliche Proceßsache entscheiden, oder wie es später Pascal im Sinne hatte, gleich einer geometrischen Aufgabe zur glücklichen Auflösung bringen will.

Nicht so groß und verdienstlich als die philosophische Denkart und Bestrebungen jener beiden Männer kann ich die des Descartes finden, dessen Einfluß auf sein Zeitalter wie auf das nachfolgende eher schädlich und irre leitend war, als heilsam und wahrhaft erweiternd. Ueberhaupt scheint mir Descartes ein Beweis zu sein, daß man wenigstens auf dem bisher betretenen, und üblichen Wege dieser Wissenschaft ein gro-

ßer Mathematiker sein kann, was Descartes für sein Zeitalter anerkannt war, ohne deßhalb ein glücklicher Philosoph zu sein. Zwar sind die Hypothesen und Wirbel, aus denen Descartes in der Physik nicht bloß alles Einzelne, sondern auch die Entstehung der Welt herleiten wollte, längst vergessen; sein System überhaupt hat nur kurze Zeit eine vorübergehende Herrschaft genossen, und hat sich außerhalb Frankreich nicht sehr allgemein verbreitet; indessen sind doch auch seine philosophischen Hypothesen und Wirbel nicht ohne bedeutende Einwirkung und Nachwirkung auf den Geist des siebzehnten und dadurch selbst des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Besonders seine Methode, wie er es nennt, oder die Art und Weise, wie er die Philosophie anfing, hat viele Nachfolger gefunden. Er wollte schlechthin und ganz durchaus ein Selbstdenker im strengsten und vollkommensten Sinne des Worts sein. Zu diesem Endzweck nahm er sich vor, alles, was er bisher gewußt, geglaubt, gedacht hatte, völlig zu vergessen, und ein für alle Mal ganz von vorn anzufangen. Daß dabei die vor ihm gewesenen Philosophen und Forscher von dem angehenden Selbstdenker nicht geschont, daß ihr Ansehen gänzlich verworfen, und ihre Bemühungen als nicht vorhanden betrachtet wurden, versteht sich von selbst. Wenn es möglich wäre den Faden des überlieferten Denkens, woran wir schon durch die Sprache ganz unauflöslich gekettet sind, mit einem Male nach Willkür, wirklich und in der That abzureißen, so würden die Folgen davon doch nicht anders als zerstörend sein können. Es ist grade wie wenn man in der politischen Welt das Rad des öffentlichen Lebens glaubt eine Weile anhalten und hemmen zu können, um statt der Verfassung, wie die Nation selbst im Lauf und Kampf der Zeiten sie sich ausgebildet hat, schnell eine andre, eine besseres Räderwerk, oder etwa eine vollkommene Constitu=

tion aus dem reinen Vernunftstaate hinein zu werfen. Daß die Wahrheit eben so wenig als eine rechte Verfassung durch ein solches plötzliches Vergessen und Verwerfen alles Vergangnen erreicht werden kann, ist durch die Geschichte der Philosophie seit mehr als zwei Jahrtausenden wohl hinreichend bewährt, wo sich Beispiele im Ueberfluß finden von einer solchen sein sollenden Selbstdenkerei und ihren Früchten. Die natürlichsten Folgen derselben sind, daß man die ersten und gewöhnlichsten Fehltritte, in welche die menschliche Vernunft bei dem Versuch, die Wahrheit durch eigne Kraft allein zu erforschen, zu gerathen pflegt, nicht kennt und nicht vermeidet; Irrthümer also unnütz wiederholt, und wohl gar für Entdekkungen hält, die schon unzählige Mal vor uns aus dem gleichen Grunde begangen und auch widerlegt und verbessert wurden. Was das gänzliche Vergessen alles dessen betrifft, was die Vorgänger gethan oder versucht hatten, so ist es so wenig möglich, dieses Gelübde der Selbstständigkeit und einer vollkommenen Denkfreiheit und Denkeigenheit streng zu halten, daß Descartes nicht der einzige unter diesen alles Andre und Alte verachtenden Selbstdenkern ist, dessen originellste Meinungen und angebliche Erfindungen doch nur von den Vorgängern entlehnt sind, wenn gleich in andre Worte und Formen eingekleidet; freilich oft nur aus bestimmter Erinnerung entlehnt, mit einer halben Selbsttäuschung, und wenigstens nicht mit einem vollkommen deutlichen Bewußtsein der Entlehnung. Man rechnet es dem Descartes zu einem großen Verdienst an, Geist und Materie auf das strengste gesondert zu haben. Es muß schon auffallend und sonderbar scheinen, daß man den Unterschied zwischen dem Gedanken und dem Körper anzuerkennen und festzustellen, als etwas so Neues und Eignes betrachten konnte. So unbefriedigend aber und bloß mathematisch, wie Descartes

diesen Unterschied auffaßte, war nicht einmal etwas dadurch gewonnen, indem man sich nun in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelte, über den Zusammenhang zwischen Leib und Seele, und wie eine gegenseitige Einwirkung zwischen beiden möglich sei. Ueberhaupt blieb es von Descartes an der Philosophie eigen, nur immer hin und her zu schwanken zwischen dem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt; bald wollte man alles aus dem Ich heraus grübeln, bald warf man sich ganz in die Sinnenwelt, um alle Wahrheit aus ihr abzunehmen oder hervorzukünsteln und zu experimentiren, auch jene sittliche und göttliche, welche sie nie enthalten kann. In jedem Falle aber blieb der Zusammenhang zwischen dem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt völlig unbegreiflich, weil man die höhere göttliche Region ganz verloren hatte, auf deren Boden beide ruhen, und aus deren Lichte beide erst erhellt und erklärt werden können. Noch rechnet man dem Descartes zum Verdienste an, das Dasein Gottes aus der Vernunft streng wie einen geometrischen Satz erwiesen zu haben. Dieses Verdienst, wenn es anders für ein solches gelten kann, ist wenigstens nicht das seinige; denn es ist dieses durchaus entlehnt von den ältern Philosophen des Mittelalters, die von Descartes und von seinem Zeitalter sonst so sehr herabgesetzt wurden. Aber freilich war dieses von ihnen in einem ganz andern Sinne und Geiste geschehen, als beim Descartes und in der nachfolgenden Zeit. Die höchste aller Wahrheiten, von der man ohnehin und auf ganz anderm Wege auf das gewisseste und unerschütterlichste überzeugt, und welche der innerste Lebensgeist und Mittelpunkt aller andern Ueberzeugungen und Gedanken, ja auch aller thätigen Zwecke und Einrichtungen des Lebens geworden war, auch noch durch diesen, wie zum Ueberfluß hinzugefügten Beweis aus der Vernunft zu bestätigen, das war die Meinung jener

Aeltern. Wie jedes Geschöpf oder Naturwesen auf eine oder andre Art die unerforschliche Größe des Werkmeisters unwillkürlich verkündet, so sollte auch die menschliche Vernunft, sonst so eitel auf sich und ihre eigne Kraft und Geschicklichkeit, in den allgemeinen Chor zur Verherrlichung Gottes mit einstimmen. Oder auch so wie man in menschlichen Angelegenheiten es als den höchsten Triumph einer guten und gerechten Sache ansieht, wenn selbst der Feind und Gegner gezwungen wird, die Gerechtigkeit und Wahrheit derselben nothgedrungen, und ungern einzugestehen, so sollte auch die Vernunft des Menschen ein Zeugniß ablegen für die göttliche Wahrheit. Wird aber das Dasein Gottes, welches wir zunächst durch innere Wahrnehmung kennen lernen, wie beim Descartes vorzüglich, ausschließend und allein aus der Vernunft erwiesen, so wird Gott dadurch in einem gewissen Sinne von der Vernunft abhängig gemacht, oder wohl gar mit ihr gleichgestellt und identificirt. Auch hat es nie gelingen wollen, und wird nie gelingen, da wo jene innere Wahrnehmung fehlt, oder das Gewissen und andere Organe desselben erloschen sind, das Dasein Gottes denen, die es nicht fühlen und glauben, anzudemonstriren.

Die Nachfolger und Anhänger des Descartes bildeten in Frankreich eine eigentliche Secte, die auf kurze Zeit herrschend ward. Doch erhielten sich einzelne Geister unabhängig und blieben fest in ihrer religiösen Gesinnung, wenn sie auch jenes System zum Theil annahmen, so weit es ihnen damit vereinbar schien. Dieß gilt von Malebranche, der sich jedoch von den unauflöslichen Schwierigkeiten, die einmal in Descartes Ansicht lagen, besonders über das Verhältniß zwischen dem Gedanken und dessen äußern Gegenstand, über den Zusammenhang zwischen Geist und Materie, nicht heraus wickeln konnte. Als Gegner des Descartes, als kritischer zweifelnder Philosoph und

Vertheidiger der Offenbarung ward Huet berühmt, und ganz unabhängig von jenem eigentlich philosophischen und metaphysischen Streit und Gebiet, schrieb Fenelon in der schönsten Sprache jenes Zeitalters, was ihm sein liebevolles Gemüth eingab. Mehr als alle diese wirkte, um die religiöse Denkart allgemein aufrecht zu erhalten, ein anderer Mann, welchen zu erwähnen ich absichtlich bis hieher aufgeschoben habe. Es ist Bossuet, als Schriftsteller, in Beredsamkeit und Sprache anerkannt einer der Ersten, die Frankreich jemals hervorgebracht hat. Man dürfte zwar vielleicht Zweifel hegen, ob der Glanz einer solchen Beredsamkeit den Wahrheiten der Religion angemessen und ob nicht für die Einfalt des Christenthums ein ganz kunstloser und bloß herzlicher Vortrag der beste sei. Wenn dem aber auch an und für sich so wäre; für jene, wie für jede Zeit der kämpfenden und im Streit befangenen Religion, der noch angefochtnen, noch nicht ganz triumphirenden Wahrheit, war ein Redner wie dieser, ausgerüstet mit solcher Kraft eines gesunden umfassenden Verstandes, und der herrlichsten Rede, eine hohe Wohlthat. Auch muß man in Erwägung ziehen, daß Bossuets Beredsamkeit ja nicht bloß auf den eigentlich theologischen Inhalt beschränkt war; indem alles, was nur im Leben und in der Sittenlehre, in der Kirche und im Staat, in der Politik und Geschichte, und überhaupt in der Welt zu ernsten Betrachtungen auffordern und einladen kann, bei diesem würdigen Manne in Beziehung stand auf seine religiöse Ansicht, und mit in den Umkreis der Gegenstände gehört, denen er sich widmet.

Ist es erlaubt in Darstellung und Sprache einen Redner mit Dichtern zu vergleichen, so möchte ich im Bousset etwas finden, was ihn sogar noch um eine Stufe höher stellt, als die größten unter den französischen Dichtern, welche seine Zeit-

genossen waren. — Das Vollendete und Vollkommene in der Kunst und im Stil ist eingeschlossen in einer bestimmten Sphäre, welche in der Mitte liegt zwischen dem Erhabenen und Großen, und zwischen dem ganz Ausgebildeten, und was eben dadurch auch Anmuth und Reiz hat. Von beiden Seiten sind die Abweichungen leicht, und werden häufig gefunden. Es giebt Dichter und Schriftsteller, die groß sind und erhaben, aber ohne gleichförmig ausgebildet und vollendet, oder überall harmonisch zu sein. Andere neigen sich bei einer solchen vollendeten Gleichförmigkeit schon etwas zum allzu Sorgfältigen und Weichlichen, oder es fehlt ihnen die Kraft des Erhabenen; sie sind edel und fein, aber ohne Größe. Voltaire hat dieß wohl im Auge gehabt, da wo er die Fehler seiner beiden Vorgänger in der Tragödie seiner Nation aufdeckt, welche zu übertreffen sein höchster Ehrgeiz war. Leicht wird es ihm im Corneille einzelne Stellen aufzufinden, wo er die Sprache als veraltet, noch rauh, oder durch Uebertreibung und falschen Schwulst auch wirklich tadelhaft darstellen kann. Mir scheint es fast, er habe den Corneille, eben weil er seiner Natur verwandter war, mehr gefürchtet, und sich wohl getraut im Schwung der Leidenschaft und durch das ihm eigne Feuer den Racine zu übertreffen, an dem er jenes Erhabene und die höchste feurige Kraft vermißte. Allerdings mag diese seine Ansicht von Racine im Ganzen ungerecht gefunden werden; sieht man auch nur bloß auf die Rhetorik der Leidenschaft, so kommt unter so vielen andern französischen Tragödien, die nach eben diesem Ziele streben, schwerlich eine der Phädra ganz gleich; der Schwung einer andern, viel höhern Begeisterung athmet in der Athalia. Ist in andern Stücken, wie Berenice, mehr bloß eine harmonische Ruhe der Darstellung, und Feinheit der Charakteristik hervortretend, so brachte es die Natur des Gegen-

standes so mit sich. Doch so viel wird man dem Voltaire zugeben können, daß Racine als Dichter noch größer und vollkommener sein würde, wenn er bei der harmonischen Vollendung in der Sprache und Verskunst, die er besitzt, bei diesem edlen, feinen Gepräge, das seine Darstellung und Gesinnung so eigen auszeichnet, hie und da etwas mehr noch besäße von jenem erhabenen Aufschwunge, der bei Corneille oft fast verschwendet, und durch den Ueberfluß weniger wirksam wird. Diese Vereinigung aber findet sich, was Sprache und Darstellung betrifft, im Bossuet, so weit ein Redner diese Vergleichung zuläßt. Bei der strengsten Reinheit und Ausbildung, einem nie verletzten Adel in der Sprache, ist er durchgehens, wo es der Gegenstand erlaubt, groß und erhaben, ohne doch je ins Schwülstige zu fallen. Gern stimme ich daher den strengen französischen Kritikern bei in ihrem Urtheil von der hohen Vortrefflichkeit dieses Mannes und seiner Schriften, um so mehr, da sie nicht bloß ein Vorbild des vollkommenen Stils und Ausdrucks, sondern auch eine reiche Quelle und Vorrathskammer der heilsamsten, erhabensten Wahrheiten sind.

Noch von einer andern Seite ließe sich der Vorzug ins Licht stellen, welchen Bossuet als Schriftsteller und Redner selbst vor den großen Dichtern seiner Nation und seiner Zeit behauptet. Die französische Literatur ist in vielen wesentlichen Beziehungen eine den früher gebildeten Nationen des Alterthums nachgebildete, zum Theil auf diese Nachahmung gegründete Literatur, eben so wie es auch die römische im Verhältniß zu der griechischen war. Dieses ist an sich kein Tadel, es ist in einem gewissen Maaße unvermeidlich, für alle später emporgekommenen und ausgebildeten Völker, besonders solche, deren Geist, wie der der Römer und Franzosen, mehr auf das äußere praktische Leben, als auf die innere geistige Thätigkeit

gerichtet ist. Es würde ganz verfehlt sein, die römische Literatur von Seiten des erfinderischen Geistes der griechischen gleich stellen zu wollen; ich habe mich aber bemüht zu zeigen, wie sie, ungeachtet sie in der Poesie und eigentlichen Philosophie so weit nachstehen muß, doch gerade durch ihre römische Gesinnung, und die in allen Werken nnd Schriftstellern herrschende Idee von Rom, eine ihr ganz eigenthümliche Würde besitzt. Eine solche hohe, alles beherrschende Idee giebt dem Geiste Festigkeit, Charakter und Würde. Eben dieses bewirkte im Bossuet die ihn beseelende, religiose Ueberzeugung, die bei ihm nicht bloß ein Gewohnheits-Glauben, sondern der Geist seines Lebens, ihm zur andern Natur und eine alles, was in seinem Kreise lag, in klarer Anschauung umfassende Weltansicht geworden war. Eben dadurch ist er so selbstständig in seiner Art, und bewegt sich auch den Alten gegenüber so frei und unabhängig, die doch in Stil und Redekunst auch seine Vorbilder, in der Geschichte seine Lehrer nnd Quellen waren. Was den Römern auch als Schriftstellern die Idee ihres Vaterlandes und der großen Roma war, und was diese Idee ihnen gab, das hätte in dem katholischen Frankreich, wenn Bossuets Geist der allgemein herrschende gewesen wäre, die Religion, das Christenthum in viel höherm Maaße sein, und ein starkes Gegengewicht der geistigen Freiheit gegen das oft niederdrückende und beengende Vorbild des Alterthums gewähren können. Dieß war aber so wenig allgemein der Fall, daß der vortrefflichste Dichter, welchen Frankreich jemals hervorgebracht hat und der zugleich der religiöseste war, durch den Zwiespalt seiner innern Ueberzeugung und der dramatischen Kunst, die er nach dem Vorbilde der Alten übte, mitten in der Laufbahn zu einer höhern Vollendung aufgehalten wurde. Es ist bekannt wie Racine, der den jansenistischen Meinungen zugethan

war, durch eine gewisse falsche Strenge und Frömmelei an seiner Kunst irre ward, und lange für das Theater, das ihm schlechthin verwerflich schien, nicht arbeiten wollte. Man kann diese übertriebene sittliche Aengstlichkeit des Dichters an dem Menschen liebenswürdig finden, wie dann auch in seinem Privatleben, und in seinen Briefen viele Spuren eines solchen ihn beseelenden tiefen Gefühls sich zeigen. War auch jene Ansicht von der unbedingten Verwerflichkeit des Theaters nicht die rechte, so war doch allerdings in der tragischen Kunst und Darstellung damaliger Zeit manches, was mit der christlichen Denkart und Sittenlehre wirklich nicht wohl übereinstimmte. Immer aber bleibt es ein Beweis von einer großen Disharmonie, und besser wäre es doch gewesen, Racine hätte seinen Glauben und seine Kunst in Uebereinstimmung zu bringen gewußt, wozu er in der Athalia wenigstens den Anfang gemacht, und den Weg gezeigt hat. Wie weit steht aber auch in dieser Hinsicht die Dichtkunst der Spanier über der französischen! Bei jenem so durchaus katholischen Volke stand Religion und Dichtung, Wahrheit und Poesie nie in störendem Widerstreit, sondern in der schönsten Harmonie.

Die Parthei der Jansenisten hat Frankreich mehrere sehr ausgezeichnete Schriftsteller gegeben, unter denen ich nur den Pascal nennen darf; im Ganzen aber haben diese Streitigkeiten einen entschieden nachtheiligen Einfluß auf die französische Literatur gehabt. An den Gegenstand, den es eigentlich betraf, wird es hinreichend sein, nur mit wenigen Worten zu erinnern. Es war ein Streit, der so alt ist als die menschliche Vernunft, und auf ihrem Gebiete auch durchaus unauflöslich; der Streit nämlich über die Freiheit des Menschen und wie dieselbe mit der Nothwendigkeit der Natur oder der Allmacht und Allwissenheit Gottes vereinbar sei. Aber eben

weil dieser Streit ganz der Vernunft angehört, hätte er innerhalb der Religion eigentlich nie statt finden sollen. Daher haben auch die Stellvertreter und Vertheidiger derselben nie einen andern, als einen bloß negativen Antheil daran genommen, bloß zur Vermeidung der beiden gleich verwerflichen Extreme; und als im fünften und sechsten Jahrhundert die Lehre von der Freiheit und dem eignen Verdienst des Menschen an seiner Tugend so vorgetragen ward, als ob er ganz unabhängig von Gott und seiner Hülfe nicht bedürftig sei, so ward dieß von den Vertheidigern der Wahrheit bestritten, widerlegt und verworfen; eben so wie im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert der entgegengesetzte Irrthum verworfen ward, als man dem Menschen, um sich zu retten und seine Bestimmung zu erreichen, alle Mitwirkung, ja allen eignen und freien Willen absprach, und ihn einer unbedingten Vorherbestimmung unterwarf, wie nach der Lehre der Alten von einem unerbittlichen dunkeln Schicksal, oder nach dem Glauben der Mohamedaner an ein alles vorher bestimmendes Fatum. Besonders schädlich ward dieser Streit auch noch durch die Art, wie er geführt ward. Pascals Provinzial-Briefe sind durch reichen Witz und durch die Vortrefflichkeit der Sprache classisch in der französischen Literatur geworden; soll man sie aber ihrem Inhalt und Geist nach bezeichnen, so sind sie nicht anders als ein Meisterwerk der Sophistik zu nennen. Alle Künste derselben bietet er auf, seine Gegner, die Jesuiten, so verächtlich und gehässig als möglich zu schildern. Daß dabei der Wahrheit auf vielfältige Weise große Gewalt geschehen, wird wohl keiner, der mit der Geschichte dieser Zeit und ihrer Meinungen bekannt ist, jetzt noch abläugnen. Wäre aber auch von diesem berühmten Schriftsteller, der an Geist, Witz und Sprache Voltaire's Vorgänger war, der Wahrheit im Einzelnen weniger

oft zu nah geschehen, als es doch wirklich der Fall ist, welche nachtheilige Folgen mußte nicht diese streitsüchtige Rechthaberei und bittere Spottsucht auf dem Gebiete der Religion schon an und für sich hervor bringen. Jetzt ward dieselbe gegen die bloß anders Denkenden und ihm persönlich Verhaßten von einem Manne wie Pascal ausgeübt, dem es im Allgemeinen doch Ernst war mit der Religion, die er sogar geometrisch erweisen wollte. Wie bald konnten aber diese Waffen gegen die Religion selbst gewandt werden! Und dieses geschah auch; die von Pascal mit so viel Witz und Kunst in der gewandtesten Sprache ausgebildete und geschärfte Sophistik ward ein gefährliches, verwundendes Werkzeug und ein schneidendes Messer in Voltaires Hand, so wie er eine reiche Vorrathskammer im Bayle fand, der schon vor ihm den ganzen Reichthum seiner literarischen Kenntnisse benutzt hatte, um überall Zweifel, Einwendungen, Spott und Einfälle gegen die Religion anzubringen und von allen Seiten wie ein kleines Gewehrfeuer gegen die noch unerschütterte Burg des Glaubens zu richten.

Ueberhaupt neigte sich die philosophische Denkart in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts immer mehr zum Schlechtern. Wie nah', ohne des großen Mannes eigentliche Schuld, von Bako's neuem Geistesweg, der Uebergang lag zum entschiedensten Unglauben und Materialismus, lehrt das Beispiel von Hobbes. Indessen für die Lehre von dem unbedingten Recht des Stärkern, zu der er sich ganz ohne Rückhalt bekannte, war das Zeitalter damals noch nicht reif genug. Mit einer solchen eigentlich atheistischen Ansicht von der politischen, wie von der physischen Welt, hätte er ein Jahrhundert oder anderthalb Jahrhunderte später kommen müssen. Allgemeinern Eingang fand dagegen Locke, eben weil seine Denkart mit den anerkannten sittlichen Grundsätzen und Gefühlen

seiner Zeit nicht so im Widerstreit, und sein Vortrag, obwohl etwas weitschweifig, doch leicht faßlich war oder wenigstens schien. Im Wesentlichsten war es doch dasselbe, ja es war um so schädlicher, da der Irrthum unter dieser gemäßigten Form desto mehr Raum gewann. Daß keine Art von Glauben oder höherer Hoffnung eigentlich Stand halten kann, wenn alle Wahrheit in dem engen Umkreis unserer Sinne und der sinnlichen Erfahrung beschlossen liegt, das ist wohl einleuchtend. Bei Locke selbst vertrug sich der Glauben an eine Gottheit noch mit seiner übrigen Denkart, weil es sehr häufig geschieht, daß gerade der, welcher einen neuen Geisteswg zuerst bahnt und betritt, die Folgen, die ganz unmittelbar daraus hervorgehen, nicht sieht oder doch sich nicht eingesteht. Man muß bei dieser Ansicht streng genommen allem weitern Denken entsagen, sich bloß an die Empfindung, an die Sinnenerfahrung und den Sinnengenuß halten; und so haben denn auch Viele auf Locke's Namen und Rechnung gelebt, wobei sie sich noch für vorurtheilsfreie Selbstdenker hielten. Wenn man aber weiter nachdenkt über das, was denn nun eigentlich der Gegenstand dieser sinnlichen Erfahrung ist und dann über die Kraft, welche sie in sich aufnimmt oder aus ihrer Mischung entsteht und hervorgeht, so entstehen eine Menge von Zweifeln und zum Theil sonderbare Vorstellungsarten, wie dieß besonders in England der Fall war. Die Frage nach dem, was im Hintergrunde dieses lebhaften Gemäldes der Sinnenwelt eigentlich ist und vorgeht, läßt sich nun einmal nicht abweisen, wenn man noch so oft vorgiebt, daß man ihr entsagen wolle; und so ist die Anfangs so bescheiden auftretende Lehre, daß es keine andere Erkenntniß gebe, als die aus den Sinnen und der Erfahrung geschöpfte, gewöhnlich nur ein entschiedener, obwohl nicht in den Worten deutlich anerkannter, sondern

verschleierter Materialismus, wie es in Frankreich diese Wendung nahm, wo derselbe aber bald den Schleier abwarf. — Indirect, obwohl ganz gegen seine Absicht, hat auch Newton zu der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts beitragen müssen; indem die Anhänger der neuen Denkart sich auf seine große Autorität beriefen und nach solchen Entdeckungen in der Physik alles auch ohne Religion, durch jene zu leisten und aus ihr allein zu erklären möglich schien. Aber sowohl Newton als Bako würden sich mit Befremden und Unwillen von denen weggewandt haben, welche sie im achtzehnten Jahrhundert vergötterten. Dem Ersten ist auch bei aller übrigen Bewunderung von seinen philosophischen Nachfolgern die Anhänglichkeit an das Christenthum als eine besondere Geistesschwäche an einem sonst so großen Manne oft genug vorgeworfen worden. In vielen von seinen Ausspruchen über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Natur spricht nicht bloß ein begeistertes Gefühl, sondern es ist auch ein tiefer Sinn darin, und jenes eigenthümliche Gepräge, welches beweist, daß er selbst über den höchsten Gegenstand des Nachdenkens viel und auf eigenem Wege nachgedacht hatte, wenn er auch nicht eigentlich Philosoph war und von der Metaphysik nichts wissen wollte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren die Engländer überhaupt vor allen andern Europäern das herrschende Volk auch in der literarischen Welt. Die ganze neuere französische Philosophie ist ausgegangen von der des Baco, Locke und anderer Engländer, doch entlehnten sie nur das System selbst in seinen ersten Grundzügen von diesen; es nahm aber bald in Frankreich eine ganz andere Gestalt an, als in England selbst. In Deutschland dagegen hat der neue Aufschwung der Literatur in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vorzüglich durch

die Poesie und Kritik der Engländer den ersten Anstoß und seine herrschende Richtung erhalten.

Voltaire war es vorzüglich, welcher die Philosophie des Locke und Newton zuerst in Frankreich einführte. Sonderbar ist es, wie er die wundervolle Größe der Natur, so wie dieselbe sich jetzt von der Wissenschaft mehr und mehr enthüllt zeigte, ungleich seltener anwendet zur Verherrlichung des Werkmeisters, sondern meistens nur zur Erniedrigung des Menschen, und um diesen, als einen unbedeutenden Erdwurm, herabzusetzen gegen die Unermeßlichkeit aller dieser Sonnenwelten und Sternenheere. Als ob der Geist, als ob ein Gedanke, der eben diese ganze Sonnen- und Sternenwelt umfaßt, nicht etwas Anderes und Größeres wäre, als sie; als ob Gott wäre wie ein irdischer Monarch, der unter den Millionen, die er beherrscht, vielleicht die ihm nie zu Gesicht gekommenen Bewohner eines kleinen Dorfes, an der Grenze seines weitläuftigen Reichs zu vergessen, in Gefahr sein könnte. Es hat überhaupt das achtzehnte Jahrhundert von der erweiterten Naturkunde, die es als ein herrliches Erbtheil von dem siebzehnten empfing, fast durchgehens nur einen die höhere Wahrheit zerstörenden Gebrauch gemacht. Ein eigentliches System des Unglaubens, überhaupt feste Grundsätze, eine bestimmte philosophische Meinung, oder auch nur eine bestimmte Form des philosophischen Zweifels findet sich bei Voltaire nicht. Wie die Sophisten des Alterthums, die Gewandtheit und die Kunst ihres Geistes darin bewährten, daß sie zuerst die eine, dann die andere der ersten grade entgegengesetzte Meinung mit aller Beredsamkeit aufstellten und vortrugen, so schreibt auch Voltaire ein Buch gegen die Vorsehung und ein anderes dafür. Doch ist er hier in so weit redlich, daß man leicht gewahr wird, an welchem von beiden Werken er am meisten mit Liebe

gearbeitet. Ueberhaupt überließ er sich nach Laune und Gelegenheit in unzähligen einzelnen Angriffen und Einfällen seinem Witz und seiner Abneigung gegen das Christenthum, zum Theil auch gegen alle Religion. In dieser Hinsicht wirkte sein Geist wie ein ätzendes und zerstörendes Mittel zur Auflösung aller ernstern, moralischen und religiösen Denkart. Doch scheint es mir, daß Voltaire mehr noch als durch seine Religionsspöttereien, durch den Geist und die Ansicht geschadet habe, welche er über die Geschichte verbreitet hat. Wie in der Poesie, so fühlte er auch hier wohl, woran es der Literatur seiner Nation fehle. Seit dem Cardinal Retz hatte sich der Reichthum an historischen Denkwürdigkeiten, die lebhaft geschrieben, auch durch ihren Inhalt anziehend und merkwürdig waren, so sehr vermehrt, daß sie fast eine eigene Literatur für sich bilden, und es ist dieß unstreitig eine der glänzendsten Seiten der gesammten französischen Literatur überhaupt. Freilich fällt die Geschichte dadurch zu sehr in den Conversationston, sie zersplittert sich ins Einzelne und löst sich endlich auch zum großen Nachtheil der historischen Wahrheit ganz auf in eine zahllose Menge von Anekdoten. Wenn aber auch diese Fehler vermieden werden, wenn die Behandlung noch so geistreich ist, so ist es am Ende doch nur eine Gattung, es sind nur Vorarbeiten und Materialien zu einer Geschichte, nicht diese selbst in der vollen Bedeutung des Worts. Wenigstens ist von den geistvollsten Denkwürdigkeiten noch ein großer Abstand bis zu der Kunst der Geschichtschreibung, so wie die Alten sie geübt, oder unter den Neuern Macchiavell. Einige lebhafte Erzähler, einige gut gesammelte und zusammengestellte, auch in der Schreibart lobenswerthe Bearbeitungen der ältern Geschichte hatte die französische Literatur aufzuweisen; eine wahrhaft classische Nationalgeschichte, ein großes, historisches

Originalwerk besaß sie nicht. Auch diesen Mangel der Literatur seiner Nation fühlte Voltaire und wollte ihn nach dem ihm eigenen, alle Fächer umfassenden Ehrgeiz selbst ersetzen. Daß ihm dieß von Seiten der Kunst nicht ganz gelungen, daß er als Geschichtschreiber und selbst in der Darstellung und Schreibart, wie sie der Geschichte angemessen ist, ich will nicht sagen mit den Alten, sondern auch mit den besten Engländern, mit Hume und Robertson, die Vergleichung gar nicht aushalten kann, das wird jetzt selbst in Frankreich allgemein anerkannt. Desto allgemeiner hat sein Geist auf die Ansicht von der Geschichte überhaupt gewirkt, auch auf die Engländer, besonders auf Gibbon, und ist fast herrschende historische Denkart des achtzehnten Jahrhunderts geworden. Das Wesentliche dieser von Voltaire ausgegangenen historischen Denkart besteht in dem überall und bei jeder Gelegenheit und in allen möglichen Formen hervorbrechenden Haß gegen die Geistlichen und Priester, gegen das Christenthum und alle Religion. In der politischen Ansicht herrscht eine wenigstens einseitige und für das neuere Europa oft gar nicht anwendbare Vorliebe für alles Republikanische, oft mit einer ganz unrichtigen Beurtheilung oder mangelhaften Kenntniß des wahren republikanischen Wesens und Geistes. Bei den Nachfolgern ging es bis zum entschiedenen Haß gegen alles Königthum und den Adel, überhaupt also gegen die ältere Staats- und Lebens-Einrichtung, die unter dem Namen Feudal-Verfassung jetzt unbedingt herabgewürdigt ward, ungeachtet doch Montesquieu noch ihren Werth anerkannt und ihre Eigenthümlichkeit mit Geist charakterisirt hatte. Wie sehr dadurch Vieles in ein falsches Licht gestellt, wie sehr die geschichtliche Wahrheit darunter leiden und die ganze Vergangenheit verkannt werden mußte, das fängt man seit den letzten Jahrzehnten durch die Fortschritte einer

gründlicheren Geschichtsforschung an einzusehen. Denn nachdem die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts sich in sich selbst vollkommen zerstört hatte, und die Religion, welche sie zerstören wollte, siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, ist auch in der Geschichte und Vergangenheit alles mehr und mehr in sein natürliches Licht getreten. Doch bleiben noch viele Verfälschungen, historische Irrthümer und Vorurtheile über die Vergangenheit zu berichtigen übrig; in keinem andern Gebiet ist es der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in dem Maaße gelungen, ihren Geist zu dem ganz allgemein herrschenden zu machen und sich tief bis in das Innerste fest zu wurzeln, als gerade in dem der Geschichte, wo die Absicht und das Falsche dem, der nicht selbst forscht, weniger in die Augen fällt, als wenn jener Geist unverhohlen als philosophische Lehre und Meinung auftritt.

Bei Voltaire kommt nun noch etwas Persönliches hinzu, was seine historische Ansicht noch auf andere Weise beengt und unrichtig macht. Er geht nicht undeutlich darauf aus, alle andern Zeiten vor Ludwig dem Vierzehnten als Zeiten der Finsterniß, und alle andern Nationen außer der seinigen als einen Haufen von Barbaren darzustellen. Jener vielgepriesene Monarch erhält dadurch in den Dramen der Voltairischen Welt- und Geistesgeschichte des Menschen die große Rolle, daß er zuerst über jenes Chaos von Barbarei, das auf den Ruin aller andern Zeiten und Nationen gegründet ist, sein schöpferisches: Es werde Licht, aussprechen muß. Doch werden die großen Schriftsteller unter Ludwig, und auch Locke und Newton im Grunde nur noch als die ersten ankündigenden Strahlen der anbrechenden Morgenröthe gepriesen. Die vollkommene Mittagssonne, diese ganze Lichtüberschwemmung der Aufklärung und Denkfreiheit war unstreitig nach Voltaire's Meinung einer

etwas spätern und ihm näher liegenden Zeit vorbehalten. So sehr er indessen geneigt war, der Eitelkeit seiner Nation zu huldigen, so hatte er doch manchmal Augenblicke von Laune oder Unzufriedenheit, wo er sich offenherziger, ja mit Bitterkeit über sie äußerte, wie in dem bekannten Ausspruch, daß ihr Charakter aus dem des Tiegers und dem des Affen zusammengesetzt sei. In andern gemäßigter abgefaßten und weniger bittern Urtheilen Voltaire's über seine Nation sieht man allerdings, wie sehr er an Verstand über sie hervorragte, wie ganz er sie kannte, und durchschaut hatte; was er aber fast immer nur gelegentlich in solchen Anfällen von Offenherzigkeit mittheilt.

Zu der Entwicklung der Philosophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts hat Montesquieu vorzüglich wohl in so fern beigetragen, als er zu allen diesen im Einzelnen oft so vortrefflichen sinn- und lehrreichen politischen Bemerkungen und Gedanken seinen Lesern keinen festen Maaßstab und Mittelpunkt der Einheit gab, der freilich in den meisten Gebieten des menschlichen Thuns und Denkens damals schon verloren war. So ward denn allerdings auch durch diesen an Kenntniß, Geist und Denkkraft ausgezeichneten und großen Schriftsteller die allgemeine Erschütterung aller Grundsätze nur vermehrt, indem ohne einen solchen leitenden Haltpunkt der Geist des Zeitalters auf dem weiten Meere aller dieser politischen Kenntnisse und Einfälle doch nur umher geworfen ward, wie ein Schiff auf den Wogen ohne Compaß und Anker.

Die Veranlassung zu erhebenden Gedanken und Gesinnungen, selbst zu religiösen Gefühlen und Ansichten, sind in der Natur so vielfältig, und man möchte sagen, mit verschwenderischer Hand ausgestreut, daß es uns nicht befremden darf, wenn wir mehrere unter den eigentlichen großen Naturforschern

Frankreichs an der herrschenden irreligiösen Denkart keinen Antheil nehmen, oder sie doch weniger darin verstrickt, und wenigstens hie und da zu einer höhern und geistigern Ansicht sich aufschwingen sehen. So scheint mir Buffon, obwohl manche seiner Meinungen mit der positiven Religion nicht übereinstimmen, andre die Prüfung der Philosophie nicht bestehen mögen, so wenig er selbst ganz frei war von den materiellen Banden der damals über alles sich erstreckenden durchaus physikalischen Ansicht der Welt und aller Dinge, dennoch unstreitig auch in Beziehung auf die Gesinnung und das religiöse Gefühl, wenigstens vergleichungsweise zu den Besserdenkenden des achtzehnten Jahrhunderts zu gehören. Unter den spätern darf ich nur an Bonnets redlichen Eifer erinnern.

Die gesellschaftliche Bildung und Lebenseinrichtung hatte sich in dem neuern Europa und besonders wohl in Frankreich allerdings in manchen Stücken so weit von der Natur entfernt, daß es vielleicht verzeihlich war, wenn ein rastlos forschender, unruhiger Geist jetzt gerade zu dem entgegengesetzten Extrem überging. Wie wenig indessen die ausschließende Naturverehrung und Bewunderung, auf den Menschen angewandt, für das Leben ein sicherer Leitfaden und Führer sein könne, das kann Rousseaus Beispiel am besten zeigen. In Rücksicht des Gefühls und des Eifers, der ihn beseelte, steht Rousseau als Denker nicht nur weit über Voltaire, sondern auch wohl allen andern französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts voran, in dieser Hinsicht ganz einzeln und abgesondert von ihnen. Er hat dessenungeachtet auf seine Nation und sein Zeitalter vielleicht noch nachtheiliger gewirkt. Erst dann wenn eine starke Seele leidenschaftlich nach der Wahrheit strebt, sie auf falschem Wege suchend nicht finden kann, den Irrthum statt der Wahrheit ergreift, erst dann nimmt der Irrthum ei-

nen recht gefährlichen und furchtbaren Charakter an, und vermag auch die edlern Gemüther, wo es an Festigkeit in der allgemeinen Denkart fehlt, mit fortzureißen. Diese Festigkeit und die alten Grundsätze zu erschüttern und aufzulösen, dazu hat Voltaire's Witz am meisten gewirkt, und dadurch hat er Rousseau den Weg gebahnt, auch solche Gemüther durch seine begeisternde Beredsamkeit mit in den Strudel des Zeitgeistes hineinzureißen, welche durch die bloße Sophistik des Witzes sich nie hätten irre machen lassen. Zwar erregte Rousseau's Gemälde vom wilden Naturstande, und seine Theorie von einem rein demokratischen Vernunftstaate anfangs wohl mehr Erstaunen als Ueberzeugung. Da es ihm aber gelang, in der Erziehung der Stifter einer ganz neuen Epoche und Methode zu werden, und diese nun nach ihm häufig auf eine ähnliche isolirte Naturentwicklung des Einzelnen, ohne positiven Glauben, und ohne Rücksicht auf die Verkettung aller Einzelnen in ihrem bürgerlichen Zusammenhange, angelegt und wirklich ausgeführt wurde, so darf es uns nicht befremden, daß ein Menschenalter später auch die seltsamsten seiner politischen Natur-Ideen ausführbar schienen. So wie die erweiterte Naturkunde größtentheils nur zur Verderbung der sittlichen Denkart, zu Angriffen gegen den Glauben, oder wohl gar zur entschiedenen Gotteslängnung gemißbraucht wurde, so ward auch von der so herrlich erweiterten Menschen- und Völker-Kunde im achtzehnten Jahrhundert vielfältig eine ganz verkehrte Anwendung gemacht. Rousseau bewunderte und vergötterte am meisten die Wilden, worin ihm viele folgten. Wie sehr man aber auch die Schilderung der Reisebeschreiber von den amerikanischen oder andern Wilden verschönern und ausschmücken mochte, um das Ideal eines wahrhaft unverkünstelten und ganz reinen Naturstandes herauszubringen; immer blieb die nicht bloß bei den

Kannibalen, sondern auch bei den andern Wilden, besonders in Amerika, verbreitete Gewohnheit des Menschenfressens eine gewisse Störung für die Begeisterung der Bewunderer; bis endlich das Zeitalter, frei von allen Vorurtheilen, auf eine Höhe stieg, wo auch dieser an den gepriesenen Wilden noch haftende Fehler nicht mehr so bedeutend schien. Bei Voltaire und auch sonst bei vielen andern französischen Schriftstellern nach ihm, ist eine fast eben so weit gehende Vorliebe für das andere Extrem sichtbar, das der wilden Freiheit in der ganzen Völkerwelt und dem möglichen Menschen-Zustande am meisten entgegensteht; für die Chinesen nämlich, deren höchst policirte, und mit der regelmäßigsten Gleichförmigkeit durchgeführte Lebenseinrichtung ungefähr dem gleicht, was man späterhin mit einem eigenem Kunstworte, den Despotismns der Vernunft nannte. Einem Zeitalter, welches mehr und mehr eine wohleingerichtete Polizei an die Stelle der unnütz gewordenen Religion und sittlichen Begeisterung setzen wollte, und die Vervollkommnung einiger Fabriken als die einzige und höchste Bestimmung der menschlichen Gesellschaft, als den Gipfel der Aufklärung aber die sogenannte reine Sittenlehre ansah, die ohne alle Schwärmerei, einzig zur Beobachtung aller Polizei-Gesetze, und zur allgemeinen Verbreitung eines wohlthätigen Fabrikenfleißes hinführt; einem solchen Zeitalter mußte eine Nation unaussprechlich gefallen, welche eine solche reine Sittenlehre ohne Religion, der Angabe nach seit Jahrtausenden, besitzt, und viele Jahrhunderte vor den Europäern gedruckte Zeitungen besaß; eine Nation, welche in Porcellan die saubersten Arbeiten und Darstellungen verfertigt, und das Papier, das große Vehikel des Zeitalters, noch ungleich dünner und feiner zubereitet als selbst in Europa geschieht. Zu beklagen indessen wäre das neuere Europa, wenn es, wie man erst durch ein

Experiment sich überzeugt hat, daß die Nachahmung der Karaiben doch für das jetzige Zeitalter nicht recht ausführbar sei, auch nur durch Erfahrung, wenn gleich eine vorübergehende, sich sollte überzeugen können, daß jener Despotismus der Vernunft, daß die chinesische Einförmigkeit der Staats- und Lebenseinrichtung nicht durchaus wohlthätig wirkend, noch für den Menschen angemessen, und an sich die rechte sei.

Voltaire und Rousseau haben die Denkart des achtzehnten Jahrhunderts am meisten und zuerst bestimmt; andere haben sehr mächtig mitgewirkt den Zeitgeist in der einmal genommenen Richtung weiter fort zu bewegen, und die Philosophie der Sinnlichkeit, welche Locke veranlaßt hatte, aber viel entschiedener in den Grundsätzen und kühner in den Folgen, weiter zu entwickeln, und zur allgemein herrschenden Denkart zu machen. Mit welchem Erfolge auch für das Leben, kann man an Helvetius sehen. Denn als dieser Eigennutz, Eitelkeit und Sinnengenuß als die wahren, alles bestimmenden Triebfedern, das einzige Reelle im Leben, und die allein vernünftigen Zwecke eines aufgeklärten Menschen darstellte, so fand man bloß, daß er das allgemeine Geheimniß der ganzen Welt verrathen habe. Nicht etwa der Geist, war diese Lehre, denn einen solchen außer der Materie gebe es nicht, unterscheide den Menschen vom Thier, sondern vorzüglich die Hände und Finger. Ein Vorzug, den allerdings der Affe noch einigermaßen mit dem Menschen zu theilen schien. Auch fing einigen Philosophen der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Affen jetzt in der That an etwas zweifelhaft zu erscheinen, und man stritt darüber, ob nicht gewisse Stufenübergänge zwischen beiden möglich seien, oder sonst Statt gefunden haben. Es wäre wohl zu wünschen, daß Rousseau, was er Anfangs im Sinne hatte, und nur aus persönlicher Rücksicht unterließ, ge-

gen die Philosophie des Helvetius, um sie zu bekämpfen, öffentlich aufgetreten wäre. Nach seiner ganzen Art und Weise, würde der Streit ihn veranlaßt und angespornt haben, seine eigene Denkart und Philosophie viel bestimmter zu entwickeln, was gewiß sehr zum Vortheil von beiden gewesen sein würde; denn es lag neben allem Verderblichen doch auch ein Keim und ernster Grund zum Guten darin.

Die letzte Stufe in dem Gang der französischen Philosophie vor der Revolution bezeichnet der genialische Diderot. Denn ich darf es wohl als bekannt voraussetzen, daß Diderot der eigentliche Mittelpunkt und Lebensgeist, nicht bloß der Encyklopädie, sondern auch des Systems der Natur, und vieler andern in einem ähnlichen Geiste geschriebenen, eigentlich atheistischen Werke gewesen sei. Er hat weit mehr im Verborgenen gewirkt als öffentlich; er stand darin über Voltaire und Rousseau, daß er freier von schriftstellerischer Eitelkeit, und daß es ihm bloß um die Sache zu thun war. Was ihn beseelte, war ein wirklich fanatischer Haß, nicht bloß gegen das Christenthum, sondern gegen jede Art von Religion. Daß diese ohne Unterschied Aberglauben und bloß zufällig entstanden sei, aus dem Schrecken, welches die Naturrevolution, deren Spuren die Erde noch so deutlich zeigt, dem Ueberreste eines halb zerstörten Menschengeschlechts eingeprägt habe, ist die Lieblingsmeinung dieser Secte. In mehreren ihrer Schriften ist auch der Name des Atheismus nicht vermieden, und es ist ganz unverschleiert ausgesprochen, daß der Atheismus, um das Menschengeschlecht recht glücklich zu machen, allgemein herrschende Denkart werden müsse. Dieß hat sich nun in der Erfahrung, wo es theilweise versucht worden durchaus nicht bestätigen wollen. Die wildeste Ausgeburt dieses atheistischen Systems ist wohl jene bekannte mythologische Erklärung des Christen-

thums, nach welcher Christus bloß ein astronomisches Sinnbild, und historisch nie vorhanden war, die zwölf Apostel aber den Zeichen des Thierkreises entsprechen. Die Denkart, welche aus diesem System für das Leben hervorging, löst sich auf in dem bekannten, noch vor der Revolution schon deutlich genug ausgesprochenen Wunsch: daß man den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters möchte erwürgen können.

Vierzehnte Vorlesung.

Leichtere Geistesprodukte der Franzosen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Literatur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rousseaus und Buffons Prosa. Volkslieder in England. Neueres italienisches Theater. Kritik und historische Kunst der Engländer. Skeptische Philosophie nnd moralischer Glauben. Rückkehr zu einer bessern und höhern Philosophie in Frankreich. Bonald und St. Martin. William Jones und Burke.

In allen leichtern Gattungen von Geisteswerken der Einbildungskraft und des Witzes ward die französische Sprache seit Ludwig dem Vierzehnten fortdauernd reich angebaut. Doch waren auch hierin die älteren Zeiten die glücklicheren. Kein anderer Lustspieldichter nach ihm hat den Moliere erreicht; Lafontaine's eigne Anmuth in einer kunstvoll nachlässig poetischen Art von Erzählung blieb unnachahmlich. Voltaire, der als Philosoph durch seine Denkart ganz der neuen Zeit angehört und ihr den Weg bahnte, schließt sich in der Poesie und Literatur fast ganz an die ältere Epoche an und bildet auf solche Weise den Uebergang und Vereinigungspunkt zwischen beiden. Im Lustspiel gelang es ihm ungleich weniger als im Trauerspiel; an Mannichfaltigkeit aber in vermischten, witzigen

und flüchtigen Poesien jeder Art that er es allen andern zuvor. Diese Richtung nahm jetzt vorzüglich die Gattung der kleinern Gedichte und Lieder in Frankreich; der gesellschaftliche Witz und Ton ward immer mehr darin herrschend, so wie hingegen in der lyrischen Poesie der Engländer der Gedanke, und ein oft in Beschreibungen übergehendes Naturgefühl. Je mehr die Poesie sich ganz auf die Gegenwart und auf das gesellschaftliche Leben hinlenkt, je lokaler ist sie und je mehr auch der Mode unterworfen. Viele Lustspiele, Romane oder sonst gesellschaftliche Gedichte aus dem Ende des siebzehnten oder dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die an sich geistvoll sind und zu ihrer Zeit in Frankreich sehr berühmt waren, sind völlig veraltet mit den Sitten, dem Geist, der Zeit, die sie darstellten und der sie dienten. Würde die Dichtkunst einer Nation sich ganz auf diese Gattungen und durchaus moderne Gegenstände beschränken; auf dramatische Sittengemälde ohne Dichtung, Erzählungen aus dem gesellschaftlichen Leben und witzige Gelegenheitsgedichte, so würde es kaum möglich oder nöthig sein, eine Geschichte oder Kritik von ihr zu geben, eben so wenig als man die Ephemeren eines Sommerabends zum Gegenstande anatomischer Untersuchungen machen kann. Sie hätte alsdann keinen andern Zweck, als die leeren Zwischenstunden des gesellschaftlichen Lebens und Vergnügens auszufüllen, und wenn auch, um diesen Zweck zu erreichen und Wiederholungen zu vermeiden, dabei bisweilen Gefühl und Leidenschaft angeregt oder einige neue und geistvolle Gedanken ausgestreut würden; immer bliebe der Hauptzweck, ein bloßer Zeitvertreib zu sein, derselbe, der auch ohne Poesie eben so gut und viel besser erreicht werden kann.

Allerdings giebt es in den gemischten und geringern Gattungen der Poesie Hervorbringungen, welche eben so sehr

den Stempel des Genies an sich tragen, als die ersten Werke der höhern Dichtkunst. Nur ist ihre Schönheit selten so allgemein; sie beruht oft fast ganz auf dem Ausdruck und den Feinheiten desselben, die sich besser empfinden als beschreiben lassen. Ein Heldengedicht, ein Trauerspiel wird auch in einer fremden Sprache gefühlt, oft vielleicht mit sehr geringem Verlust, je vortrefflicher es an sich ist. Ich zweifle, daß jemals ein Ausländer, wenn ihm auch die französische Sprache durch die vertrauteste Bekanntschaft ganz zur andern Natur geworden sein sollte, in die grenzenlose Bewunderung mit seinem Gefühle ganz wird einstimmen können, mit welcher viele Franzosen den Lafontaine erheben; das Naive, eine gewisse eigne Anmuth, ein Gepräge von Genie, erkennt ein jeder in ihm an; aber ein Franzose fühlt und findet und bewundert immer noch mehr darin, und dieses liegt in der Sprache, die ein Fremder doch nie bis zum völligen Gefühl aller Eigenheiten inne hat. Selbst Moliere's berühmtesten Charakterstücke sind für die Bühne und lebendige Darstellung jetzt schon völlig veraltet, und werden nur noch im Lesen bewundert. So hoch man sie aber auch als einzelne Werke und vielleicht mit Recht in der französischen Dichtkunst stellen mag, als Gattung und als Beispiel für die Nachfolger haben sie nicht glücklich gewirkt. Die Charaktere von Labruyere oder Theophrast in dramatischer Einkleidung sind darum noch keine Poesie. Ist selbst die Rhetorik der Leidenschaften, wenn sie allein herrschend ist im Trauerspiel, der hohen Bestimmung desselben bei weitem nicht genügend; so ist die psychologische Zergliederung der Charaktere und Leidenschaften im Lustspiel ein noch viel weniger glückliches Surrogat für Poesie und Witz. Dieser Hang zur psychologischen Zergliederung wird dem höheren französischen Lustspiel im achtzehnten Jahrhundert häufig vor-

geworfen. Leicht war von da der Uebergang zu den moralischen Abhandlungen in Form eines Lustspiels, welche Diderot zu unserm noch fortdauernden Unglück erfunden hat.

Der ursprüngliche französische Charakter ist wohl ganz so leicht und fröhlich wie man ihn gewöhnlich schildert; in ihren Hervorbringungen des achtzehnten Jahrhunderts kann ich diesen fröhlichen Charakter aber durchaus nicht finden, auch wohl da, wo er ganz an seiner Stelle gewesen wäre. Dieß ist dem immer herrschender werdenden philosophischen und politischen Sectengeiste zuzuschreiben, indem aus dem Laufe der Begebenheiten selbst es sich ganz natürlich erklärt, daß eine leidenschaftliche Rhetorik, immer mehr das Uebergewicht bekam über jene altfranzösische fröhliche Poesie; wie sich denn unstreitig auch der Charakter der Nation im achtzehnten Jahrhundert wesentlich verändert hat. Zwar entsprach die herrschende Philosophie der Sinnlichkeit wohl der leichten scherzhaften Poesie einiger Dichter, aber sie führte manchen zu weit über die Gränzen der Poesie hinaus. An und für sich ist der Materialismus der Dichtkunst ungünstig, und für die Phantasie ertödtend. Wer wirklich von der Lehre des Helvetius überzeugt ist, für den muß aller Zauber der Poesie verloren gehen.

Auf der andern Seite standen die Freiheitsliebe und die Naturvergötterung, wie sie besonders bei Rousseaus Nachfolgern aus der neuen Philosophie hervorging, sehr im Widerspruch mit der Regelmäßigkeit der ältern französischen Dichtkunst des siebzehnten Jahrhunderts. Daher entstand auch ein geheimer innerer Widerstreit und ein fortdauerndes Streben sich der strengen Herrschaft jener Regelmäßigkeit zu entziehen, was theilweise in eine förmliche Rebellion des Geschmacks ausbrach, und endlich eine völlige, wenn gleich nur vorübergehende literarische Anarchie noch vor der politischen herbeiführte.

Daher die Vorliebe für die englische Poesie. Schon Voltaire benutzte sie vielfältig im Einzelnen, oft insgeheim, während er sie im Allgemeinen, und öffentlich nicht selten verunglimpfte. Bei allen Bestrebungen der höheren Poesie besonders ist dieser Einfluß der Engländer bis auf unsre Zeiten sichtbar. Die Versuche dem Trauerspiel mehr Freiheit der Bewegung und mehr geschichtlichen Inhalt zu geben, ohne doch dabei das alte System ganz umzustoßen, sind bis jetzt nur Versuche geblieben, und es ist noch nicht zu einem bestimmten Resultat gekommen. Die letzten Werke der höhern Dichtkunst, die in der Sprache für classisch gelten, sind naturbeschreibende Gedichte von jener Gattung, welche den Engländern angehört. Eben daher mußte der Roman die Lieblingsgattung besonders für solche werden, deren Naturbegeisterung in den alten Formen sich gar nicht aussprechen konnte; denn diese Form, wenn man sie so nennen kann, war frei von allen den Fesseln, denen man sonst in der eigentlichen Poesie unvermeidlich unterlag. Wenn Voltaire seinen Witz und seine Philosophie darin einkleiden, Rousseau seine Begeisterung und Beredsamkeit darin niederlegen, Diderot seinen Muthwillen darin auslassen wollte, so wurde aus dieser Form alles, was diesen Schriftstellern von Genie daraus zu machen einfiel. Den ersten beiden folgten andere, indem sie einen ähnlichen Geist nur in eine mehr regelmäßig erzählende Darstellung aus dem jetzigen Leben einzukleiden suchten. Ich darf nicht erst an solche Romane erinnern, in denen Voltaires Geist athmet, so wie er etwa im Candide sich darstellt. Andre folgten mehr dem Rousseau; wenigstens von ähnlicher Naturbegeisterung erfüllt, flüchteten Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand ihre Einbildungskraft und Darstellung in die amerikanischen Wildnisse, wo sie nun von jenen

unerbittlichen Tyrannen des französischen Mutterlandes, dem Aristoteles und Boileau, nichts mehr fürchten durften.

Voltaire, Rousseau und Diderot bedienten sich also oft des Romans ganz willkürlich, bloß als einer Form, um gewisse eigenthümliche Ideen, die sich in keine andre Form so gut fügen wollten, niederzulegen. Betrachtet man aber den Roman als eine eigne Gattung der Poesie, und als regelmäßig erzählende Darstellung in Prosa, von Begebenheiten aus dem jetzigen gesellschaftlichen Leben; so haben auch in dieser Gattung die französischen Schriftsteller nicht selten die Engländer zum Vorbilde nehmen müssen, und kommen ihnen wohl nicht darin gleich. Als Erfinder und Darsteller nimmt hier vielleicht Richardson die erste Stelle ein. Ist nun gleichwohl auch er veraltet, ist sein Streben nach dem Ideal und nach der höhern Dichtkunst nicht ganz gelungen, wird seine allzu große Ausführlichkeit peinlich und beschwerlich, so ist es vielmehr ein Beweis, daß in der ganzen Gattung und in dem Versuch, die Poesie so unmittelbar an die Wirklichkeit anzuknüpfen und in Prosa darstellen zu wollen, etwas nicht recht vollkommen Auflösbares, und etwas geradehin Verfehltes liegt. Unter den Nachahmern des Cervantes sind Fielding und Smollet immer noch die geübtesten; und selbst in den kürzern und einfachern Erzählungen ganz nach dem Leben, den Miniaturstücken dieser Gattung, die ihr eigentlich auch am besten gelingen, dürfte der Pfarrer von Wakefield seinen Vorzug behaupten. Jene andere Art, die nicht mehr darstellt, oder bloß nach Laune, und endlich ganz in ein Spiel dieser Laune, der Empfindung und des Witzes sich auflöst, hat Sterne erst erschaffen.

Soll man Geisteswerke, die der Mode und dem täglichen Bedürfniß dienen, so wie andere Modewaaren beurtheilen, so

scheinen mir auch in dieser Hinsicht, was die saubre Arbeit betrifft, die gewöhnlichen englischen Romane vor den französischen den Vorzug zu verdienen.

Ein anderer Vergleich, welcher den französischen Romanen in ihrer eigenen Literatur nachtheilig ist, und unstreitig auch der Entwicklung der Gattung sehr im Wege steht, ist der außerordentliche Reichthum an historischen Denkwürdigkeiten, Bekenntnissen, anziehendenden Anekdoten- oder Brief-Sammlungen, die alle mehr oder minder sich der Natur des Romans etwas annähern. Mir ist nicht bekannt, daß irgend eine Erzählung vor Marmontel ein so allgemeines Interesse erregt hätte, als seine Denkwürdigkeiten; und welcher andere französische Roman könnte wohl eine solche Wirkung hervorbringen wie Rousseau's Bekenntnisse!

Ueberhaupt wurde die Poesie im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich von der Prosa verdrängt, die sich während desselben, wenn auch mit einzelnen großen Abweichungen und Verirrungen, doch sehr reich und in den ersten Schriftstellern mit der höchsten Kraft der Beredsamkeit entwickelt hat. Voltaire's Stil in Prosa ist geistreich und witzig wie er selbst; er ist ihm und seiner Art durchaus angemessen. Sonst wird er, so viel ich weiß, von den strengern französischen Beurtheilern in der Sprache nicht für nachahmungswürdig gehalten, in der geschichtlichen Schreibart ist er es gewiß nicht. Diderots Art und Stil hat für manche Deutsche etwas Anziehendes, weil er etwas von jenem ästhetischen Kunstgefühl für die Schönheiten der bildenden Kunst hat, was bei den andern französischen Schriftstellern ganz vermißt oder doch so äußerst selten gefunden wird; seine Sprache aber ist launenhaft und incorrect, und nicht von der reinen Anmuth, wie diese in den Werken des Witzes von den bessern französischen Schriftstellern

erwartet wird. Am meisten werden im Stil mit Recht Buffon und Rousseau als Darsteller und Redner bewundert. Kunstreicher im Einzelnen und auch im Periodenbau ist vielleicht der Erste; nur wird es durch die Beschaffenheit seines Werkes herbeigeführt, daß er überall Episoden Raum giebt, um die Gedanken oder die Rhetorik, die er im Vorrath hatte, auch da anzubringen, wo sie an sich nicht erfordert würden. Daß er in dem Artikel von den Tauben seine Theorie von der Liebe ausgeführt hat, mag natürlich scheinen. Weniger erwartet ist es aber, in dem Abschnitt von den Hasen, eine ausführliche und auch an sich sehr rhetorische Betrachtung über die Völkerwanderung zu finden. Solche Freiheiten würde sich Aristoteles als Naturbeschreiber nicht erlaubt haben; in der strengen Angemessenheit bei der vollkommenen Klarheit der wissenschaftlichen Schreibart hat der Grieche den Vorzug, mit welchem zu wetteifern Buffons Ehrgeiz war. Ich würde daher denjenigen beistimmen, welche Rousseau den Vorzug geben, eben weil die Kunst im Einzelnen bei ihm weniger fühlbar ist als bei Buffon, und weil in seinen Werken mehr Einheit, wenn auch keine strenge Ordnung, doch ein eigner und sehr rednerischer Gang sich findet. Eben dadurch reißt er mehr fort als durch einzelne Stellen. Wenn ich aber denen mit vollem Gefühl beistimme, welche Rousseau'n unter allen französischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts für den Ersten an Kunst und Kraft der Rede halten, so kann ich doch auch denen meine Bestimmung nicht versagen, welche selbst von dieser hinreißenden Beredsamkeit bis zu Bossuets Größe noch einen sehr weiten Abstand finden.

Sollte das jetzige Verhältniß sich jemals ändern, sollte dieses jetzt so herrschende Uebergewicht der Prosa in der französischen Sprache und Literatur sich vermindern, oder wenig-

stens doch daneben die Poesie in künftigen Zeiten wieder aufblühen, so würde ich glauben, daß dieß nicht durch die Nachbildung der Engländer, wie man bisher versucht hat, der sinkenden französischen Poesie abzuhelfen, noch durch die Nachahmung sonst einer andern Nation geschehen wird, oder geschehen kann; sondern dadurch, daß man mehr zurückgeht im Geist, und die Poesie mehr zurückführt in die ältere französische Zeit. Die Nachahmung einer andern Nation führt nie zum Ziel, denn alles, was diese in der Epoche ihrer vollendeten Entwicklung und auf der Höhe der Kunst hervorbringt, muß immer der nachbildenden fremd bleiben. Eine jede Nation darf aber nur zurückgehen auf ihre eigene ursprüngliche und älteste Poesie und Sage. Je näher der Quelle, je tiefer daraus geschöpft wird, je mehr tritt dasjenige hervor, was allen Nationen gemeinsam ist. Die Poesie der Nationen, so wie diese selbst, berührt sich in ihrem Ursprung.

In England neigte sich die Poesie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch zum französischen Geschmack, der Einfluß desselben ist in Pope's correcter Sorgfalt sichtbar, wie in Addisons Versuch einer sogenannten regelmäßigen Tragödie. Indessen zogen doch beide den Shakspeare und Milton wieder aus der Vergessenheit hervor; Pope's Uebersetzung des Homer, so wenig sie der Einfalt des alten Sängers entsprach, vermehrte doch die allgemeine Vorliebe für den großen Dichter der Natur und der Vorzeit, und ist selbst ein Beweis von dieser Vorliebe. In Pope's eigenen Gedichten zeigt sich schon jene überwiegende Hinneigung zum Gedanken, welche das Lehrgedicht zur Lieblingsgattung der Engländer machte, und eine so große Anzahl von Versuchen in derselben erzeugte. Daß diese Gattung an sich etwas Kaltes und Unpoetisches hat, ist schon früher erinnert worden; daß sie sich bald erschöpfen muß,

lehrt das Beispiel der Engländer von neuem. Indessen waren die Gedanken und Betrachtungen bei ihnen oft auch mit Leidenschaft und Schwermuth gepaart, wie in des nächtlichen Young wilden Ergießungen. Gemäßigter und schöner sprach Thomson sein Gefühl aus in der den Engländern eignen Gattung des naturbeschreibenden Gedichts, die auch bei andern Nationen so viel Nachfolge gefunden hat. Die Liebe zur Natur war es vorzüglich, welche auch dem Ossian so viel Freunde erwarb; und wenn auch nicht immer eine Ossianische Schwermuth und Youngsche Nachtgedanken, so ist doch allerdings wohl ein Geist der ernsten Betrachtung in den lyrischen Gedichten der Engländer im achtzehnten Jahrhundert weit herrschender, als in den französischen. Früh schon erwachte durch Percy und mit der Liebe zum Shakspeare zugleich auch die Liebe zu den alten Balladen und Volksliedern; je größer nun der Reichthum derselben ist, den man aufgefunden hat, besonders der schottischen, je mehr scheint das Gefallen daran jede andere Gattung von Poesie verdrängt zu haben, den alltäglichen Hausbedarf von Romanen und Schauspielen ausgenommen. So fing also am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und im achtzehnten, die höhere Poesie in Frankreich an mit einer strengen zum Theil etwas willkürlichen Regel, und löste sich immer mehr auf in gesellschaftlichen Witz. In England begann sie mit ernsten Betrachtungen oder dichterischen Naturbeschreibungen, und endigte mit der allgemein verbreiteten Liebhaberei an den alten Volksliedern, einzelnen Anklängen von der verlornen Poesie einer noch ältern Zeit. Ob dabei jetzt noch Talente vorhanden sind, selbst im Stande auf eignem und neuem Wege zu dichten, ist mir nicht bekannt.

Die Poesie war überhaupt im achtzehnten Jahrhundert bei den meisten Nationen sehr in Abnahme, wenigstens gegen

den Reichtum der ehemaligen Zeiten gehalten, selbst in Ländern, wo die Poesie ganz in das Leben verflochten ist, wie in Spanien, oder wo der Geist der Kunst zum Charakter der Nation gehört, wie in Italien. Wenn aber auch in dem letzteren Lande für die höhere Poesie nichts Neues hervorgebracht ward, was an die alten Werke reichte, so entwickelte sich dagegen das Theater jetzt desto mannigfaltiger. Im Metastasio, Goldoni, Gozzi, Alfieri zeigen sich ganz vereinzelt alle diese Elemente eines poetischen Schauspiels, die auch bei uns, meistens aber in wunderlicher Vermischung, die Bühne erfüllen. Im Metastasio finden wir die höchste musikalische Schönheit der Sprache; im Goldoni das gewöhnliche Leben, aber leicht und gefällig behandelt, Charaktere und Masken, und zwar nach italienischer Sitte noch als wirkliche Masken, nicht wie bei uns in allerlei Menschen verkleidet. In Gozzis fantastischen Volksmährchen, seinen Zauber und Spektakelstücken sehen wir eine wahrhaft poetische Erfindungskraft; aber ohne die musikalische Ausbildung, ohne den Schmuck der Phantasie, wodurch die Poesie, die in ihnen liegt, erst ganz zur Erscheinung und zur Wirkung kommen würde; im Alfieri endlich ein Streben nach antiker Hoheit, was man schon als Streben, auch ohne bedeutendes Gelingen zu loben gewohnt ist.

Ich weiß nicht, ob man nicht auch von den neuern englischen Schauspielen in Vergleich mit den neuern französischen dasselbe rühmen kann, wie von den Romanen; daß sie, als poetische Manufacturwaare betrachtet, in Rücksicht der saubern, sorgfältigen und doch eleganten Ausarbeitung den Vorzug verdienen. Uns liegt das italienische Theater näher, wegen der Aehnlichkeit mit dem unsrigen, wenigstens in der äußern Lage, und in der späten Entwicklung.

Die Kritik der Engländer und einige ihrer Schriften über Poesie, oder auch über bildende Kunst waren freier, ei-

genthümlicher, und meistens auch gelehrter in der Kenntniß des Alterthums, als die französischen Schriftsteller dieser Gattung, entsprachen daher dem deutschen Geiste mehr. Doch hat die deutsche Kritik nur die erste Veranlassung von den Engländern Harris, Home, Hurd, Warton genommen, und sich bald durchaus selbstständig entwickelt, mehr vielleicht als irgend ein anderer Zweig unsrer Literatur.

Wichtiger als alles, was zu der dem Schönen gewidmeten Literatur gehört, sind die großen Muster der Geschichtschreibung, welche England im achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht, und aufgestellt hat. Sie haben darin alle andern Nationen übertroffen, wenigstens dadurch, daß sie die ersten waren, weshalb sie auch den Geschichtschreibern der andern Nationen vielfältig zum Vorbilde gedient. Dem Hume wird jetzt, wenn ich nicht irre, die erste Stelle unter den drei merkwürdigsten eingeräumt. So heilsam die skeptische Denkart dem historischen Schriftsteller für die Untersuchung der Thatsachen ist, wo sie fast nicht zu weit getrieben werden kann; so wenig ist doch diese Denkart, wenn ihre Zweifel alle sittlichen und religiösen Grundsätze angegriffen, erschüttert und aufgelöst hat, demjenigen angemessen, der als der Geschichtschreiber einer großen Nation auftreten, und auch eine dauerhaft allgemeine Wirkung hervorbringen will.

Einseitige Grundsätze, eine Ansicht, die nicht ganz die rechte ist, sind in diesem Falle noch besser und eher fruchtbringend, als gar keine, und als der ertödtende Mangel an Gesinnung, an Wärme und Liebe. Es bleibt alsdann nur der Gang zur Opposition gegen die herrschende Meinung, und zur Paradoxie übrig, als das Einzige, was dem historischen Werk bei dieser Sinnesart noch ein Interesse geben kann. Diese Neigung zur Opposition ist unverkennbar in Hume. Wie lobenswerth, wie heilsam es nun auch sein mag, daß er, da

übrigens in der Literatur Englands der republikanische Geist der Whig-Parthei vielleicht für das fernere Wohl der Nation, auch jetzt noch wie damals, viel zu allgemein herrschend ist, die Gegenseite ergriffen, und einen wichtigen Theil der englischen Geschichte mit Vorliebe für die unglücklichen Schicksale der Stuarts und für die Grundsätze der Tory's dargestellt; er bleibt deßfalls doch mehr nur ein höchst merkwürdiger Partheigeschichtschreiber, in seiner Art und Ansicht allerdings der erste, als daß er ein wahres Nationalwerk von ganz allgemeinem Geist und Werth geliefert hätte. In den ältern Zeiten ist er ganz ungenügend, weil er für diese keine Liebe hatte, und sich nicht in dieselben zu versetzen weiß. In der Schreibart ist Robertson der anziehendste; sein Ausdruck ist gewählt, und auch, obwohl geschmückt, dennoch klar und ohne Künstelei. Desto schwächer ist er von einer andern Seite, welche freilich die wichtigste sein sollte, als Geschichtsforscher in Rücksicht auf den Inhalt. Wie unzuverlässig, oberflächlich voll Irrthümer er größtentheils in den Thatsachen sei, wird jetzt auch in England ziemlich allgemein anerkannt, so sehr man auch, bei dem sinkenden und entarteten Geschmack in der Schreibart, die seinige als ein Vorbild aufzustellen nöthig findet. Nach meinem Gefühl ist er auch darin noch zu wort- und antithesenreich. Die Schönschreiberei und das Streben nach einer durchaus künstlerischen und rednerischen Behandlung in der Geschichte, scheinen mir etwas durchaus Verfehltes und Irreleitendes zu sein. Wollen wir die Geschichtschreibung als eine Kunst behandeln, so wird es schwerlich jemals einer neuern Nation gelingen, darin die Alten zu erreichen, oder auch nur ihnen nahe zu kommen. Wir können sie aber vielleicht auf einem andern Wege übertreffen, wenn wir nämlich die Geschichte mehr als Wissenschaft behandeln, wozu wir an Hülfs-

mitteln, Werkzeugen und Vorarbeiten so unendlich reicher ausgestattet sind, als sie es waren. Hat man dieses Ziel im Auge, so ist eine ganz einfache Schreibart die beste, wenn sie nur sorgfältig, überall angemessen, leicht und klar ist, ohne überflüssige Worte, gesuchte Kunst oder Nachahmung von rednerischen Wendungen und Prachtstücken. Sehr reichhaltig in Gedanken ist Gibbon; die Schreibart wird man im Einzelnen fast durchgehens vortrefflich ausgearbeitet finden, aber sie ist zu gekünstelt, und in ihrer Gleichförmigkeit das lange Werk hindurch ermüdend. Sein Stil ist voll von lateinischen und französischen Wendungen und Worten; die englische Sprache, als eine von gemischter Natur, hat in Rücksicht der Worte und Wendungen, welche sie aus dem Lateinischen und Französischen, zu so vielen andern schon von Alters her aufgenommenen und eingebürgerten noch hinzu nehmen will, an und für sich keine ganz feste Gränzlinie. Jene halblateinische und gesuchte Manier der Schreibart, in welcher Gibbon sich auszeichnet, ward besonders durch den Kritiker Johnson verbreitet; jetzt scheint man wenigstens in den Grundsätzen davon zurückgekommen zu sein, und betrachtet diese Manier nur als eine verfehlte, und als eine Verirrung gegen den Geist der Sprache. Im Innern ist Gibbon's Werk, so lehrreich und anziehend es durch den Reichthum des Inhalts bleibt, ungenügend durch den Mangel an Gesinnung, und durch den Voltairschen Geist und Hang zur Religionsspötterei, der eines Geschichtschreibers so ganz unwürdig ist, und bei Gibbon's gesuchter und wie gedrechselter Eleganz im Stil nicht einmal als leichter und natürlicher Witz, sondern bloß als das Streben darnach erscheint. Ungeachtet ich nun einiges Mangelhafte an diesen drei großen englischen Geschichtschreibern bemerkte, deren Verdienste außerdem hinreichend anerkannt sind, so erscheinen sie dennoch um

so vorzüglicher, und als die Ersten ihrer Gattung, wenn man sie mit ihren Nachfolgern zusammenstellt. Man mag nun den mit allem Reichthum italienischer Bildung ausgestatteten, aber dennoch trocknen und schwerfälligen Roscoe mit Gibbon, den anziehenden und angenehm, aber weniger edel und classisch schreibenden Coxe, der in der Geschichtforschung meistens eben so ungenügend ist, mit Robertson, oder den Staatsmann Fox mit Hume vergleichen; immer wird man finden, daß die historische Kunst in England eher im Sinken, als im Zunehmen zu sein scheine. Ein Grund davon liegt vielleicht in dem Mangel einer festen und befriedigenden Philosophie, der selbst bei jenen Ersten sehr fühlbar ist. Ohne über das Woher und Wohin des Menschen überhaupt etwas zu wissen, ist es auch über den Gang der Begebenheiten, die Entwicklung der Zeiten, die Schicksale der Nationen nicht möglich ein Urtheil, oder auch nur eine bestimmte Meinung und Ansicht zu haben. Ueberhaupt sollten beide, Geschichte und Philosophie, immer so sehr als möglich verbunden sein. Ganz getrennt von der Geschichte, und ohne den Geist der Kritik, welcher eben nur aus dieser Verbindung hervorgeht, kann die Philosophie nichts Anders werden, als ein wildes Secten- oder ein leeres Formelwesen. Ohne den beseelenden Lebensgeist der Philosophie aber ist die Geschichte nur ein todter Haufe unnützer Materialien, ohne innere Einheit, ohne eigentlichen Endzweck, und ohne Resultat. Der Mangel an befriedigenden Ueberzeugungen und Grundsätzen zeigt sich nirgends auffallender als in der sogenannten Geschichte der Menschheit, die besonders auch in England vielfach bearbeitet, und von da nach Deutschland verpflanzt ward. Aus dem großen Vorrath von Reisebeschreibungen nahm man die Züge, um ein Gemälde aufzustellen von dem Fischer, dem Jäger, den wandernden Stämmen und den ackerbauenden oder

städtebewohnenden und handeltreibenden Völkern. Dieß nannte man Geschichte der Menschheit, und es enthielten diese Versuche auch manche im Einzelnen und an sich recht gute und brauchbare Bemerkungen. Dieß war selbst da der Fall, wo man den Menschen mehr in seiner körperlichen und natürlichen Beschaffenheit, so wohl die der weißen als der schwarzen, rothen und gelben Menschengattung betrachtete. Was war aber damit für die eigentliche Frage gewonnen, deren Beantwortung doch allein jenen Namen einer wahren Geschichte der Menschheit verdienen würde: die Frage, was der Mensch denn eigentlich sei, wie er ursprünglich beschaffen war und lebte, und wie er in den zum Theil beklagenswerthen Zustand gerathen, worin wir ihn jetzt sehen? die Antwort auf diese, doch allerdings geschichtliche Frage, womit alle Geschichte anfängt und endigt, enthält nur die Religion und die Philosophie; nämlich diejenige Philosophie, welche kein anderes Streben hat und keinen andern Zweck, als die Religion zu verstehen. In jener falschen Geschichte der Menschheit, einer würdigen Ausgeburt der verkehrten sinnlichen und materiellen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, liegt hingegen immer der Gedanke zum Grunde, daß der Mensch aus dem Schlamm empor gewachsen sei, wie ein Erdschwamm, nur daß er beweglich ist und Bewußtsein hat. Doch hat er nach derselben Ansicht dieses freilich nur sehr allmälig erhalten und das Kunststück in solchen Geschichten der Menschheit besteht eigentlich darin, aus der Thierheit Stufe für Stufe Verstand und Geist, sammt aller Kunst und Wissenschaft, entstehen zu lassen. Je näher man dabei den Menschen von dem Orang-Outang, dem Lieblinge so vieler Philosophen des Jahrhunderts, entstehen lassen konnte, für so philosophischer galt es.

Die von Baco ohne seine Schuld veranlaßte, von Locke

zuerst in den wesentlichen Grundsätzen aufgestellte Philosophie der Sinnlichkeit, welche sich in Frankreich nach allen ihren unsittlichen und zerstörenden Folgen entwickelte, eine eigentliche Secte wurde, und endlich einen vollkommenen und weit verbreiteten Atheismus erzeugte, nahm in England einen ganz andern Gang. Sie konnte in diesem Lande nicht die gleichen Folgen haben, weil das allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und von dem, was diese erheischt, dem entgegenstand, welche durch eine solche Entwickelung desselben Systems wie in Frankreich allerdings und unausbleiblich würde zerstört worden sein. Auch von Natur war der Geist der Engländer geneigt, mehr die paradoxe und skeptische Seite jener Philosophie zu ergreifen, als die materielle und atheistische. Schon Berkeley gerieth durch Locke's System auf die seltsamste Vorstellungsart, da er seinen religiösen Glauben dabei behaupten und damit vereinen wollte, und dieser zu tief in ihm gewurzelt war, als daß er ihn hätte aufgeben können. Wie die äußern Gegenstände in unsern Geist hinein kommen, so daß er Vorstellungen von ihnen haben kann, dieß schien der damaligen Philosophie unbegreiflich, und mußte ihr so erscheinen. Alles, was wir an ihnen wahrnehmen und empfinden, ist doch immer nur ein Eindruck, eine Veränderung in uns. Wir mögen ihn verfolgen, wie wir wollen, wir erhalten immer nur einen solchen Eindruck vom Gegenstande, nicht den Gegenstand selbst und an sich, der uns ewig zu fliehen scheint. Betrachten wir die Natur als selbst belebt, oder doch als ein Mittel, Werkzeug und das Wort des Lebens, so löst sich die Verwirrung, und alles wird klar. Daß zwischen zwei lebenden und auf einander wirkenden, geistigen Naturen, ein drittes, scheinbar todtes, als Mittelglied und Werkzeug, als Wort und Sprache dienen oder auch Hemmung und trennende Scheidewand sein

kann, das ist uns nicht unverständlich; denn in jedem Augenblicke fühlen wir es, weil wir selbst nicht anders leben und wirken, ja auch in uns selbst eigentlich niemals allein sind, und mit uns selbst nicht ohne Werkzeug und Wort umgehen und im innern Zusammenhange bleiben können. Die einfache Ansicht aber, daß die Sinnenwelt nur das Wohnhaus des Geistes, ein Mittel und Werkzeug der Trennung und Verbindung für denselben sei, hatte man mit der Kenntniß und mit dem Begriff von der Welt des Geistes, und mit der lebendigen Ueberzeugung von deren Dasein verloren. Und so gerieth die sinnliche Philosophie über ihre ersten Grundsätze, ihre eigenen wesentlichen Fragen und Antworten aus einer Verwirrung in die andere. Berkeley glaubte daher, daß es ganz und gar keine äußern Gegenstände gebe, sondern Gott unmittelbar alle Vorstellungen und Eindrücke in uns errege. Von ähnlichen Zweifeln gerieth Hume auf eine ganz andere Ansicht, auf die skeptische, welche bei den unauflöslichen Zweifeln selbst stehen bleibt, und die Gewißheit aller Erkenntniß selbst läugnet. Er hat eigentlich durch seine alles durchdringende, und alles erschütternde skeptische Denkart den Gang der englischen Philosophie entschieden. Denn seit Hume ist nichts weiter geschehen, als daß man durch allerlei Bollwerke den schädlichen praktischen Einfluß jener skeptischen Denkart abzuwehren und durch verschiedene Stützwerke und Nothhülfen das Gebäude aller sittlich nothwendigen Ueberzeugungen aufrecht zu erhalten suchte. Der Begriff der Nationalwohlfahrt ist also nicht bloß bei Adam Smith, sondern in der gesammten englischen Philosophie der Hauptbegriff, der Mittelpunkt und unsichtbare Herrscher des Ganzen. So lobenswerth und wohlthätig indessen die stete und allgemeine Beziehung auf diesen Mittelpunkt ist, zum entscheidenden Orakel in aller Erkenntniß und Wissenschaft ist dieser

Begriff nicht zureichend. Schwach und gebrechlich sind jene Stützwerke, und selbst für das praktische Leben werden sie auf die Dauer nicht halten, weil dessen Gang immer früh oder später durch die innere Ueberzeugung und Entwickelung des Geistes bestimmt und beherrscht wird. Es sind die beiden Surrogate, in Ermangelung der nicht zu erreichenden vollkommnen Gewißheit der Erkenntniß, für diese selbst, der gemeine und gesunde Menschenverstand, für die Sittenlehre aber das sittliche Gefühl und Mitgefühl. Der natürliche Verstand, wenn er sich auch nicht bloß für allgemein und gesund hielte, sondern es im vollkommensten Sinne wirklich wäre, würde doch in seinen Entscheidungen, wenn diese als das Letzte gelten, und nicht weiter untersucht werden sollen, vielmehr die Frage der Philosophie abschneiden, als lösen und beantworten. Aber die angeborne Wißbegierde läßt sich nicht ausrotten, und die Frage nach dem rechten Grunde der Erkenntniß und aller Wahrheit kehrt, noch so oft abgewiesen, immer wieder. Das sittliche Gefühl und Mitgefühl ist für die Sittenlehre allein ein zu schwankendes Wesen; wenn nicht ein ewiges Gesetz der Gerechtigkeit hinzukömmt, was doch nie aus der Erfahrung und dem bloßen Gefühl sich herleiten läßt, sondern nur entweder aus der Vernunft oder aus Gott. Dazu wird eine feste Ueberzeugung, ein bestimmter Glaube erfordert. Der Glaube aber, welchen die englischen Philosophen auf die Aussprüche des gesunden Verstandes, und auf die als gültig anerkannten oder doch geltenden sittlichen Grundsätze, und der Achtung würdigen Gefühle bauen, ist wie diese Grundlage selbst, worauf er gebaut ist, von sehr schwankender Art. Es ist nicht, was wir Glauben nennen würden, eine Ueberzeugung und Erkenntniß fest und unerschütterlich, wie nur immer die Erkenntniß aus der Vernunft oder äußern Erfahrung, ja noch weit mehr als diese,

nur aus einer ganz andern Quelle geschöpft, und auf einem ganz andern Wege erlangt, auf dem der innern Wahrnehmung und einer höhern Offenbarung und göttlichen Ueberlieferung. Es ist vielmehr dieser sogenannte Glaube des gesunden Menschenverstandes bei den englischen Philosophen ein gemachter, und an sich selbst nicht recht glaubender Nothglaube, der die Prüfung zur Zeit der Gefahr so wenig bestehen kann, als der todte Gewohnheitsglauben der ganz Gedankenlosen. So ist also diese Nation kraftvoll und frei in ihrem ganzen Sein und Leben, die selbst in der Poesie mehr die Tiefe liebt als die flüchtige äußere Erscheinung, in der Philosophie durch sich selbst auf eine eigne Weise gebunden; so daß in diesem Gebiete sich ihr Geist in der neuen Zeit weniger eigenthümlich entwickelt hat, ja weniger auf den Grund durchdringend erscheint als selbst bei einigen unter den bessern französischen Schriftstellern. Sind einige Philosophen in England eigne Geisteswege, abgesondert von jener allgemeinen Bahn gegangen, so hat dieß meistens keinen bedeutenden, oder doch keinen allgemeinen Erfolg gehabt; auch sind die mir bekannten Versuche der Art an sich nicht sehr merkwürdig oder ausgezeichnet.

So ist also die philosophische Denkart in England einem Menschen zu vergleichen, der ein vollkommen gesundes Aussehen, aber im Innern eine Anlage zu einer gefährlichen Krankheit hat, weil der erste Anfall derselben durch Palliative zurückgedrängt, und der volle Ausbruch verhindert, eben deßhalb das Uebel auch nicht an der Wurzel gehoben ward. Ganz unterdrücken aber, ohne innere Heilung von Grund aus, läßt sich die Krankheit des philosophischen Irrthums und Unglaubens wohl nun einmal nicht. Ich halte daher für sehr wahrscheinlich, ja fast für gewiß, daß der philosophischen, und was damit nothwendig zusammenhängt, der moralischen und der re-

ligiösen Denkart Englands noch eine große Krisis bevorsteht.

Sieht man nicht auf die nächsten praktischen Folgen, sondern bloß auf den innern Gang des Geistes selbst, so möchte man fast geneigt sein, den ganz vollendeten und offenbaren Irrthum für weniger schädlich zu halten, als den halben und verkleideten. Denn hier bleibt der natürlichen Selbsttäuschung die Gefahr verborgen; aus der Tiefe des äußersten Irrthums kömmt der Geist oft um so eher zu sich selbst, und erhebt sich aus dem Abgrunde, in den er versunken war, mit desto größerer Kraft und Anstrengung.

Eine solche, sehr merkwürdige Rückkehr zur Wahrheit und wahren Philosophie hat besonders in Frankreich Statt gefunden. Nachdem die Altäre, auf welchen vor kurzem noch die angebetete Göttin des Zeitalters, die Vernunft unter der Person einer Schauspielerin, oder sonst auf ähnliche Weise, treffender) als man vielleicht dachte, dargestellt und gefeiert worden, wieder gereinigt und der Religion zurückgegeben waren, nachdem sich auch jene neue Kirche, ohne allen bestimmten Glauben, die Gott- und Menschenliebhaberei, oder Theophilanthropie, in ihr Nichts aufgelöst hatte, erhoben sich von allen Seiten die Stimmen der unterdrückten Wahrheit. Ich meine hier nicht ausschließend jenen berühmten Schriftsteller, der seine glänzende und überströmende Beredsamkeit ganz der Religion widmete. Denn so sehr es an sich lobenswerth, so sehr es ganz an der rechten Zeit, so nothwendig es für die nächste Wirkung in dem damaligen Frankreich war, wenn Chateaubriand das Christenthum vorzüglich von der liebenswürdigen Seite und in seinen wohlthätigen Folgen schilderte, so ist dieser Redner doch mehr nur bei der äußern Erscheinung der Religion, und bei dem Glanze derselben stehen geblieben, als

daß er in den innern Geist, das eigentliche Wesen und in die Tiefen derselben ganz eingedrungen wäre.

Auch noch von andern Seiten her suchte man die Denkart des Zeitalters in Frankreich zu erweitern und eine höhere Philosophie zu begründen. Selbst dem Versuche, den Geist deutscher Forscher dort bekannter und einheimischer zu machen, haben sich kenntnißreiche Schriftsteller und berühmte Talente gewidmet. Diesem Versuche scheinen jedoch bis jetzt noch fast unübersteigliche Hindernisse im Wege zu stehen; vielleicht weil man dabei gleich zu sehr ins Allgemeine der ganzen Literatur gegangen ist, statt sich auf die zuerst nothwendige und wesentliche philosophische Belehrung der Nation zu beschränken. Unstreitig würde auch eine noch so reiche Erweiterung im Einzelnen und von außen her nicht zum Ziel führen, so lange nicht im Mittelpunkt die höhere Wahrheit und Ueberzeugung fest steht, und von innen heraus wieder gefunden wird. Dieß kann auch durch einen aus bloß politischen Gründen aufrecht erhaltenen, äußern Gewohnheitsglauben nicht bewirkt werden. Der Gang und die Entwicklung der innern Ueberzeugung ist das, worauf es eigentlich ankömmt.

Was mir daher in der neuesten französischen Literatur als das Wichtigste und Wesentlichste erscheint, das ist die Rückkehr zur höhern sittlichen, gereinigten platonischen und christlichen Philosophie, wie sie selbst in Frankreich hie und da aus dem tiefsten Abgrunde des herrschenden Atheismus Statt gefunden hat. Einigermaßen hat dieselbe schon vor der Revolution, selbst in der Zeit des größten Verderbens, begonnen, nur daß erst nach der allgemeinen Rückkehr dieses Beginnen eine vollkommene Wirkung hatte und haben konnte. Einzelne ganz vom Zeitalter abgesonderte und besser denkende Philosophen hat es immer gegeben, wie sehr auch der herr-

schende Zeitgeist im Allgemeinen verderbt sein mochte. Ich nenne hier zuerst den Hemsterhuys, der, obwohl von Geburt kein Franzose, doch in dieser Sprache schrieb; und zwar so schön und harmonisch, ohne Zwang in der Art und mit der Anmuth der Alten, daß auch von dieser Seite seine sokratischen Gespräche dem edlen Platonischen und philosophisch christlichen Geiste entsprechen, der ihren Inhalt ausmacht. Am meisten wird aber jene Rückkehr durch zwei höchst merkwürdige und ihrer Absicht nach ganz ausschließlich christliche Philosophen bezeichnet, von denen der eine, St. Martin, noch vor der Revolution unter dem Namen des unbekannten Philosophen viel geschrieben hat, der andere aber, Bonald, seit derselben der beste und tiefsinnigste Vertheidiger der altfranzösischen, monarchischen Verfassung geworden ist. Beide enthalten neben dem Guten und Vortrefflichen allerdings auch noch manche wesentliche und sehr bedeutende Irrthümer. Nicht bloß durch einige französische Vorurtheile und dadurch, daß sie, obwohl gegen das Zeitalter kämpfend, doch noch zu sehr in demselben und besonders in ihrer Nation befangen sind, daher von andern Zeiten und Nationen unrichtige Begriffe hegen oder völlige Unkenntniß verrathen. Auch dem Wesentlichen der Ansicht selbst ist dieses Irrige beigemischt. Bei St. Martin liegt es vorzüglich darin, daß er die Religion, als innere Wahrnehmung und Erleuchtung und eine heilige nur den Erleuchteten mittheilbare Ueberlieferung zu sehr von ihrer wesentlichen Form und von der äußern Kirche trennt. Dieß mag in dem Zustande kurz vor der Revolution und während derselben einige Entschuldigung finden; an sich ist es verwerflich und dem großen und guten Zwecke hinderlich, den er doch selbst mit der ganzen Kraft seines Wesens will. Er bekennt sich zu jener orientalisch-christlichen Philosophie, welche, wie ich schon frü-

her bemerkte, nach der Reformation, ungeachtet sie von den Schulen und Lehrstühlen verdrängt ward, sich dennoch im Verborgenen immer fortpflanzte und in geheimer Ueberlieferung erhielt. Wie wenig der genannte Schriftsteller selbst das Verdienst der Erfindung an dieser von ihm angenommenen Philosophie haben, wie manches Mangelhafte auch derselben, so wie er sie aufgefaßt, beigemischt sein mag; immer bleibt es höchst merkwürdig, daß mitten in dem damals von Atheismus erfüllten Frankreich ein unbekannter, einzelner Philosoph auftrat, der sich ausschließend der Widerlegung eben dieser atheistischen Philosophie widmete und als Gegensatz gegen dieselbe eine göttlich offenbarte, auf heilige, alte Ueberlieferung gegründete, mosaische und christliche Philosophie verkündigte. Eben so merkwürdig ist es, wenn im Anfange unseres Jahrhunderts, während Andere unter der Wiederherstellung der Religion nur die politische Nothwendigkeit und Aufrechterhaltung des äußern Gewohnheitsglaubens im Sinne hatten und gehabt haben, jetzt ein gelehrter Rechtskenner und Staatsphilosoph auftrat wie Bonald, und im Ernste und aus der vollsten Ueberzeugung den Versuch wagte, die Theorie der Gerechtigkeit einzig auf Gott und die des Staats auf die Lehren des Christenthums zu gründen. In philosophischer Hinsicht könnte man ihm dabei den einzigen Vorwurf und Tadel machen, daß er Vernunft und Offenbarung zu sehr vermengt und fast identificirt, mithin die letztere nicht hinreichend in ihrer Würde erkannt habe. Indessen in Frankreich hatte man beide bisher nicht bloß ganz getrennt und entgegengesetzt, sondern völlig außer Berührung kommen lassen. Viele Vertheidiger der religiösen Denkart haben eben deßwegen weniger für ihre gute Absicht gewirkt, weil sie alle Philosophie ohne Ausnahme verwarfen, da doch die dialektische Vernunft und falsche Philosophie einmal angeboren

und nicht zu vertilgen, auch nicht anders zu heilen ist, als durch die wahre. Bonald befindet sich in dem entgegengesetzten Extrem, daß er das Christenthum gar zu vernünftig machen und fast ganz in Vernunft auflösen will. Die Wahrheit selbst, wenn sie den Irrthum zerstören will, neigt sich oft etwas zu stark und einseitig zu der entgegenstehenden Ansicht hinüber. Nach solchen Verirrungen, wie die des achtzehnten Jahrhunderts waren, ist es nicht zu verwundern, wenn der Geist anfangs noch unsicher und schwankend selbst auf dem bessern Wege einherschreitet, wie es in verschiedener Weise auch den beiden größten französischen Denkern unserer Zeit, St. Martin und Bonald ergangen ist.

Eine solche Rückkehr von innen heraus konnte in England nicht Statt finden. Die großen äußern Gegenstände, der Welthandel und die brittische Verfassung, Indien und der Continent verschlangen dort in dem thätigsten Lande den Geist, der vorzüglich nur in eben dieser Thätigkeit ausgezeichnet ist. Es bleibt ihnen dort im eigentlichsten Verstande keine Zeit übrig für das tiefere Denken und die Philosophie, in der sie aus dieser Ursache sogar den Franzosen beinahe nachstehen müssen. Indessen hat es doch zu unserer Zeit auch in England nicht an großen Schriftstellern, Forschern und Rednern gefehlt, welche auch ihrerseits auf eigenthümlichem Wege diese große Rückkehr bezeichnen und als Zeichen der Zeit allein stehen in ihrem Lande. Noch hat William Jones keinen Nachfolger gefunden unter den Seinigen, der ihm gleich käme in der großen Art, wie er alle orientalischen, besonders aber die indischen Alterthümer und in ihnen die der Menschheit und der heiligen Schrift aufzufassen wußte. Schon dieser Weg, wenn er nur mit Geist und Kraft verfolgt würde, müßte frei und weit hinausführen über alle Vorurtheile und gewöhnliche

Beschränkungen der brittischen Denkart. Für ganz Europa aber und nach der fruchtbaren Benutzung zu urtheilen, für Deutschland insonderheit wurde der große Staatsmann und Redner Burke ein neues Licht aller politischen Weisheit und moralischen Erfahrung; rettend für das Zeitalter, das fortgerissen war von den Stürmen der Revolution, und ohne eigentliche Philosophie tiefer eingreifend in das innere Wesen der Staaten, in die religiösen Bande des bürgerlichen Lebens und des Nationaldaseins, als es kaum je noch eine Philosophie vermochte.

Funfzehnte Vorlesung.

Rückblick. Deutsche Philosophie. Spinosa und Leibnitz. Deutsche Sprache und Poesie im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, schlesische Schule. Entartung des Geschmacks nach dem westphälischen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutsche Dichter aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweite. Klopstock; Messiade und nordische Götterlehre Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutsche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottsched und sogenanntes goldnes Zeitalter. Erste Generation der neuern deutschen Literatur oder Periode der Stifter.

Es könnte scheinen, als sei es überflüssig, jetzt noch gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, wie gegen den Schatten eines schon Abgeschiedenen, zu kämpfen. Dem ist aber in der That nicht so, wie sehr man auch nach dem äußern Scheine so urtheilen möchte. Ein Uebel ist darum noch keineswegs ganz vernichtet, weil es weniger sichtbar wird. In England ist es nie ganz zum Ausbruch gekommen, daher auch nie aus dem Grunde geheilt worden. Dort, wie in Frankreich, giebt es einzelne, ruhmvolle Ausnahmen und Zeichen der Zeit; herrliche und erfreuende Symptome der Rückkehr und der nie versiegenden Kraft der Wahrheit. Aber ist

die Denkart überhaupt, besonders die der Gelehrten und der Naturforscher, deßhalb schon verändert? Keinesweges; wir sehen unter den letztern in Frankreich immer noch das alte System herrschen, welches die Welt überhaupt und alle Erscheinungen derselben ganz körperlich aus der Zusammensetzung der eingebildeten Atome oder Molecülchen, immer aber nur aus der Materie erklärt oder vielmehr erklären will. Denn es bleibt eine solche Erklärung überall unbefriedigend und auszuführen unmöglich; unter allen Hypothesen ist auch für die Wissenschaft der Materialismus die willkürlichste und grundloseste, so wie für Sittenlehre, Nationalkraft, Begeisterung und Religion in ihren Folgen schlechthin zerstörend. Kommen auch diese Folgen jetzt weniger an das Licht und nicht öffentlich und geradezu in Ausübung, weil man durch die Erfahrung einmal gewitzigt ist, diese Folgen zu umgehen sucht oder ganz bei Seite läßt, so ist es doch schon an sich schmerzlich, wenn wir Männer, die als Naturforscher Verdienste haben und die eine bedeutende Stelle einnehmen, in allem, was den Menschen betrifft und was eigentlich Wahrheit genannt zu werden verdient, in aller höhern Erkenntniß so tief unter dem Nullpunkte stehen sehen. Dieses ist, ungeachtet der allgemeinen Rückkehr der öffentlichen Meinung zu dem Wege der Wahrheit und ungeachtet der ausgezeichneten eignen Kraft, mit der einige Wenige diesen Weg wandeln und zur Bahn bilden, noch jetzt der Fall im Auslande. In Deutschland aber hat die allgemeine Krankheit des Jahrhunderts, die falsche Philosophie und epidemische Vernunftwuth zwar einen ganz andern Gang, auch ganz andre, zum Theil gemäßigtere, oder doch, eben weil sie künstlicher waren, praktisch nicht so schädliche Formen angenommen. Ganz irren würde man sich aber, wenn man glaubte, das Uebel sei nur hier bei uns nicht vorhanden gewesen oder wenn man da-

rum, weil es in andrer Gestalt auftrat, nicht anerkennen wollte, daß es im Wesentlichen dasselbe war.

Wenn die deutsche Philosophie anfangs nicht in solche heftige Ausbrüche und Extreme gerieth, wie die französische, so ward sie davor nicht etwa durch das allgemeine verbreitete und herrschende Gefühl von der Nationalwohlfahrt und dessen, was diese erforderte, bewahrt wie in England; denn ein solches konnte hier bei der künstlich verwickelten Reichsverfassung in der getheilten Nation nicht Statt finden, oder doch nicht den gleichen Einfluß haben. Höchstens hatte diese, in ihrer Verwicklung den rechtlichen Formalitäten günstige, ja sie bis zur Spitzfindigkeit ins Einzelne verfolgende und verfeinernde, sonderbar künstliche Staatsverfassung die Wirkung, mit den Formalitäten zugleich den Geist der Rechtlichkeit selbst einigermaaßen zu dem allgemein anerkannten zu machen, offenbare Theorien des entschiedenen Unrechts, wie die von Macchiavell oder Hobbes, wenigstens nicht leicht öffentlich aufkommen zu lassen, bis die Praxis auch in Deutschland mit dem fortschreitenden Zeitalter immer kühner ward und der furchtsamen Theorie den Weg zeigte. Was die deutsche Philosophie von den größern Verirrungen anfangs abhielt, war vorzüglich, daß in ihr mehr Reminiscenzen aus der ältern Philosophie und mehr Verbindung mit dieser zurückblieben, deren Faden man in England und Frankreich fast völlig abgerissen und verloren hatte. Besonders Leibnitz wirkte in dieser Hinsicht wohlthätig auf Deutschland. War gleich auch er einem Arzte zu vergleichen, der mit Palliativen und nicht von Grund aus das Uebel heilt, sondern nur dessen gewaltsamen Ausbruch für den Augenblick zurückdrängt; seine Philosophie enthielt dennoch, da er eben so sehr Gelehrter als Denker war, zurücklenkende Reminiscenzen dieser Art in Menge, und je mehr seine Hypothesen selbst

nur das, nur äußerst sinnreiche und künstliche Auswege waren, um uralte Schwierigkeiten zu lösen, je mehr enthielten sie Stoff und Veranlassung, wenigstens auf die Zukunft, für den, der einmal tiefer in alle Labyrinthe des Denkens und in alle Geheimnisse der Erkenntniß einzudringen, den Muth, den Geist und den Beruf haben würde. Der Zeit nach gehört er jenem Uebergange an, von der Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts zu der Denkart des achtzehnten, einem von den entscheidenden Wendepunkten des menschlichen Geistes. Da er und seine Philosophie aber fast nur auf Deutschland, wenig auf Frankreich, auf England gar nicht gewirkt haben, so habe ich ihn auf diese Stelle verspart und dort mit Stillschweigen übergangen, so wie seinen Gegner Spinosa, weil auch dieser in seinem Vaterlande und in England wenig, in Frankreich fast gar nicht, bedeutend und vorzüglich nur in Deutschland gewirkt hat. Spinosa's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterscheiden, allen einzelnen Wesen aber die innere Selbstständigkeit und Bestandheit abzusprechen und in ihnen allen nichts zu sehen, als die verschiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfassenden Wesens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Persönlichkeit und dem Menschen die Freiheit abspricht, überhaupt aber, das Unsittliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den wesentlichen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen aufhebt. Dieser Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft so nahe, daß er vielleicht der älteste sein kann, der auf die ursprüngliche Wahrheit gefolgt ist, nur daß Spinosa den Pantheismus in eine mehr wissenschaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wissenschaftlichen Vernunft, wenn sie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, ist dieser Abweg so natürlich, daß Descartes, von

dessen System Spinosa zunächst ausging, nur durch seinen Mangel an Tiefe und Entschiedenheit des Geistes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an dessen Rande er schon stand. Man muß auch hier den Irrthum selbst von der Person unterscheiden. Oft ist der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerst veranlaßt, welcher diesen selbst vollendet und am entschiedensten und kühnsten ausspricht, bei weitem weniger verwerflich, als seine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen nur unentschiedener einherschwanken. Spinosa's Sittenlehre ist zwar, so wie er selbst kein Christ war, nicht die christliche, wohl aber ist sie so edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja sie hat vielleicht Vorzüge vor dieser. Was ihn stark macht im Vergleich mit Gegnern, die seine Tiefe nicht verstehen oder nicht fühlen, und mit solchen, die, ohne es selbst recht deutlich zu wissen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, ist nicht bloß die wissenschaftliche Klarheit und Entschiedenheit seiner Denkart, sondern auch, daß Alles in dieser so aus einem Guß war, weil er fühlte wie er dachte und ganz von seinem Gefühle beseelt war. Man kann es nicht Naturbegeisterung nennen, wie der Dichter, der Künstler oder der Naturforscher sie fühlt, noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände diese einen Gegenstand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt ist es, was ihn immer bei all seinem Denken begleitet und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entschiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, ist wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte scheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch diesen Irrthum des Spinosa mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, so ergiebt sich noch ein großer Unterschied. Jene materielle Philosophie, wenn sie noch so hei-

ßen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erste hält, ist ein Irrthum, der fast unter die Region des Menschlichen herabsinkt. Selten wird daher auch bei einzelnen Individuen selbst, die einmal bis in diese Tiefe herabgesunken sind, eine Rückkehr zu hoffen sein, so leicht es geschehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn sie die sittlichen Folgen jener Philosophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, sich mit Abscheu davon zurückwenden. Die hohe Geistigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinosa führt, könnte dagegen scheinen, mehrere Mittel und Wege übrig zu lassen, um sich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite ist ein Irrthum aber um desto verderblicher, je mehr er geeignet ist, auch die edelsten und geistigsten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen sind dann nicht so praktisch schädlich, aber das Verderbliche wurzelt um so fester im Innern und wirkt früher oder später auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerstörend, wie im menschlichen Körper eine Krankheit, welche die edelsten Lebenstheile ergriffen hat.

Leibnitzens Philosophie bezieht sich fast ganz auf die des Spinosa. Sie ist überhaupt fast durchaus eine streitende Philosophie, und wenn auch dieß nicht immer der äußern streitenden Form nach, doch überall eine der übrigen Philosophie seines Zeitalters mehr entgegenwirkende, ihr antwortende, die Zweifel lösende, die Mängel verbessernde, sich an den Zeitgeist und das Zeitbedürfniß anschließende, keine unabhängige, aus sich selbst hervortretende, und in eigner Machtvollkommenheit einherschreitende. Der literarische Zweifler Bayle, Locke der Stifter der Sinnlichkeitslehre, waren Leibnitzens Hauptgegner, andrer mehr persönlichen Streitigkeiten nicht zu gedenken. Der vornehmste aber von allen ist Spinosa, mit dem er so oft, ja

fast immer auch da, wo er ihn nicht nennt, wie mit einem unsichtbaren, gefürchteten Gegner kämpft. So hat er auch wohl von denen Philosophen, mit welchen er übereinstimmt, manche, die weniger bekannt waren, nicht genannt, und die eigentlichen Quellen, aus denen er geschöpft hatte, verschwiegen. Das Dasein einer unendlichen Geisterwelt, von der die Sinnenwelt nur die äußere Hülle ist, entschieden anzuerkennen, das war nicht in seinem Charakter. Seine Hypothese dagegen, daß die sinnlichen Gegenstände nur ein verworren wahrgenommenes Chaos seien von einfachen geistigen Grundwesen oder Monaden, die nur in einem schlummernden Zustande noch nicht bis zum vollkommnen Bewußtsein entwickelt wären, schließt sich viel zu sehr an die Atomenlehre Epikurs und der neuern Atheisten an, und ist doch nur eine Art von verunglücktem Mittelweg zwischen dieser und der vollen Anerkennung der geistigen Welt. Sein Versuch, die Hauptschwierigkeit der damaligen Philosophie von dem Zusammenhange zwischen Geist und Körper durch die Annahme zu lösen, daß der Werkmeister beide, etwa wie ein Künstler zwei Uhren, ursprünglich in Uebereinstimmung gebracht, ist nur ein sinnreiches Kunststückchen, wobei eben das vorausgesetzt wird, daß die Welt nichts anders sei, als ein künstliches Uhrwerk. Seine berühmte Theodicee oder Rechtfertigung Gottes, wegen des vielen unläugbar in der Welt vorhandenen Uebels und Bösen, beantwortet diese der natürlichen Vernunft sich immer aufdringende Frage, mit der klugen Gewandtheit eines geübten Diplomatikers, der es sich zur Pflicht macht, die Seite, welche seinem Monarchen die vortheilhafteste ist, überall herauszukehren, und zu benutzen; wo sich hingegen etwa eine scheinbare oder wirkliche Schwäche finden sollte, die der Gegner benutzen könnte, dieselbe sorgfältig zu verschweigen, oder dem Auge zu entziehen sucht. Es fällt jeder bloßen Ver-

nunft=Philosophie unmöglich, die Frage von dem Ursprung des Bösen und von der Unvollkommenheit der Welt zu beantworten, ohne entweder das Böse wider allen gesunden Verstand ganz zu läugnen, oder dessen Vorhandensein Gott selbst zuschreiben zu müssen, wogegen sich jegliches Gefühl empört. Die Antwort Leibnitzens aber, gegen die Voltaire seinen ganzen Spott gerichtet hat, daß diese Welt unter allen möglichen die beste sei, hat in unsern Tagen ihr Gegenstück gefunden in der Ansicht eines berühmten Denkers, der, weil er alles aus dem Ich herleitet, dem zu Folge dafür hält, die Welt sei nur dazu hervorgebracht, daß das Ich sich daran stoßen und im Kampf dagegen die eigne Kraft entwickeln soll, zu welchem Endzweck denn jede Welt, wie sie übrigens auch beschaffen sein möge, tauglich, und also immer gut genug sei. Aber weder diese äußerst spartanische, noch jene künstlich diplomatische Antwort können dem Gefühl oder der Philosophie genügen.

Besonders in Leibnitzens Vorstellung von Raum und Zeit zeigt es sich, wie vergessen die Ansichten der höhern Philosophie schon damals waren, oder doch wie weit abstehend von der herrschenden Denkart. Die ältere Philosophie erkannte in Raum und Zeit den unendlichen Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen, und den lebendigen Pulsschlag in dem Meere der ewigen Liebe. Selbst der natürliche, ja der ganz sinnliche Mensch geräth in ein Erstaunen, welches sich nie abnutzt, und ihn unmittelbar in die Region des Göttlichen erhebt, wenn er daran denkt; wie er diesen unermeßlichen Raum in Gedanken zwar nicht ermessen, aber doch umfassen und also in sich begreifen kann. Da eröffnet sich ihm eine unendliche Tiefe in seinem Innern, wie die Fülle des Lebens, wenn er von diesem Punkt der Gegenwart zurücksinkt in die Vergangenheit, und dann hinausschaut in die Zukunft. Leibnitz sah in

Raum und Zeit nur die Ordnung der neben einander bestehenden, oder auf einander folgenden Dinge. So traten nichtssagende und todte Begriffe immer mehr an die Stelle des lebendigen und richtigen Gefühls in allem, was den Menschen über die Sinnenwelt zu erheben am meisten geeignet ist. Leibnitzens Philosophie ward in Deutschland durch Wolf eine in den Schulen herrschende Secte; damit ist sie hinreichend charakterisirt. Eine Secte, die in das Leben eingreift, ist unterschieden nach der Richtung, die sie nimmt, nach den Wirkungen, die sie hat. In die Schule eingeschlossen, äußert sich der Sectengeist immer nur auf die gleiche Weise, als ein todtes Formelwesen, mögen nun Aristoteles oder Descartes, Leibnitz oder Kant die Meister heißen, und den Namen herleihen, um die Begriffe zu stempeln, welche ehemals in ihrem Geiste wohl Gedanken waren, jetzt aber nur als leere Formeln herumgetrieben werden. Indessen ward doch dadurch wenigstens der noch schädlichere Sectengeist jener das Leben selbst ergreifenden und zerstörenden atheistischen Philosophie der Sinnlichkeit von Deutschland abgehalten; auch blieb das todte Formelwesen, die Pedanterei nicht von langer Dauer. Leibnitz, obwohl meistens lateinisch oder französisch schreibend, hatte dennoch das wissenschaftliche Studium der deutschen Geschichte und deutschen Sprache ganz von neuem belebt; und selbst Wolf hatte in seinen deutschen Schriften für die Bildung der Sprache ein verdienstvolles Beispiel gegeben. Bald folgten ihm darin andre nach; obwohl noch in der Schule jener Philosophie gebildet, doch als Selbstdenker von allgemeiner Geistesbildung auf zum Theil eignen Wegen. Diese nebst einigen bessern Dichtern arbeiteten die Sprache zuerst aus der Barbarei hervor, in welche sie versunken war, bis alsdann Klopstock in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Stifter einer ganz

neuen Epoche ward, und der eigentliche Meister und Vater der jetzigen deutschen Literatur.

Ehe ich aber diese zu schildern versuche, ist nothwendig noch einen kurzen Rückblick zu werfen auf den Zeitraum, welcher in der Mitte liegt zwischen der altdeutschen und neudeutschen Literatur. Zwar hat das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert nur wenige große Schriftsteller in deutscher Sprache hervorgebracht, aber diese wenigen sind desto merkwürdiger. Wie die alte Ritterpoesie und die Kunst des Mittelalters in den Streitigkeiten des sechszehnten Jahrhunderts in Vergessenheit gerathen, wie in den Bürgerkriegen dieses und des siebzehnten Jahrhunderts selbst die Sprache verwildert sei, das ist schon erwähnt worden. Was noch ein Gegenmittel gegen diese einreißende Verwilderung gewährte und einen Ersatz für den Verlust alles Alten wenigstens in der Sprache, das war die deutsche Bibelübersetzung. Es ist bekannt, daß alle gründlichen Sprachforscher diese als die Norm und den Grundtext eines in hochdeutscher Sprache classischen Ausdrucks ansehen, und nicht bloß Klopstock, sondern noch viele andere Schriftsteller von der ersten Größe haben ihren Stil vorzüglich nach dieser Norm gebildet, und aus dieser Quelle geschöpft. Es ist bemerkenswerth, daß überhaupt in keine neuere Sprache so viele biblische Wendungen und Ausdrücke aufgenommen worden und ganz ins Leben übergegangen sind, wie in die deutsche. Ich stimme denjenigen Sprachforschern vollkommen bei, welche dieß für sehr glücklich halten, und glaube eben daher einen Theil von der fortdauernd sich erhaltenden geistigen Kraft, dem Leben und der Einfalt herleiten zu müssen, die das Deutsche in unsern besten Schriften vor allen andern neuern Sprachen so sichtbar auszeichnet. Was der Katholik, was der neuere protestantische Gelehrte an Luthers Bibelübersetzung zu tadeln

findet, betrifft in der That nur einzelnen Stellen, wo er entweder nach seinem besondern Sinn, anders als die alten Lehrer der Kirche es verstanden, gedeutet und übersetzt hat, oder auch für das Einzelne geschichtliche, naturhistorische, geographische, und andere Hülfsmittel zum richtigen Verständniß entbehrte. Je mehr man aber in der neuern Zeit vor etwa dreißig Jahren die Versuche wiederholte, auch die Bibel durch vernünftig auflösende Uebersetzungen in ein Noth- und Hülfsbüchlein der Aufklärung zu verwandeln, ein Beispiel, welches selbst unter angeblichen Katholiken Nachfolge gefunden hat; jemehr hat man, nachdem man von dieser Modethorheit zurückgekommen war, die Vortrefflichkeit dieser altdeutschen Bibelübersetzung anzuerkennen sich bewogen gefühlt. Zwar gehört sie nicht eigentlich Luthern allein an, sie ist bekanntlich nur durch Auswahl des Besten aus so vielen schon vor ihm vorhandenen Uebersetzungen entstanden, wobei ihm, was die Erklärung selbst betrifft, noch mancher seiner gelehrten Freunde, besonders Melanchthon, beigestanden. Nichts desto weniger bleibt ihm selbst, was die Kraft der Sprache, und den eignen Geist, diese große und starke Art des deutschen Ausdrucks betrifft, ein unverkennbares Verdienst. Denn auch in seinen eignen Schriften findet sich eine Beredsamkeit, wie sie im Lauf der Jahrhunderte unter allen Völkern nur selten in dieser Kraft hervortritt. Freilich hat dieselbe auch alle die Eigenschaften an sich, die man einer durchaus revolutionären Beredsamkeit immer wird nachsehen müssen. Aber nicht bloß in solchen halb politischen, das öffentliche Leben heftig ergreifenden, und in den innersten Fugen erschütternden Schriften, wie die an den Adel deutscher Nation, findet sich diese Luthern eigne Kraft revolutionärer Beredsamkeit, sondern auch in allen seinen übrigen Werken. Denn fast in allen sehen wir seinen innern gro-

ßen Kampf lebendig uns vor Augen gestellt. Es liegen, so zu sagen, zwei Welten mit einander im Streit in dieser durch Gott und durch die Natur so starken, so reich ausgestatteten Männerseele, und wollen sie beide an sich reißen. Es ist überall in seinen Schriften, wie ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen einem unerschütterlich festen Glauben, und seiner eben so unbezwinglichen wilden Leidenschaft, zwischen Gott und ihm selber. Welche Wahl er nun an diesem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von seiner großen Geisteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt so wie damals das Urtheil nicht anders als verschieden und ganz entgegengesetzt ausfallen. Was mich selbst und mein Urtheil über ihn anbetrifft, so darf ich es wohl kaum erst erwähnen, daß mir seine Schriften wie sein Leben keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir sehen, wie eine große erhabene Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht, und sich zum Verderben neigt. Was Luthers Geistes-kraft und Größe, abgesehen von dem Gebrauch und der nachmaligen Entwicklung seiner Denkart, betrifft, so scheint es mir in der That, daß noch keiner seiner modernen Anhänger und Bewunderer, ihn von Seiten der Kraft, die er wirklich hatte, nach Würden anerkannt und gepriesen habe. Die andern, welche zu ähnlichen Zwecken mit ihm wirkten, waren meistens nur gelehrte, mäßig denkende und aufgeklärte Männer von der gewöhnlichen Art. Er war eigentlich der, auf den es ankam, und auf dessen Seele es gelegt war, was aus dem Zeitalter werden sollte; er war der alles entscheidende Mann des Zeitalters und der Nation.

Luther war durchaus ein Volksschriftsteller. So merkwürdige, umfassende, vielwirkende, durch Geisteskraft außerordentliche Volksschriftsteller hat kein anderes Land in dem neu-

ern Europa gehabt, als Deutschland. Es war auch, wie sehr die gelehrten und gebildeten Stände in Deutschland denen andrer Ländern in manchen Zeiten nachstehen, ihnen kaum gleich kommen, oder sie doch erst später übertroffen haben mögen, in keinem andern Lande das Volk von jeher im Innern mit solcher geistigen Kraft ausgerüstet, als Volk das erste, ja das einzige in Europa, an welchem sich diese in den Tiefen der Menschheit ruhende Naturkraft so offenbart und bewährt hätte, als das deutsche. Es ist ein alter Spruch, daß die Gewalt der Könige von Gott eingesetzt sei; aber auch das ist eine Bemerkung aller Zeiten, daß aus dem Rufe des Volks die Stimme Gottes sich vernehmen lasse. Beides ist wohlverstanden vollkommen wahr; wehe denen, welche diese Gottesstimme mißdeuten oder verwirren wollen. Mitleiden verdienen diejenigen, welche einer leeren, todten Politik ergeben wähnen, sie könnten das Volk leiten, nach ihren eigennützigen, kleinlichen Absichten lenken; da das Volk, klüger als sie denken, und als sie selber sind, jene Absichten recht wohl bemerkt, und sich so leicht nicht leiten läßt. Des größten Verbrechens aber machen sich wohl diejenigen schuldig, welche jene in ihrem Ursprung ehrwürdige Naturkraft des Volkes muthwillig nur zum Spiel der Zerstörung in Bewegung zu setzen sich erkühnen; eine Kraft, die in ihren Wirkungen immer furchtbar sein wird, sobald sie von ihrem einzigen wahren Ziel, dem Gehorsam und Glauben Gottes abgewichen ist. Beschränkt ist auch das Urtheil derer, welche glauben, diese Kraft, weil sie dieselbe nicht zu achten wissen, sei gar nicht vorhanden, oder könne vertilgt werden, wo sie doch von Alters her und ursprünglich, wie in Deutschland, vorhanden ist, weil sie, wie manche andere verborgene Kraft der Natur, nur in seltnern Fällen sich äußert.

Nicht bloß die Religion war wie in Luthers und andrer

Werken im protestantischen Deutschland Gegenstand und Angelegenheit der Volksschriftsteller, sondern auch die Dichtkunst fiel vorzüglich ihnen anheim, ja sogar die Philosophie. Ich erwähne hier nur als die merkwürdigsten, den bekannten Meistersänger von Nürnberg, und dann jenen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unter dem Namen des teutonischen Philosophen in den protestantischen Ländern und dem übrigen Europa berühmten christlichen Schwärmer und Seher.

An Volksliedern und Volksdichtungen besitzt Deutschland einen großen Reichthum. Die Volksdichtung überhaupt ist von zwiefacher Art; theils sind es Lieder, einzelne, verlorne Anklänge von der untergegangenen Poesie einer ältern Helden- und Ritter-Zeit, wenn deren Ueberlieferung durch spätere Revolutionen unterbrochen, oder bei einer neuen bürgerlichen Einrichtung des Lebens verdrängt und vergessen worden ist. Theils aber wird die Dichtkunst in solchen Zeiten auch vom Volke, für sein Bedürfniß und nach seiner Art selbst geübt, obwohl nicht ohne Erfindung und Geist, doch im Aeußern handwerksmäßig, und das ist eben das Eigenthümliche des spätern deutschen Meistergesanges. Ein Handwerker in der Poesie wie im Leben ist dieser Meister von Nürnberg, Hans Sachs, nicht bloß der fruchtbarste, sondern auch wohl der kraftvollste in seiner Art, besonders reich an Witz und von gesundem Verstand, und wenn man von andern Nationen anführen will, was diese bei sich in der Literatur ihrer ältern Zeit gar nicht hintansetzen und wohl zu achten wissen, wenigstens erfinderischer als Chaucer, reicher als Marot, poetischer als beide. Für die Sprache enthält er einen reichen, noch gar nicht benutzten Schatz.

Eben dieß gilt auch von Jacob Böhme, jenem teutonischen Philosophen, der von den gewöhnlichen Literatoren mei-

stens übel behandelt wird. Worin sein Gutes, und auch sein Irriges bestand, davon bekennen sie wohl selbst nichts zu verstehen; aber auch von dem äußern Verhältniß des Mannes, wie er zu seinem Zeitalter stand, und durch welchen Zusammenhang damals diese und ähnliche Meinungen sich verbreiteten, davon wissen und ahnen sie gar nichts. Wie wenig es an sich das rechte Verhältniß sei, wenn unter den Gelehrten und Gebildeten, und in der eigentlichen Literatur nur todte Formeln auf der Oberfläche sich umhertreiben, die tiefere und lebendige Philosophie aber entweder einer geheimen Ueberlieferung oder einzelnen wahrhaft, oder bloß schwärmerisch Begeisterten aus dem Volk anheimfällt, das habe ich schon früher erwähnt. Aber so war es nun einmal zu jener Zeit im protestantischen Deutschland, und auch in England. Man nennt Jacob Böhme einen Schwärmer. Wenn es aber auch gegründet sein sollte, daß die Phantasie einen bei weitem größern Antheil an den Hervorbringungen seines Geistes hatte, als ein erleuchteter Verstand; so muß man es gestehen, daß es eine sehr dichterische Phantasie war, die wir in diesem sonderbaren Geiste gewahr werden. Wollte man ihn deßfalls bloß als einen Dichter betrachten und mit andern christlichen Dichtern, welche übersinnliche Gegenstände darzustellen versucht haben, mit Klopstock, Milton oder selbst mit Dante vergleichen, so wird man gestehen müssen, daß er sie an Fülle der Phantasie und Tiefe des Gefühls beinahe übertrifft, uud selbst an einzelnen poetischen Schönheiten und in Rücksicht auf den oft sehr dichterischen Ausdruck ihnen nicht nachsteht. Was man auch in Rücksicht auf Philosophie Mangelhaftes oder Irriges in den Lehren des Jacob Böhme zu bemerken glaubt, die Geschichte der deutschen Sprache darf ihn nicht mit Stillschweigen übergehen, denn in wenigen Schriftstellern hat sich noch zu jener

Zeit der ganze geistige Reichthum derselben so offenbart, wie in diesem; eine bildsame Kraft, und aus der Quelle strömende Fülle, welche sich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zuletzt in dem Maaße kund giebt, und welche die Sprache in der jetzigen Zeit künstlicher Ausbildung, äußerer Abglättung und Nachbildung fremder Kunst- und Sprachgestalten nicht mehr besitzt.

Ebenfalls zur Zeit jenes dreißigjährigen Krieges, der in seiner Nachwirkung so ertödtend, während er noch wüthete aber, für die Geisteskraft noch gewissermaßen erregend und belebend war, bahnte der allgemeinen deutschen Geistesbildung, der Dichtkunst und Sprache der Schlesier Opitz einen Weg, den nach ihm viele betraten. Er schloß sich zunächst an die Holländer an, die damals einen Hugo Grotius besaßen, unter allen Protestanten nicht nur die gelehrtesten und aufgeklärtesten, sondern auch in der Dichtkunst gebildet waren und nach dem Vorbilde der Alten eingerichtete Trauerspiele in der Landessprache besaßen, noch geraume Zeit vor den berühmten Tragödiendichtern Frankreichs unter Ludwig XIV. Doch was Opitz von fremden Nationen, von den Holländern oder im Schäferroman von den Spaniern entlehnte, darin liegt sein Werth nicht; auch seine dramatischen Versuche in freien Uebersetzungen oder Nachbildungen aus den Griechen oder den Italienern haben keinen wesentlichen Erfolg gehabt. Selbst bei seinen eigenthümlichen lyrischen, vermischten und lehrenden Gedichten muß man, um ihn richtig zu beurtheilen, mehr auf das sehen, was er hätte werden können nach seiner Natur und nach dem, was er wollte und im Sinne hatte, als nach dem, was er wirklich geworden ist. Man ist gewohnt, ihn den Vater der deutschen Dichtkunst zu nennen; es scheint mir aber, als ob wenigstens seit Klopstock von den undankbaren Söhnen

nur sehr wenige mit diesem ihrem vermeinten Vater einigermaßen näher bekannt wären. Er war, wenn je ein anderer, ganz eigentlich zum heroischen Dichter bestimmt. Das hatte er auch im Sinne für die deutsche Nation zu werden. Aber in einem unruhigen Leben von den damaligen Zeitverhältnissen umhergeworfen, starb er in noch frühem männlichem Alter und ließ seine Absicht und seine Poesie unausgeführt. Wohl aber spürt, wer dieß zu fühlen weiß, in derselben überall jene Denkart und große Seele, die eigentlich den Heldendichter macht; und auch in der Sprache ist eine kunstlose naive Einfalt bei der Würde und innern Stärke, die nach meinem Gefühl späterhin nur selten, oder eigentlich nie ganz so wieder erreicht worden ist, und in deren Rücksicht ich Opitz bei weitem den Vorzug vor Klopstock geben würde, der doch in seiner Zeit so hoch über allen andern steht.

Neben Opitz ist unter den schlesischen Dichtern dieser Zeit besonders noch Flemming ausgezeichnet, der, was ihm Freundschaft, Leidenschaft und Liebe im eignen Leben gewährten, was er auf einer denkwürdigen Reise über das damals noch wenig bekannte innere Rußland nach Persien und bei seinem dortigen Aufenthalte sah und erfuhr, mit glühendem Gefühl und mit einer oft orientalisch farbenreichen Phantasie in seinen Liedern und Gedichten darstellt; nur in der Sprache ist er ungleicher als Opitz. Vom Uebel war aber schon, daß diese Dichter nicht eigentlich allgemeine Deutsche, sondern nur schlesische Provinzial-Dichter zum Theil wirklich waren, zum Theil als solche wenigstens angesehen wurden. Je mehr seit dem unglücklichen Bürgerkriege, dessen Flamme durch die Theilnahme von halb Europa und durch die Arglist fremder Staatskunst genährt, dreißig Jahre lang Deutschland verheerte und verwüstete; je mehr seit dem noch unglücklichern Frieden von

1648 die Kraft der deutschen Nation gebrochen war, je mehr ging auch der deutschen Poesie der Stoff aus, und endlich sank sie fast ganz herab zu bloßen Gelegenheitsgedichten und zu einer entarteten üppig spielenden Künstelei, wie meist immer geschieht, wo sie keinen rechten Gegenstand mehr hat und das wahre Leben schon entflohen ist. Diesen unechten Geschmack brachte Hoffmannswaldau auf, Lohenstein machte ihn, eben weil er nicht ganz ohne Talent war, allgemein herrschend. Es war dieser Zeitraum von 1648 bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die eigentliche Epoche der Barbarei und eine Art von Zwischenreich und chaotischem Mittelzustand in der deutschen Literatur, wo die Sprache selbst zwischen einem feinsollenden Halbfranzösisch und einem verwilderten Deutsch schwankend, zugleich verkünstelt war und doch gemein. Auch in Rücksicht des politischen Zustandes war die Zeit unmittelbar nach dem westphälischen Frieden für Deutschland die schmachvollste und unglücklichste. Mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich Deutschlands Kraft von neuem; Oesterreich erstieg wieder den höchsten Gipfel der Macht und des Ruhms, mehrere der ersten Thronen in Europa wurden von deutschen Fürstenhäusern bestiegen, während eines derselben in Deutschland selbst zur königlichen Würde emporstieg. Dieß Alles mußte wenigstens allmälig günstig und erweckend auch auf den Geist, auf Bildung und Sprache wirken. Mehrere Fürsten waren selbst durch das Interesse des Staates aufgefordert, die Wissenschaften zu befördern. Es wirkte auch, aber nur sehr langsam und anfangs schwach, denn die Hindernisse waren groß, Sprache und Kunst selbst auf falschem Wege verirrt. Die ersten in Gedanken und Sprache bessern lyrischen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren doch größten Theils auch, wie ihre Vorgänger im siebzehnten, auf dieselbe Gattung

galanter Hof=, Staats=, Fest= und Gelegenheitsgedichte be=schränkt. Die, welche in der Sprache die sorgfältigsten wa=ren, Hagedorn und nach ihm Uz, ahmten allzu oft nur fran=zösische oder englische Dichter, obschon nicht unglücklich, nach, seltener nur sprachen sie sich selbst aus, in Gedichten eigner Erfindung und in Liedern eignen Gefühls. Diejenigen, wel=che durch einen höhern Schwung, wie Haller, oder durch eine glückliche Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, wie Gleim, am mei=sten Dichter genannt zu werden verdienen, sind in der Sprache nichts weniger als correct, oft entschieden fehlerhaft. Sehr groß bleibt dennoch ihr Verdienst, wenn man, was sie für die Sprache und deren Ausbildung thaten, mit dem Abgrunde von Barbarei zusammen hält, aus dem sie dieselbe wieder heraus=arbeiten mußten und sie darnach beurtheilt. Noch größer er=scheint dieß Verdienst, wenn man auch die ungünstigen Um=stände und Verhältnisse mit erwägt. Einige von jenen ersten Bearbeitern der deutschen Sprache und Dichtkunst starben früh, wie Kleist, dem auch so vielleicht die Palme unter allen ge=gebührt, Kronegk und Elias Schlegel; andere gingen ins bür=gerliche und praktische Leben über, ließen sich im Auslande nieder oder wurden doch sonst zerstreut. Es fehlte an einem vereinenden Mittelpunkte, den man allgemein aber vergeblich von Friedrich dem Zweiten erwartete. Man pflegt in den neuesten Zeiten diesen König von Preußen wohl damit zu ent=schuldigen, daß man sagt, deutsche Sprache und Gelehrsamkeit seien, als er auf den Thron kam, in einem solchen Zustande gewesen, daß man sich nicht verwundern dürfe, wenn ein so geistvoller Monarch sich mit Ekel und Geringschätzung davon weggewandt habe. Im Allgemeinen aber ist dieß nicht ge=gründet; wie viel hätte ein König vermocht für deutsche Spra=che und Geistesbildung zu thun, zu dessen Zeit Klopstock,

Winkelmann, Kant, Lessing und neben diesen Geistern von erster Größe, so manche andere verdienstvolle Männer, zum Theil in seinen eignen Staaten geboren, der Wissenschaft und der Kunst lebten! Wo möchte wohl je eine Regierung mehrere Männer von solcher Größe auf einmal finden, um einen Gelehrten-Verein zu bilden; und was waren es denn für Ausländer, denen der König den Vorzug gab, den einzigen Voltaire ausgenommen? Ein Maupertuis, ein la Metrie, gewiß eben nicht die auserlesensten der französischen Literatur. Man darf es daher Klopstocken nicht verargen, wenn er mit einem Selbstgefühl, das ihm wohl erlaubt war, durch jene Vernachlässigung deutscher Kunst und Sprache sich selbst so zu sagen persönlich beleidigt fand. Er hat dieß bitter empfunden und oft geahndet, indem er, freilich sehr zu des Königs Nachtheil, denselben in dieser Beziehung mit Cäsar zusammenstellt. Zu dessen Zeit ward auch in Rom mehr griechisch, schlecht oder gut, geredet und geschrieben, als nur irgend französisch im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Classische Geisteswerke hatte die römische Sprache damals auch eben so wenig, oder doch nicht bessere aufzuweisen, als die neuere deutsche Literatur vor **1750**. Gleichwohl hielt Cäsar es der Mühe werth, seiner Sprache die sorgfältigste Aufmerksamkeit zu widmen, ja selbst Forscher und Sprachlehrer in ihr zu sein. Dadurch ward er der erste Redner seiner Zeit und einer der ersten Schriftsteller in seiner Sprache, was in einer fremden in dem Maaß zu sein, noch niemanden gelungen ist. Für das Ganze war es vielleicht ein Gewinn, wenn jener, damals so allgemein ersehnte deutsche Gelehrten-Verein nicht zu Stande kam. Manches Einzelne würde sich glücklicher und schneller entwickelt, dagegen aber die deutsche Literatur überhaupt vermuthlich einen beschränktern Geist und Umfang, und statt des allgemein deut-

schen zu sehr einen besondern Provinzialcharakter erhalten haben. Sie hätte eine etwas schnellere Entwicklung zu theuer erkauft mit dem, was ihr bis jetzt noch am meisten ihren eigenthümlichen Werth giebt, dem Reichthum und der Freiheit. Der ganze Standpunkt aber, von welchem jene Entschuldigung Friedrichs des Zweiten ausgeht, ist nicht der rechte. Wenn die Könige mit der Begünstigung der Wissenschaften überall warten wollen, bis es Schriftsteller in Menge giebt, bis diese durch sich selbst hinlänglich berühmt, und vielleicht schon in ihrer Kraft erschöpft und abgelebt sind; so bleibt ihnen freilich nichts übrig, als die erprobtesten unter den Schriftstellern, die unschädlichsten und invalidesten in einer Art von Verpflegungsanstalt, unter dem Namen einer Akademie der Wissenschaften zusammen zu thun. Wollte man aber den Geist einer Nation wahrhaft bilden und leiten, so müßte man grade der noch jugendlichen und nicht ganz entwickelten Talente sich bemeistern, ihnen freien Spielraum gönnen, und reichliche Hülfsmittel der Entwicklung, dagegen aber auch die wahre Richtung auf das geben, was in einem nationalen und großen Sinn allgemein nützlich zu heißen verdient. Klopstocken ist für seine Person jenes Gefühl um so eher zu verzeihen, da er unstreitig fähig gewesen wäre, nicht bloß in der Dichtkunst, sondern in allen Theilen, und in dem ganzen Gebiete der Literatur einen neuen Geist und einen wohlthätigen Einfluß zu verbreiten. So viel Böses Voltaire in Frankreich, eben so vieles und mannichfaltiges Gutes hätte Klopstock nach seinem umfassenden Geiste in Deutschland wirken mögen, wenn ihm Raum und Gelegenheit, Macht und Hülfsmittel dazu gegeben worden wären.

Klopstock stand ganz einsam und fast allein damals in der deutschen Welt mit seinem hohen Nationalgefühl, welches nur von wenigen mitempfunden, von niemanden verstanden

ward. Es blieb ihm also nur übrig, es in seiner Poesie nieder zu legen. Mit der Messiade beginnt eigentlich der höhere Aufschwung der neuern deutschen Literatur; so unermeßlich ist das Verdienst derselben, besonders in Sprache und Ausdruck, obwohl dieß Gedicht meistens nur dem Namen nach im Allgemeinen bewundert wird, wenigstens im Ganzen nie wahrhaft wirksam in das lebendige Gefühl überging. Der Plan leidet an denselben Schwierigkeiten, die noch kein Gedicht von dieser Art, und über solche Gegenstände ganz hat lösen können. Am glücklichsten ist Klopstock überhaupt als Dichter wohl in den elegischen Stellen. Jede Regung, jede Stufe, Tiefe und Mischung der elegischen Gefühle, weiß er als Meister darzustellen; und hier reißt er den Mitempfindenden fort, der ihm gern folgt, wie weit auch der Dichter jenem Strome, und dem Gange seiner Empfindung sich überlassen mag. Selbst für einen der gefallnen Geister, den Abbadonna, weiß er das innigste Mitgefühl zu erregen. Es ist aber noch ein anderes Element in seiner Poesie, außer jenem elegischen Gefühle, das oft störend wirkt. Dieses ist die rhetorische Kunst, die ihn bisweilen zu Uebertreibungen verleitet; daher er oftmals in der Prosa mit erzwungener Kürze Sentenzen, einzelne Gedanken und Wendungen bis zur Unverständlichkeit abschärft und zuspitzt, in dem epischen Gedicht aber in den entgegengesetzten Fehler kunstreicher, aber allzu langer Reden sich ergießt. Sind schon im Virgil und Milton die Reden nicht gespart, nnd oft von einer beträchtlichen Länge, so trifft der gleiche Vorwurf die Messiade in noch ungleich höherm Maße. Geben wir ihm als Dichter auch zu, daß alle diese himmlische Personen sich der menschlichen, ja der deutschen Sprache bedienen dürfen, so wird doch niemand sich leicht überreden können, daß diese gei-

stigen Naturen sich so gar weitläuftiger Reden unter einander bedienen sollten.

Daß nicht bloß die Nation, sondern auch der Dichter selbst unbefriedigt war, und mit sich selbst nicht Eins über das Ganze der Messiade, das kann auch der große Abstand bestätigen, welcher die zweite Hälfte des Gedichts von der ersten unterscheidet.

Es lag in Klopstocks Geist ein erhabener Begriff von einer neuen und besonders deutschen Poesie. Mit mächtiger Hand stellte er gleichsam die äußersten Endpunkte hin zu diesem großen Entwurf, den er freilich nicht ganz ausführen konnte; auf der einen Seite das Christenthum in der Messiade, auf der andern die nordische Mythologie und altgermanische Vorzeit erfassend, als die beiden Hauptelemente aller neuern europäischen Geistesbildung und Dichtkunst. Die nordische Mythologie und Edda fingen dänische Forscher und Dichter damals schon an, wieder an das Licht zu ziehen, und von neuem zu beleben. Ein Verdienst, woran denn auch Klopstock Theil nahm; nur daß einzelne lyrische Gedichte und abgerissene Anspielungen nicht eben geeignet waren, eine bis dahin bloß den Freunden des nordischen Alterthums bekannte Mythologie wieder in die lebendige Poesie einzuführen; was nur durch ausgeführte darstellende Werke geschehen kann, wie es die dänischen Dichter thaten.

Von Klopstocks Hermann, nebst dem Messias dem größten seiner Werke, gilt auch, was über die Wahrheit und Mannichfaltigkeit des elegischen Gefühls in seiner Poesie schon gesagt worden ist, so wie über den Mißbrauch des rhetorischen Scharfsinns. Als dramatisches Gedicht war es freilich in die Ferne hinaus gedichtet, für eine künftige mögliche Bühne, nicht für die damals wirkliche, die zu jener Zeit, wie auch später,

eher zu allen andern Vergnügungen, Zwecken, Uebungen und Versuchen gebraucht ward, nur nicht zu den poetischen. Es waren nur die beiden äußersten Endpunkte der neuen deutschen Poesie, welche Klopstock ergriff und aufstellte: alles, was in der Mitte lag zwischen dem Christlichen und Nordischen, und eben aus dieser Vereinigung hervorgegangen ist, war ausgelassen; das ganze Mittelalter, die tausend, oder etwa zwölf hundert Jahre, von Attila bis auf den westphälischen Frieden, wenn man diesen, wie billig, auch in dieser Hinsicht als eine Epoche, und als die Gränzlinie ansehen will, wo die Poesie in der Geschichte aufhört. Es fehlte also grade die Region, welche sich jederzeit als die fruchtbarste für die neuere Dichtkunst bewährt hat, und in welcher sie auch, wenn sie einen historischen Gehalt haben, und national sein soll, nicht eben ganz ausschließend, aber doch vorzüglich verweilen und sich ansiedeln muß. Diese große Lücke, welche Klopstock noch gelassen hatte, auszufüllen, dahin wirkten ganz besonders zwei Schriftsteller; Bodmer, als Gelehrter, Wieland als Dichter. Bodmer liebte den alten romantischen Rittergesang und zog die altdeutschen Reichthümer in dieser Gattung zuerst wieder an das Licht; doch auf eine Art, die für das erste noch nicht so allgemein wirken konnte. Wielands Poesie ging ganz auf das Romantische, das Klopstock unbearbeitet gelassen hatte. Allerdings hätte ein historisch romantisches Gedicht nach Art des Tasso, wenn auch nicht grade aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, doch sonst irgend aus dem reichen Dichter-Vorrath des Mittelalters gewählt, noch mehr zu diesem Zweck wirken müssen, als ein Stoff, wie der des Oberon, welcher fast ohne historischen Boden, mehr zu einem bloßen Spiel der Phantasie nach Ariost's Weise sich eignete. Aber auch so, und ungeachtet einiger Unvollkommenheiten und allzu modernen Einmischungen,

war diese Erregung des romantischen Gefühls von hohem Werth. Schade nur, daß der Dichter diese Bahn der fröhlichen Wissenschaft der alten Ritterfänger, und überhaupt die Poesie so bald verließ. Dieses ist der größte Vorwurf, welchen man dem Dichter des Oberon zu machen hat, daß derjenige, welcher der deutsche Ariost, oder doch der Nebenbuhler des italienischen hätte werden können, statt dessen es vorzog der Nachahmer eines Crebillon in Prosa zu sein; ungeachtet es doch so einleuchtend ist, daß er in dieser, auch was Sprache und Ausdruck betrifft, nie so glücklich war als in Gedichten, unter denen, wie ich glaube, vorzüglich der Oberon seinen Ruhm wohl dauerhafter auf die Nachwelt bringen wird, als alle seine griechischen Romane.

Unter den übrigen Dichtern der ersten Generation ist Geßner der eigenthümlichste. Seine Dichtung aber, sich entfernt haltend von aller bestimmten und lokalen Wirklichkeit, und doch auch ohne alle entschiedene Dichtung und Mythologie, schwebt zu sehr im Unbestimmten, und wird eben dadurch einförmig und wirkungslos. In der Sprache ist er sehr lobenswerth, nur daß auch hier in der sonderbaren Entäußerung von Reim und Metrum bei einer solchen Poesie sich dieselbe Hinneigung zum Formlosen und Unbestimmten offenbart.

In einer Rücksicht wirkte Klopstocks Lehre und Beispiel beinahe ungünstig auf die deutsche Sprache. Daß er in ihr die alten Sylbenmaaße zu üben und anzuwenden versuchte, war wohl an sich nicht tadelnswerth. Um eine Sprache aus dem Zustande gänzlicher Verwirrung herauszureißen, sind strenge, kunstreiche, auch fremde Formen sehr heilsam, um nur aus dem gewöhnlichen nachlässigen Gange mit einem Male, wenn auch anfangs nicht ohne einige Anstrengung und Gewalt heraus zu kommen. Auch ist der alte Hexameter dem deutschen Ohre

schon vertraulich geworden. So sehr man indessen die Versuche in fremden Formen als Kunstübungen für die Sprachbildung in Schutz nehmen mag, die ihr unstreitig viel verdankt, für ein eigenthümlich episches Nationalgedicht würde die Wahl eines fremden Sylbenmaaßes immer nicht zu empfehlen sein; denn hier ist die erste Bedingung die, daß das Gedicht nicht bloß dem Sinn, sondern auch dem Ohre leicht faßlich sei, und in der Sprache einheimisch wie von selbst in Gesang übergehe. Bei dem Hexameter tritt noch die besondre Schwierigkeit ein, daß, wenn er freier und weniger streng behandelt wird, diejenigen unbefriedigt bleiben, denen doch eigentlich dadurch ein Fest bereitet werden soll; strebt aber der Dichter dabei nach der höchsten rhythmischen Kunst, so kann dieß besonders in einem längern Gedichte schwerlich gleichförmig durchgeführt werden, ohne daß der Inhalt darüber hintangesetzt würde und selbst die Sprache hier und da Gewalt erleide. Klopstocks Messiade war freilich schon ihrem Inhalte nach nicht für die ganz allgemeine Verständlichkeit und Wirkung bestimmt, sondern auf eine kleine Sphäre beschränkt; um so eher ließe sich jene Wahl des Sylbenmaaßes, wenn auch nicht rechtfertigen, doch einigermaaßen entschuldigen.

Gegen die Natur und den Geist der Sprache aber war es, wenn der vortreffliche Dichter dabei so weit ging, daß er den Reim haßte, ja sogar verbannen wollte, worin ihm seine Absicht jedoch nicht gelungen ist. Eine Gewohnheit, die neun hundert, oder tausend Jahr alt ist, denn so lang war es damals, daß der Reim in hochdeutscher Sprache geübt ward, und durch die so lange Uebung tief eingewurzelt in die ganze Structur der Sprache, diese ist so leicht nicht auszurotten. Allein es ist auch nicht bloß Gewohnheit, sondern der Reim geht aus dem ursprünglichen Wesen der deutschen Sprache selbst

hervor. Klopstock hat geglaubt, die allerältesten deutschen Gedichte und Lieder seien bloß rhythmisch, und ohne Reim gewesen. Allein das letzte ist nicht gegründet; es ist zwar nicht grade unsre Art zu reimen, durch einen vollkommen gleichen Endfall am Schluß der Verse, was darin herrscht. Aber jene unvollkommneren, aber doch sehr regelmäßig bestimmten Anklänge und Reime zwischen den bedeutenden Sylben und Worten, auch in der Mitte oder am Anfang der Verse; in der Weise, welche in den isländischen und altskandinavischen Gedichten herrscht, und unter dem Namen der Alliteration bekannt ist, war in der gesammten germanischen Sprache herrschend, und alle noch vorhandenen altsächsischen Lieder, sowohl die in England als die in Deutschland gedichteten, sind in dieser besondern Art und ältern Form der Reimverse abgefaßt. Der Uebergang von dieser Weise zum vollkommenen Reim war sehr leicht. Es darf daher nicht befremden, wenn wir alle deutsche Mundarten schon in frühen Zeiten ihrer Entwicklung sich desselben bedienen sehen. Es hängt dieses selbst mit dem noch jetzt geltenden Grundgesetz der deutschen Aussprache und Sprache zusammen. Es besteht dieses von allen Sprachforschern dafür anerkannte Grundgesetz darin, daß wir auf die bedeutenden Sylben, besonders die Stammsylben ein Gewicht legen, das mit der Bedeutung und Wichtigkeit selbst steigt; wir messen die Sylben nicht, sondern wir wägen sie. Wir accentuiren nicht bloß zur äußern Verständlichkeit für den Zuhörenden, sondern in das Wort selbst versenkt, fühlen wir gleich die bedeutenden Wurzellaute heraus, bei diesen als bei der Hauptsache verweilend, ohne auf die flüchtigen Nebensylben einen Werth zu legen. Auf diesem, nach dem innern Gehalt sich abwägenden längern oder kürzern Verweilen bei den bedeutenden Sylben, beruht alle eigenthümliche Schönheit der deutschen

Ausſprache, ſelbſt der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutſcher Lieder und Gedichte. Es giebt daher bei uns nicht Längen oder Kürzen wie bei den Alten, die unter ſich für gleich angeſehen werden, ſondern unter den bedeutenden Sylben eine gar nicht zu beſtimmende Menge von Abſtufungen der Bedeutung und des Gewichts. Dieſes iſt das unüberſteigliche Hinderniß, und der eigentliche Grund, warum es bei der Anwendung der rhythmiſchen Kunſt nach den Grundſätzen der Alten in unſrer Sprache immer nur bei einer unvollkommnen Aehnlichkeit und Annäherung bleibt, nie zu einer völligen Gleichheit kommen kann; denn um dieſe zu erreichen, müßte man die Sprache und ſelbſt die Ausſprache in ihren innerſten Elementen zerſtören und zerrütten. Eben dieſes Grundgeſetz unſrer Sprache aber führt auf einem eignen Wege auch zum Reim. In Sprachen ganz ohne Rhythmus, wie die franzöſiſche, iſt der Reim unentbehrlich, ſchon durch das Bedürfniß einer fühlbaren Begränzung, Abſonderung und Verbindung des Verſes; hierbei kommt der Reiz des Unerwarteten, was doch vollkommen glücklich zutrifft, aber ganz von ſelbſt ſo zu kommen ſcheint, ſehr in Anſchlag. In lebhaft accentuirenden Sprachen wird der Reim, wie in der italieniſchen und ſpaniſchen, leicht die Geſtalt eines bloß muſikaliſchen Sylben- und Wortſpieles annehmen. In der deutſchen Sprache, obwohl ſie dem Stamm und der Quelle näher und friſcher entſproſſen, ſich nicht ohne Rhythmus bewegt, führte dennoch jenes Grundgeſetz der Ausſprache, jenes Verweilen bei den Wurzellauten und bedeutenden Sylben dahin, die Anklänge zwiſchen dieſen zu bemerken, zu empfinden, zu ſuchen, und endlich zum Reim zu geſtalten. Auf dieſem eigenthümlichen Wege gelangte die deutſche Sprache zum Reim, und wenn gleich weder die franzöſiſche, noch die italieniſche, oder ſpaniſche Art zu reimen,

auf unsre Sprache ganz anwendbar ist, so ist der Reim selbst doch ihrer Natur gemäß, und wird, so lange sie nur besteht, nie aus ihr verdrängt werden können.

Dank verdient daher Wieland, wenn er das Spiel des Reims, wie es in jener fröhlichen Wissenschaft der Provenzalen und in dem alten Ritter- und Minnegesang herrschend war, auch der deutschen Poesie zu erhalten suchte und in Schutz nahm gegen den allzu einseitigen Eifer jener feierlichen Eloahsänger und ungereimten Bardenschaar, denen Klopstock, zum Theil freilich, ohne es zu wollen, das Dasein gab.

Ihn führte grade sein tieferes Forschen in der Sprache, weil er überall sich selbst Bahn machen wollte, hier und da zur Einseitigkeit und Paradoxie. In den letzten Fehler aus gleichem Grunde zu gerathen, davor war Adelung gesichert. Es hätte sich nach so vortrefflichen Vorarbeiten, wie schon für die Sprachforschung vorhanden waren, allerdings mehr erwarten lassen. Indessen bleibt, was Adelung für die Sprache gethan, bei allen Mängeln und Fehlern, die man ihm in neuern Zeiten nachgewiesen hat, für den gemeinen Gebrauch und den ersten Anfang nicht ohne allen Werth und für seine Zeit nicht ohne Verdienst. Sein Hauptvorurtheil bestand darin, daß er die Reinheit der hochdeutschen Sprache, so wie er sie im Raume sehr eng auf die ehemalige Markgrafschaft Meißen beschränkt, also auch in der Zeit den echten Geschmack sehr eng umzäunen wollte, auf eine kurze Epoche, die er wohl etwas zu früh als das glückliche, obwohl schnell entschwundene, aber desto vollkommnere goldne Zeitalter der deutschen Literatur anpries. Was ihm dabei eigentlich den Stab bricht, das ist seine Antipathie und Ungerechtigkeit gegen eben den Schriftsteller jener Zeit, der ohne allen Vergleich der größte und erste ist, gegen Klopstock, der nicht bloß als Dichter der Sprache

Meister, sondern ungeachtet einzelner Fehlgriffe und Paradoxien, auch als Forscher tiefer in den Geist derselben eingedrungen war, als Adelung selbst.

Wie relativ überhaupt der Begriff eines goldenen Zeitalters, wenigstens in Rücksicht auf unsre Literatur, wie geneigt man sei, es nur immer rückwärts zu verlegen, das kann das Beispiel eines Schriftstellers, aus eben jener so beneidenswerth und glücklich erscheinenden Zeit bestätigen, der wirklich so urtheilte. Gottsched verlegt in einem seiner Gedichte diese glückliche goldne Zeit bis in die Epoche Friedrichs, des ersten Königs von Preußen. Die Schriftsteller, welche er als die classischen in dieser Zeit preist, die also für die deutsche Literatur ungefähr das sein sollten, was Virgil für die römische, Corneille und Racine für die französische waren, sind vorzüglich Besser, Neukirch und Pietsch. Diese Dichter sind freilich jetzt nicht mehr so allgemein bewundert, als Gottscheds Lob es vermuthen ließe; er war aber dennoch so fest überzeugt, daß mit ihnen der menschliche Geist seinen höchsten Gipfel, besonders aber die deutsche Dichtkunst ihre Vollendung erreicht habe, daß er meint, das Zeitalter sei schon etwas im Sinken, und man spüre schon einigen Abgang von dem ganz reinen und eigentlich goldenen Geschmack. Dieß schrieb er im Jahre **1751**, in demselben Jahre also, wo die ersten Gesänge der Messiade erschienen sind; mit welcher Erscheinung mir vielmehr, zwar kein solches alleingültiges und allein vortreffliches, goldnes Zeitalter, allerdings aber der neue Aufschwung der deutschen Literatur zu beginnen scheint. Die schon oben genannten ersten, bessern und guten Dichter, die zum Theil noch vor Klopstock bekannt geworden waren, hatten meistens nur Lieder oder sonst vermischte lyrische Gedichte hervorgebracht. Durch diese kann eine Literatur, so sehr ihr solche, wenn sie schon übri-

gens im Wesentlichen reich ist, zur Zierde gereichen, unmöglich zuerst und allein begründet werden. Dazu wird ein großes Nationalwerk ernsten Inhalts erfordert, sei es nun geschichtlich oder ein episches Gedicht, womit eine Literatur wohl am glücklichsten beginnt. Es ist wahr, daß die deutschen Schriftsteller von der ersten Generation meistens alle eine vorzügliche und sehr lobenswerthe Sorgfalt auf die Reinheit der Sprache gewandt haben, weil der vorhergegangene Zustand das Bedürfniß einer solchen Sorgfalt allgemein fühlbar machte. Doch waren die ersten Anstrengungen auch hierin so wenig mit einem gleichförmigen Erfolge gekrönt, daß ich nicht erst daran zu erinnern brauche, wie wenig auch Klopstock's Ausdruck in der Prosa, dem in seinen Gedichten zu vergleichen ist, oder wie weit Lessing's erste Jugendwerke, die in jene Zeit fallen, von seiner spätern reifen Schreibart abstehen. Selbst für die Sprachentwicklung läßt sich daher schwerlich eine solche Absonderung eines priviligirten Zeitraums in der deutschen Literatur annehmen und rechtfertigen. Ich getraue mir den ganzen Zeitraum von **1750—1800** hindurch, fast von Jahr zu Jahr Werke zu nennen, die auch für die Sprache als erweiternd, ja als vortrefflich anerkannt werden müssen; ganz fehlerfrei, auch in dieser Hinsicht möchten wohl gar keine zu finden sein. Eben so wird man aber überall keinen Mangel haben an Beispielen einer nachläßigen und ganz tadelhaften Schreibart, und zwar von nicht unbekannten Schriftstellern.

Es bietet sich eine andere Eintheilung dar für die deutsche Literatur, die sich als fruchtbarer bewähren dürfte. So bald man dieselbe in dem genannten, unstreitig sehr fruchtbaren Zeitraume von **1750—1800** geschichtlich betrachtet, so kann man allerdings die verschiedenen Generationen der Schriftsteller sehr deutlich unterscheiden. Diesen Unterschied aufzu-

fassen, ist um so wichtiger, da eine jede von diesen Generationen ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel hat, wovon der Grund meistens in dem äußern Verhältnisse und in der Zeit selbst lag. Dieß muß man beobachten, damit man nicht Eigenschaften von einem Schriftsteller verlangt, die er in seinen Verhältnissen nicht wohl haben konnte oder ihm Fehler zum Vorwurf macht, die eigentlich nicht sowohl ihn, als seine ganze Zeit treffen.

Zu der ersten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und erste Wirkungszeit in die funfziger Jahre fällt, bis in den Anfang der sechziger. Die wichtigsten Dichter dieser Generation habe ich schon geschildert. Alle, welche in ihrer Art nicht ohne Verdienst sind, einzeln zu nennen, würden mir die Gränzen dieser Vorträge nicht erlauben. Anführen will ich wenigstens, daß der gelehrte Jesuit, Denis, nebst vielen andern Verdiensten sich auch das erwarb, die gereinigte Sprachbildung jener Zeit, besonders nach Klopstock's ernstem Geschmack, in dem Vaterlande seiner Wahl, dem damals unter Maria Theresia, nach überstandenen Gefahren, glücklich wieder aufblühenden Oesterreich einzuführen und anzupflanzen.

Von den Prosaisten gehören zu dieser ersten Generation einige Philosophen, die ich später nennen werde, selbst Kant in Rücksicht auf die Zeit seiner Geburt, die Epoche seiner Bildung und seiner ersten schriftstellerischen Versuche, vorzüglich aber Lessing und Winkelmann.

Die Schriftsteller dieser ersten Generation tragen im Allgemeinen noch viele Spuren an sich von der ungünstigen Lage, in welcher die vernachlässigte deutsche Sprache und Kunst sich damals befand, aus welcher sich beide erst herausarbeiten mußten, und von den vielen innern und äußern Hindernissen und

Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten. Wie sehr dieß selbst bei Winkelmann der Fall war, obgleich seine ersten, öffentlichen Versuche schon glücklicher auftraten, hat man uns, vielleicht mit weniger Schonung seines Andenkens, durch die Bekanntmachung seiner Briefe aufgedeckt. Kant ist die Spuren und Nachwirkungen dieses langen, harten, mühseligen und arbeitsvollen innern Kampfes nie ganz los geworden. Lessings Jugendversuche, besonders die dichterischen, sind nur als ein Tribut zu betrachten, den auch der Mann von Genie dem Zeitalter, in welchem er geboren wird, auf eine oder die andere Weise zu entrichten pflegt. Die Poeten jener Zeit versetzen uns überhaupt, Klopstock ausgenommen, noch allzu oft in die ältere Epoche der galanten Gelegenheitsgedichte und auf Bestellung gemachten Carmina. Klopstock entwickelte sich als Dichter am freisten und schnellsten, doch läßt sich bezweifeln, ob er nicht in der Wahl seiner Werkzeuge und Gegenstände, in der Anlage seines Planes manche Mißgriffe, die selbst die herrliche Ausführung nicht ganz verdecken und vergüten kann, würde vermieden haben, wenn er sich seinen Weg nicht ganz hätte selbst bahnen müssen, wenn er schon große Vorarbeiten und Versuche auf dem gleichen oder doch verwandten Wege vor sich gehabt hätte, in der eignen Sprache und aus einer nicht gar zu entlegenen Zeit. Dieß waren die nachtheiligen Wirkungen, welche jene Schriftsteller der ersten Generation, eben dadurch, daß sie die Ersten waren, nach der damaligen, anfangs sehr ungünstigen äußern Lage der deutschen Literatur trafen. Aber auf einen starken Geist wirkt das Ungünstige der äußern Lage, was den Schwächern niederdrückt, oft vielmehr zu desto größerer Anspannung und Erhebung der Kraft. Besonders dahin, daß er diese mit ganzem Ernst desto mehr concentrirt, auf ein hohes Ziel seiner Begeisterung und auf

ein großes Werk seines Lebens richtet. Dieses Concentriren aller Kraft auf ein großes Ziel findet sich außer Klopstock vorzüglich auch bei Winkelmann und auf andere Weise selbst bei Kant. Späterhin hat sich unsre Literatur, besonders aber die Poesie vielfältig zu sehr vereinzelt und leichtsinnig zersplittert. Durch diesen Ernst, durch dieses hohe Streben sind denn auch die vorzüglichsten jener ersten Generation die eigentlichen Stifter unsrer neuen deutschen Literatur geworden; nebst Klopstock und Lessing gilt dieß vorzüglich auch von Winkelmann, durch den die Neigung zu der Betrachtung des Kunstschönen eine so entschiedene und charakteristische, vielleicht oft zu ausschließende, vorherrschende Eigenschaft derselben wurde. Es ist eine bloß künstlerische und ästhetische Ansicht, vorzüglich seit jener Zeit, ohne daß er selbst die Schuld davon trüge, in der deutschen Literatur und Denkweise fast die allein herrschende geworden, die oft auch da gefunden wird, wo allerdings noch eine andre, sittlich nationale Beziehung oder religiöse Gesinnung den Vorrang behaupten und das Erste sein sollte.

Sechszehnte Vorlesung.

Blick auf das Ganze. Epoche der genialischen Schriftsteller. Richtung der Poesie auf die Natur und lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutsche Kritik. Lessing und Herder. Vorherrschende ästhetische Ansicht. Lessing als Philosoph. Denkfreiheit und Aufklärung. Kaiser Joseph der Zweite. Charakter der dritten Generation. Kantische Philosophie. Goethe und Schiller. Aussicht in die Zukunft. Fichte und Tieck. Welthistorische Bedeutung der deutschen Literatur. Schluß.

Die neudeutsche Literatur ist einer noch unaufgelösten Dissonanz zu vergleichen. Es dürfte vielleicht nicht schwer sein, im Allgemeinen anzugeben, wo die Harmonie derselben zu suchen sei, und worin sie allein gefunden werden könne. Was würde es aber fruchten, wenn man das entfernte Ziel aufstellte, ohne zugleich auch die Wege anzuzeigen, welche dahin leiten, alle die täuschenden Abwege, welche vorbei und in die Irre führen, und die Hindernisse, welche noch auf dem Wege, welcher der rechte ist, entgegen stehen! Ehe sich an die Auflösung des Problems denken läßt, müssen wir das Problem selbst in seiner ganzen Mannigfaltigkeit auffassen und kennen lernen, und müssen allen den Fäden des noch ziemlich verschlungenen Gan-

zen folgen, ehe wir hoffen dürfen, diesen gordischen Knoten unserer Literatur zu lösen.

Dazu sind diese historische Betrachtungen bestimmt, welche, je näher wir der jetzigen Zeit rücken, um so weniger bei der Charakteristik des Einzelnen verweilen, um so mehr nur auf den allgemeinen Gang der Entwicklung und den herrschenden Geist der Literatur sich beschränken müssen. Zu einer ganz vollständigen Geschichte der neuern deutschen Literatur würde es vielleicht noch zu früh sein. Manches wird erst dann ganz im rechten Lichte erscheinen, wenn alle seine Folgen sich noch mehr entwickelt haben. Hie und da fehlt es auch noch an Aktenstücken, die wichtig sein würden für die Geschichte deutscher Geistesbildung.

Die vornehmsten Dichter der ersten Generation habe ich schon zu schildern versucht. Von den Philosophen und andern Prosaisten zu reden verschiebe ich noch, um der Ordnung der Zeit so treu als möglich zu folgen, da die philosophischen Bestrebungen und Ansichten der beiden wichtigsten unter ihnen, Lessings und Kants, erst etwas später in die allgemeine Denkart wirksam eingegriffen haben.

Nachdem die lange Fehde zwischen Oesterreich und Preußen endlich durch einen dauerhaften Frieden beschlossen worden war, genoß Deutschland auf lange Zeit einer auch für die Wissenschaften und Geistesbildung wohlthätigen Ruhe. Zwar schien es einmal, als würde diese von neuem unterbrochen werden, aber die Gefahr war vorübergehend, und Deutschland blühte mächtig empor im Genuß des Friedens und seiner Kraft, wenn gleich es der wahren Ursache seines damaligen glücklichen Zustandes sich nicht überall deutlich bewußt war.

Die ersten Stifter der deutschen Literatur, gereinigten Sprache und Dichtkunst, welche theils noch etwas vor Klop-

stocks, theils unmittelbar nach ihm zu gleichen Zwecken wirkten, hatten in einer viel ungünstigeren äußern Lage, die größten Hindernisse zu bekämpfen gehabt. Viele derselben hatten sie besiegt, ihre großen ewig ruhmwürdigen Vorarbeiten hatten den Weg gebahnt, selbst ihre Mißgriffe und Mängel konnten den mit Geist nachfolgenden zur Belehrung dienen, und als erste Stufe, um eine höhere Vollkommenheit zu erreichen.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn wir die zweite Generation deutscher Dichter und Schriftsteller, deren erste Entwicklung meistens in die siebziger Jahre fällt, sich mit größerer Kühnheit emporschwingen, und mit mehr Leichtigkeit bewegen sehen. Sie benutzten und ernteten, was die Ersten, die Stifter gesäet hatten. Als Dichter bezeichnen diese Epoche Goethe, Stolberg, Voß, Bürger; es könnten diesen noch einige andere Namen hinzugefügt werden, die als Dichter entweder gleichzeitig mit jenen, etwas früher oder später, ungefähr in derselben glücklichen Zeit emporblühten, an Genie ausgezeichnet, wenn auch durch die Natur ihrer Werke, oder durch äußere Verhältnisse nicht zu so allgemeinem Ruhm gelangt. Außerdem reihten sich jenen wahren Dichtern noch manche andere an, welche mit einer genialischen Kraft prahlten, die sie eigentlich nicht besaßen, und dadurch jene Epoche und den Namen des Genies selbst, wenn dieß durch den Mißbrauch jemals möglich wäre, beinahe in übeln Ruf und Mißcredit gebracht hätten. Um sich aber zu überzeugen, daß jene Epoche eine der glücklichsten für den Aufschwung des deutschen Geistes, und wirklich reich war an genialischer Kraft, darf man sich nur erinnern, daß Jakobi, Lavater, Herder, Johannes Müller, nach der Zeit ihrer ersten Entwicklung, und auch nach dem Charakter ihrer Schriften ganz dieser Epoche angehören; Männer, deren Ruhm zum Theil nicht auf Deutschland beschränkt, auch in

dem übrigen Europa sich verbreitet hat. Die Schriftsteller dieser zweiten Generation sind wie im Geist und der ganzen Art, so auch in Sprache und Stil durchaus verschieden von den vorigen. Ihre Schreibart ist voll Seele, Feuer und Leben; sinnreich begeistert oder witzig; immer eigenthümlich und neu, oft sehr kunstvoll im Einzelnen. Die Gleichförmigkeit aber im Ganzen, die strenge Ordnung, das rechte Maaß fehlen oft, ja sogar die nothwendige Sorgfalt für Reinheit und Richtigkeit der Sprache findet sich nicht überall. Dieß gilt selbst von Herder und Johannes Müller, an umfassender Kenntniß den reichsten, durch mannigfaltige Uebung den gewandtesten jener Epoche. Fast möchte es also scheinen, als hätten die Anhänger der ersten Epoche Recht darin, wenn sie behaupten, die Reinheit der Sprache werde wo nicht ausschließend, doch in einem höhern Maaße bei jenen ersten deutschen Schriftstellern gefunden. Doch ist auch dieß nicht allgemein gegründet; bei einigen Schriftstellern, und besonders Dichtern, bei Voß, Stolberg, in vielen Werken von Goethe, findet sich diese Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit; wie nur irgend bei einem Dichter oder Schriftsteller der ersten Zeit. Bei Voß geht die Sorgfalt für die Sprache sogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden sich in einigen der leichtern, der frühern oder der spätern Werke von Goethe einzelne Vernachlässigungen, so ist dagegen in seinen edelsten Gedichten die Sprache so schön, als sie es im Deutschen nur sein kann, und zwar mit einer kunstlosen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopstock nicht hat.

Nicht nur bereichert wurde die Sprache durch das Genie dieser Schriftsteller und Dichter, die sich, auf der Bahn, welche die ersten gebildet hatten, nun noch ungleich kühner und freier bewegten, sondern in einzelnen Werken auch durchaus in flek-

kenloser Reinheit und schöner Vollkommenheit dargestellt. Die Poesie nahm jetzt eine ganz neue Richtung. Früherhin hatte sich dieselbe in zwei Partheien getheilt, nachdem man entweder Wieland oder Klopstock vorzüglich zum Vorbilde nahm. In den Gedichten der Einen floß alles über von Musen und Grazien, von Liebe und Rosen, Amorinen und Zephyren, Nymphen, Dryaden und Hamadryaden. Die andern suchten den Nachhall der alten Bardenlieder bald auf dem Eistanz oder der Bärenjagd zwischen Felsen und Klippen zu ergreifen, oder sie wandelten mit Eloah unter Wolken, auf sonnenbesäeten Himmelsbahnen; und ließen sie sich je zur Erde herab, so war es in Donner, Sturm und Ungewitter gleich der Posaune des Weltgerichts. Zwischen diesen beiden Extremen einer einförmigen Erhabenheit, und jener allzusüßen, halb griechischen, halb modernen Zärtlichkeit in der Mitte, strebten die neuen Dichter nach einer kräftigen Wirklichkeit und Natur. Sie suchten ihre Poesie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen, als seien so einzelne, abgerissene aber kräftige Handzeichnungen, recht nach dem Leben, dasjenige, wodurch auch die Dichtkunst am meisten wirken, und was sie vorzüglich leisten solle. Den Homer als einen großen Dichter der lebendigen Natur, suchten sie alle sich besonders anzueignen; wetteiferten bald ihn auch in die deutsche Sprache zu übertragen. Oder sie erweckten auch mancherlei Erinnerungen altdeutscher Geschichte, Kunst und Gesangsweise; freilich war nicht immer noch eine genaue umfassende Kenntniß der altdeutschen Geschichte und Denkart, Sprache und Kunstweise mit diesem Streben verbunden. Es waren meistens nur Anklänge, deren mehrere doch an sich vortrefflich, oder auch in ihren Folgen sehr fruchtbar waren. Der einzige Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand ward der Stammvater eines ganzen unübersehlichen Geschlechts von in Blech

gekleideten Rittern und Reiterschaaren, welche noch in unsern Tagen die altdeutsche Freiheit und ein edles Faustrecht wenigstens auf der Bühne erhalten. So sehr indessen dieses Werk nicht bloß aus jugendlichem Uebermuth, sondern wie mit Absicht, völlig regellos, ja sogar formlos hingeworfen worden, wie unvollkommen selbst die Geschichte des dargestellten Zeitalters darin aufgefaßt sein mag, es bleibt ein reichhaltiges dichterisches Gemälde von dauerhaftem Werth; mehr als irgend ein anderes von den übrigen Jugendwerken desselben Dichters, wo er seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte.

Im Ganzen ward die Dichtkunst durch diese neue Richtung vielleicht zu sehr von der hohen Idee, welche Klopstock von ihr aufgestellt hatte, in das Einzelne zerstreut und zersplittert, zu sehr in die Sphäre des Wirklichen herabgezogen, und eben durch diesen Drang nach der unmittelbaren Wirkung und Gegenwart zu frühzeitig und zu ausschließend auf die Bühne hingelenkt. Mir wenigstens scheint es, als müßte die Bühne bei einer Nation um so glücklicher aufblühen und sich entwickeln, je später dieß geschieht. Vielleicht verdankt selbst die griechische Bühne ihre Vortrefflichkeit zum Theil diesem Umstande. Schwerlich kann ein Theater jemals gedeihen, wenn nicht Literatur und Poesie, besonders die ernsteren Gattungen derselben schon mannichfaltig angebaut, und eben dadurch höhere Geistes- und Kunstbildung fest begründet sind. Dazu war wohl ein glücklicher Anfang damals in Deutschland gemacht, aber durchgeführt war der Entwurf, und allgemein verbreitet eine solche Denkart noch nicht. Lessings Kritik trug zufälliger Weise auch dazu bei, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bühne zu lenken. Ob er als Kunstrichter, ungeachtet aller Kenntnisse und des großen Scharfsinnes, welchen er be-

saß, für die deutsche Bühne durchaus vortheilhaft gewirkt habe, ist wohl schwer zu entscheiden. Aus den ungelenken Uebersetzungen von Corneille oder Voltaire gerieth man jetzt in die Diderotsche Gattung der moralischen Familiengemälde, und hielt lange Zeit selbst die Prosa für ein Erforderniß einer recht natürlichen Darstellung, damit um so eher auch die Sprache, von allen Banden befreit, dem formlosen Inhalt entsprechen könnte. Doch das ging vorüber; die Verehrung Shakespeares, zu welcher besonders auch Lessing mitgewirkt hatte, blieb, und mit ihr ein höherer Begriff von Natur in der Darstellung, als der in den Familiengemälden nach Diderots Art herrschende.

Lessing war als Kunstrichter mehr dazu geeignet, einzelne Punkte in ein helles Licht zu setzen, besonders aber eingewurzelte Vorurtheile zu widerlegen und auszurotten, als einem Werke der Kunst, einem einzelnen Künstler oder einer gesammten Gattung nach dem ganzen Verhältniß zu der allgemeinen Geistesbildung ihre rechte Stelle und ihren wahren Werth in dem Stufengange der Kunstentwicklung anzuweisen. Ein Werk von hoher Vollkommenheit so zu betrachten und zu bewundern, wie etwa Winkelmann, dazu hatte er nicht Ruhe genug. Und dieß gehört doch wesentlich zu einer vollständigen Kenntniß und Beurtheilung der Kunst oder einer Art derselben nach dem Ganzen ihrer Geschichte und Entwicklung. Nur in den vollkommnen Werken wird das Wesen einer Kunst, nur durch eine ruhige Betrachtung wird die Vollkommenheit solcher Werke ganz erkannt; nicht durch Tadel des Einzelnen oder der unvollkommnen verfehlten Hervorbringungen. Lessings Kritik geht mehr auf die Grundsätze, als auf die Charakteristik des Vollkommenen, und mehr auf die Widerlegung der falschen Grundsätze, als auf die Begründung der wahren. Er ist auch in der Kritik mehr Philosoph als Kunstbetrachter. Die Vieg-

samkeit der Phantasie fehlt ihm, mit welcher Herder sich in die Poesie aller Zeiten und Völker zu versetzen weiß. In der Philosophie der Geschichte ist es eben dieser Sinn für das Poetische in dem Charakter der Sage einer Nation, die Gabe sich in ihre individuelle Denk= und Lebensweise zu versetzen, was Herdern eigenthümlich auszeichnet; selbst als Theologe war es die Poesie der Hebräer, die ihn am meisten anzog. Man könnte ihn den Mythologen unsrer Literatur nennen, wegen dieses allgemeinen Sinnes für Poesie, dieser Gabe, die alte Sage zu empfinden, sich in alle Gestalten und Hervor=bringungen der Phantasie mitempfindend zu versetzen, die selbst einen hohen Grad von Phantasie voraussetzt. Nur kritische Genauigkeit und philosophische Tiefe darf man von diesem an Geist, Gefühl und Phantasie reichen, aber seiner Naturanlage nach durchaus ästhetischen Denker nicht erwarten.

Seit Winkelmann ward überhaupt eine fast über alle Gegenstände sich verbreitende künstlerische und aesthetische An=sicht immer mehr, ja man kann sagen ausschließend herrschend. Nicht bloß die natürliche Neigung des deutschen Geistes zur Kunst und Poesie veranlaßte dieß, sondern auch die gänzliche Entfernung der meisten hier sich entwickelnden Talente von einem öffentlichen Wirkungskreise mußte dazu beitragen. Es blieb dem deutschen Geiste meistens nur die Wahl zwischen den zwei Wegen der innern von dem bürgerlichen Leben mehr ab=gesonderten oder doch erst später wieder dahin zurückkehrenden Thätigkeit, der künstlerischen und der philosophischen. Die erste war Anfangs überwiegend herrschend, selbst zum Nach=theil der letztern, indem manche Schriftsteller, weil sie ihr gan=zes Leben, oder doch den größten Theil desselben, der Betrach=tung der Kunst oder der Beschäftigung mit ihr und ihren Grundsätzen gewidmet hatten, die Anlage zur Philosophie, die

sie besaßen, nicht ganz oder doch nicht hinreichend entwickelten, um auch von dieser Seite wirksam zu werden. Selbst in Winkelmann ist eine solche, und zwar sehr edle Anlage, ganz unverkennbar; allen seinen hohen Kunstideen liegt eine platonische Begeisterung zum Grunde, die er an der Quelle geschöpft hatte und die herrschende Denkart bei ihm war. Unter allen Arten der Philosophie stimmt diese wohl am meisten mit der Kunstbetrachtung überein; doch ist dieser Platonismus so stark in ihm, daß er ihn nicht selten über alle Kunstbetrachtung hinausführt. Besonders in den spätern Schriften nimmt dieser philosophische Hang zu, und ich weiß nicht, ob es nicht ein großer Gewinn für die deutsche Philosophie gewesen wäre, wenn sie mit einem solchen Platoniker begonnen hätte, wie Winkelmann es hätte sein können.

Lessing legte, da sein Geist die Höhe der männlichen Reife erreicht hatte, die antiquarischen Untersuchungen, Theater und Kunstkritik, denen er sein früheres Leben gewidmet hatte, gleichwie Jugendübungen bei Seite. Die philosophische Erforschung der Wahrheit ward das Ziel aller seiner spätern Bestrebungen, denen er sich mit einem Ernst, einer Begeisterung für die Sache hingab, wie vorher keinem andern Geschäft. Denn in jenen andern Fächern, in denen er früher geglänzt hatte, scheint er oft mehr nur wie zum Spiel sich seiner genialischen Kraft zu überlassen, besonders gegen schwächere Gegner, als daß es ihm um die Sache selbst und aus eigner Wahl so ernst gewesen wäre. Wie sehr es seiner Natur auch ein Bedürfniß gewesen sein mochte, sich in den mannigfaltigsten Kunst- und Geisteswegen zu üben, sein eigentlicher Beruf war unverkennbar die Philosophie. Nur daß er darin zu weit über seinem Zeitalter stand, um allgemein verstanden zu werden: was um so schwerer war, da seine Philo-

sophie gar nicht zur Reife und vollkommnen Entwicklung kam, es also bei seiner ganz unsystematischen Art sich mitzutheilen, bloß bei gelegentlichen und indirecten Aeußerungen und hingeworfenen Zügen und Umrissen, wie von einer Skizze blieb.

Von den Philosophen der ältern Schule hatte Sulzer, nach damals herrschender Art, sein Denken und Forschen vorzüglich der Kunst gewidmet; Mendelsohn gesucht, die allgemeinen Wahrheiten der Religion philosophisch zu begründen; Garve gehörte zwar nicht der Leibnitzischen Schule, aber doch in Rücksicht seiner ganzen Art jener älteren Zeit an. Er widmete sich besonders der Moralphilosophie der Engländer und der Alten; aber zum sichern Beweise nach dem Erfolg, den er hatte, daß eine solche mehr nur auf das Wahrscheinliche und Annehmliche begründete und gebildete Moral und Philosophie des Lebens ohne eine tiefere Begründung und allgemeine Erkenntniß dessen, was denn eigentlich an sich wahr und gewiß ist, dem deutschen Geiste nicht genug thun könne. Wielands philosophische Romane trugen dazu bei, unter einem sokratischen Gewande, besonders unter den höhern Ständen eine Moral zu verbreiten, welche im Grunde epikurisch war. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die allgemeine Denkart, wenigstens war diese etwas allzu nachgiebige und unmännliche Sittenlehre eben keine passende Vorbereitung für die schweren und erschütternden Kämpfe, welche dem Zeitalter und der Nation bevorstanden.

Kant war noch nicht berühmt geworden. Ganz abgesondert von den Uebrigen ging Lavater seinen eignen Weg. Man hat von ihm nur die Thorheit seiner Physiognomik und einige ähnliche ergriffen, die erste weit verbreitet, wegen der andern ihn im Allgemeinen als Schwärmer verspottet. Sein philosophischer Tiefsinn ist fast gar nicht anerkannt und verstanden

worden; er konnte ihn freilich auch nur in einzelnen Aeußerungen kund geben und nicht zur Methode gelangen, weil sein Weg des lebendigen Glaubens von dem der damaligen Schulphilosophie so ganz entfernt war. Er ist aber, meines Bedünkens, unter den Suchenden des achtzehnten Jahrhunderts, wie ich diejenigen nennen möchte, welche den Spuren der verlornen Wahrheit unermüdet nachgingen, nebst Lessing der vortrefflichsten und der merkwürdigsten einer.

Was Reimarus aus der ältern Schule für die Erkenntniß der natürlichen Religion aus der Vernunft öffentlich schrieb, ist von der gewöhnlichen Art. Ungleich wichtiger aber ist jener ausführliche Angriff desselben auf die geoffenbarte Religion in seinen Folgen geworden; welchen Lessing, eben weil er mit Ernst in die Untersuchung und auch in das Historische, wenigstens mit dem Willen gründlich zu sein, einging, glaubte bekannt machen zu müssen; in der Ueberzeugung, es sei die Zeit gekommen, alle Zweifel nicht länger zu verschweigen, sondern hervorzuziehen, damit sie desto besser beantwortet werden und die Wahrheit ans Licht kommen möchte. — Lessings Philosophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion. Die gewöhnlichen Fragen und Streitigkeiten, in denen damals die Philosophie noch von Descartes und Locke her befangen war und sich unnütz abarbeitete, hatten kein Interesse für ihn. Dagegen berührt er in der Erziehung des Menschengeschlechts und in den Freimaurergesprächen, wie in allen seinen philosophischen Streitschriften, Punkte, welche die eigentlichen Hauptgegenstände der höhern Philosophie viel näher angehen, welche aber den damaligen Denkern fast ganz aus ihrem Gesichtskreise entschwunden waren. Er war in Beziehung auf die Philosophie dem achtzehnten Jahrhundert völlig entwachsen. Leibnitz war unter den Nahestehenden fast der einzige, der ihn

noch berührte, und er sah ihn in einem weiten Abstande von seinen damaligen Nachfolgern. Um so mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinosa damit verband. Wenn jede Metaphysik seicht zu nennen ist, welche diesen größten unter allen Gegnern nicht nur nicht zu widerlegen weiß, sondern ihn umgehen und ignoriren möchte, so ist wohl nicht zu läugnen, daß Lessing auf seine Art tiefer, wenn gleich nicht so systematisch als Kant in das Innere der Philosophie eingedrungen ist. Wäre sein Leben nicht so frühzeitig geendet, wäre er überhaupt sparsamer mit seiner Kraft, und geordneter in der Anwendung derselben gewesen, so würde dieß gewiß auch öffentlich bewährt und allgemein anerkannt sein. Die deutsche Philosophie würde sich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Lessings freier und kühner Geist dazu fortdauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geschah. Lessing äußerte seine eigentlichen philosophischen Gedanken fast gar nicht öffentlich: alles, was er etwa gelegentlich davon hinwarf, fiel auf als eine allen Ausdruck übersteigende Paradoxie. Ein Spinosist aber, wie man nach Lessings Tode von ihm behauptet hat, war er in der That nicht; außer in so fern ein Denker sich vorübergehend hinneigen kann zu einem Irrthum, den er noch nicht zu widerlegen im Stande ist, und der für ihn vielleicht die Brücke und der Uebergang zur Wahrheit werden soll. Der entscheidende Beweis dafür ist, daß Lessing an die Seelenwanderung glaubte, und unter allen besondern Lieblingsmeinungen scheint diese besonders tief bei ihm gewurzelt zu haben. Diese Meinung aber ist mit Spinosa's System ganz unverträglich, da weder eine Verwandlung der Individuen noch eine persönliche Fortdauer derselben nach diesem System Statt findet. Vielmehr scheint aus diesem Umstande deutlich hervorzugehen, daß Lessing überhaupt zu der ältern

orientalischen Philosophie sich hinneigte, wie er es auch deutlich genug zu erkennen giebt. Man muß also denen fast Recht geben, welche glauben, daß man sich vor der Schwärmerei gar nicht sorgfältig und ängstlich genug hüten könne, um rein davon zu bleiben; denn da weder Leibnitzen all sein Wissen, noch Lessingen sein heller Verstand ganz vor dem bewahren konnte, was jenen Leuten für Schwärmerei gilt, so muß es auf einer gewissen Höhe schwer sein, es zu vermeiden.

Doch von dieser heimlichen Schwärmerei des geistvollen Forschers ging eigentlich nichts in die allgemeine Denkart über. Desto mächtiger und allgemeiner wirkten seine Zweifel und das Beispiel seiner Kühnheit; und so arbeitete er, ohne es zu wollen, eigentlich nur jener Denkart in die Hände, der er so entschieden abgeneigt war, und die er so oft bekämpft hatte. Lessing hat in einem gewissen Sinne das beschlossen, was durch Luther begonnen war; er hat den deutschen Protestantismus bis zu Ende durchgeführt. Als bestimmtes System und geschlossene Parthei konnte der Protestantismus in Deutschland, bei dieser unbedingten Denkfreiheit, wie es sich bald kund gab, nicht länger bestehen. Lessingen selbst aber hatte die hohe Kühnheit seines Forschergeistes zurückgeführt zum Glauben an die älteste Philosophie, und zur Anerkennung der Tradition und ihrer gesetzlichen Kraft in der Kirche.

Lessing hatte in dem ganzen protestantischen Deutschland unstreitig eine auflösende Wirkung. Ob diese gänzliche Auflösung der bis dahin geltenden Denkart und des protestantischen Glaubens vielleicht späterhin gute und glückliche Folgen gehabt hat, oder noch haben wird; ob die Surrogate der Wahrheit zerstört werden sollten, um ein desto tieferes Bedürfniß nach der ganzen Fülle derselben, eine Rückkehr zu ihr, auf Ueberzeugung und eigenes Gefühl gegründet herbei zu führen,

das ist eine andre Frage. Die aufgestellte und anerkannte Denkfreiheit ward weniger zum Aufbauen, zu wissenschaftlichen Entdeckungen und Untersuchungen als zum Zerstören angewandt. Die Vorurtheile unter dem einschmeichelnden Namen der Aufklärung auszurotten, war die allgemeine Losung. Dieß geschah auch unstreitig in vielen Dingen von geringer Wichtigkeit, die eine leichte Entscheidung gestatten. Für die höhern Angelegenheiten und Ueberzeugungen fehlte es ganz an einem festen Maaßstabe, um Vorurtheil und Wahrheit, Glauben und Unglauben zu unterscheiden. Welch ein Mißbrauch mit dem allgemeinen Losungsworte getrieben, wie verschiedene Dinge darunter bezweckt und verstanden wurden, das kann man leicht inne werden, wenn man sich nur vergegenwärtigt, welch einen ganz andern Sinn Denkfreiheit und Aufklärung bei dem tiefen Denker, dem redlichen Zweifler, dem Philosophen Lessing, und welch einen ganz andern etwa bei Basedow, Nikolai oder Weißhaupt hatte. Daß diejenigen, welche unaufhörlich Duldung predigten, gegen die anders Denkenden selbst nicht immer die duldsamsten waren, ist schon erinnert worden. Doch ist das wohl mehr für eine sich oft kund gebende Eigenheit und Schwäche des so leicht mit sich selbst in Widerspruch gerathenden menschlichen Geistes zu halten, als gerade jenen ausschließend zum Vorwurf zu machen. Traten selbst Zweifelsucht, Unglauben und entschiedene Abneigung gegen die Religion in Deutschland ungleich bescheidner und weniger kühn auf als in Frankreich, ja als selbst bei einzelnen Individuen in England, so trug eben diese gemäßigte, der Vernunft schmeichelnde, das Gefühl und den Glauben nicht so gradezu angreifende Form des Unglaubens dazu bei, die Denkart selbst desto schneller und allgemeiner zu verbreiten.

Selbst die allgemeine Friedensruhe, der blühende Wohl-

stand von Deutschland war, so wie der Entwicklung der allgemeinen Geistesbildung, so auch der Verbreitung einer neuen Denkart sehr günstig. Ungeachtet die Wissenschaften und Künste sich nicht überall einer positiven und zureichenden Ermunterung zu erfreuen hatten, so mußte doch das Selbstgefühl überhaupt schon dadurch geweckt und erhöht werden, daß Deutschland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und nach derselben mehr wahrhaft große Regenten besaß, als das ganze übrige Europa. Friedrich und Maria Theresia waren auf verschiedenen Wegen der Stolz ihrer Völker; noch größern Erwartungen wuchs Kaiser Joseph dem mütterlichen Thron zur Seite entgegen. Er entsprach diesen lange genährten Erwartungen durch eine thatenreiche Regierung. In Rücksicht der deutschen Kunst- und Geistesbildung schlug die Hoffnung des patriotischen Klopstock abermals fehl. Als Beherrscher so vieler und großer nichtdeutscher Länder wäre Kaiser Joseph vielleicht mehr berufen gewesen, ein großes wissenschaftliches Institut für ganz Europa, als Deutschland insbesondere, zu stiften. Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit meine Ueberzeugung geäußert, daß dieß zu thun, selbst dem Interesse seines Staats angemessen, und gewiß für den nachherigen Gang der öffentlichen Meinung und die ganze Entwicklung des Zeitalters von sehr entscheidendem Einfluß gewesen sein würde. Es unterblieb, oder geschah doch nicht in dem Maaße und in der Ausdehnung, wie es hätte geschehen können, weil der Kaiser vorzüglich nur die praktische Seite der Wissenschaften achtete. So entfernt aber war er von einer allgemeinen Gleichgültigkeit oder Geringschätzung gegen dieselben, daß er vielmehr einige praktische Theorien damaliger Zeit im Fache der Gesetzgebung, Justiz oder innern Verwaltung und der Finanzen, die jetzt meistens nur als Hypothesen noch erkannt werden und kein Interesse ha-

ben, weit über ihren wahren Werth schätzte. Wie natürlich nun einem thatenreichen Monarchen jene praktische Ansicht der Wissenschaft auch sein mag, so darf doch das Beispiel dieses ausgezeichneten Regenten andern Regierungen hierin nicht zur Richtschnur dienen. Denn wenn es gewiß und jetzt allgemein anerkannt ist, daß der Geist und die Geistesbildung einer Nation für den Staat und den Regenten nicht minder wichtig ist, als die physische Macht und der äußere Ruhm und Glanz, so muß alles, was darauf Einfluß haben kann, wenn es auch gar keine Beziehung auf den unmittelbaren Nutzen zu haben scheint, schon an und für sich als äußerst wichtig betrachtet werden.

Ich wende mich jetzt zu der dritten Generation in der neudeutschen Literatur, deren Charakter von den vorhergehenden sehr auffallend verschieden ist. Den allgemeinen Charakter dieser verschiedenen Epochen und Generationen in der neuen deutschen Literatur sich deutlich vor Augen zu stellen, das ist das sicherste Mittel, manche sonst störende Widersprüche zu lösen, und manche streitenden Meinungen in Uebereinstimmung zu bringen, wo die letztern nämlich auf Mißverständnissen beruhen, oder Eigenheiten betreffen, und nicht aus einer wesentlichen Grundverschiedenheit der Denkart hervorgehen. Das ganze äußere Verhältniß, der herrschende Geist derjenigen Epoche, in welche die erste Entwicklungs- und Bildungszeit eines Schriftstellers fällt, bestimmt oftmals den Charakter desselben, und behält in jedem Fall einen entscheidenden Einfluß auf seine ganze nachherige Laufbahn.

Zu der dritten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und Bildung in die letzten achtziger oder in die neunziger Jahre fällt. Die äußern Begebenheiten und der herrschende Zeitgeist haben hier allerdings auch auf die deutsche

Literatur einen sehr merklichen und entscheidenden Einfluß gehabt; nicht bloß auf die Schriftsteller, sondern auch auf das Publikum. Früherhin bestand das Publikum der deutschen Dichter und Schriftsteller fast nur aus einer Anzahl von einzelnen Kunstfreunden und zerstreuten Dilettanten. So war es, wie Klopstock und seine Zeitgenossen anfingen, und nur langsam war dieß kleine Häuflein deutscher Kunstfreunde angewachsen. Mit der Revolution nahm das Schreiben und Lesen außerordentlich zu, von dem politischen Gebiete verbreitete es sich bald auch über das philosophische, und jedes andre literarische. Wie zweckwidrig es auch oft getrieben worden ist, welchen schädlichen Einfluß es auch hier und da mag gehabt haben; die allgemeine Theilnahme ward doch mehr und mehr erweckt, und selbst wenn man lebhafter als sonst Parthei nahm, war es ein Gewinn für den Geist, der sich oft im Kampf am besten entwickelt. Sollte ich diese Epoche im Allgemeinen mit einem Worte bezeichnen, ohne daß ich fürchten dürfte, mißverstanden zu werden, so würde ich sie die revolutionäre nennen, wenn es anders erlaubt ist, ein solches Wort in einem zwar gültigen, aber doch etwas eignem und von dem gewöhnlichen abweichenden Sinn zu nehmen. Zwar muß es allgemein den deutschen Schriftstellern zum Ruhme nachgesagt werden, daß wenigstens die ersten und ausgezeichneten unter ihnen von dem demokratischen Schwindel der ersten Revolutionsjahre ganz frei und rein blieben. Ich wüßte eigentlich nur Einen zu nennen, von dem man bedauern muß, daß er durch andre und durch sich selbst getäuscht in diesem Strudel für die Welt und für die Literatur verloren ging. Wenn einige der Bessern nicht ganz frei blieben von den trügerischen Hoffnungen jener Zeit, so ward ihre Rechtlichkeit bald inne, daß sie getäuscht waren, und sie ersetzten reichlich den vorübergehenden

Irrthum. Ich nehme jene Bezeichnung also vielmehr in dem Sinne, wie man treffend gesagt hat, Burke habe ein revolutionäres Buch gegen die Revolution geschrieben. Dieß ist so zu verstehen, daß er darum die Erschütterungen des Zeitalters mit so hinreißender Beredsamkeit geschildert hat, weil er die Gefahr ganz kannte und die Größe des bevorstehenden Kampfs, und ergriffen davon selbst in einen Zustand des Kampfs und der innern Erschütterung gerieth. Dieser Zustand des äußern nicht bloß, sondern noch vielmehr des innern Kampfs ist, was ich als das Unterscheidende und Characteristische der Dichter und Schriftsteller dieser dritten Generation betrachtete. Ich darf, um meinen Begriff zu bewähren und ganz deutlich zu machen, nur einen großen Schriftsteller und Dichter dieser Generation nennen, dessen reiche Laufbahn schon vollendet vor uns liegt. Wir sehen Schillern in seinen ersten leidenschaftlichen Jugendwerken durchgehends in dem gewaltsamsten Zustand eines solchen innern Kampfs; wir sehen ihn sogar erfüllt von jenen schwärmerischen Hoffnungen, von jener kühnen Opposition gegen alles Bestehende, welche der Revolution vorangingen. In einigen seiner Jugendgedichte sprechen sich die leidenschaftlichsten Zweifel aus; ein Unglauben, der aber bei solchem hohen Ernst und glühendem Feuer in einem jugendlichen Geiste nicht sowohl Tadel verdient, als Mitgefühl erregt, und die Hoffnung, daß ein so tief erschütterndes Bedürfniß und ein so mächtiger Drang nach Wahrheit in einer starken männlichen Seele nicht lange werde unbefriedigt bleiben können. Welche gewaltsame Uebergänge sehen wir später in Schillers reifer Laufbahn; welchen steten Kampf mit sich und der Welt, mit der Philosophie des Zeitalters und mit seiner eignen Kunst! Rastlos in sich und unruhig umhergeschleudert, sehen wir ihn aber auch hier und da von der äußern großen Erschütterung des Zeital-

ters ganz ergriffen und sie mitempfindend. Dieses ist es, was ich unter jenem Beiwort verstanden wünschte, und was ich im größern oder geringern Maaße bei allen ausgezeichneten Schriftstellern jener Epoche finde.

Die Dichter und genialischen Schriftsteller der zweiten Generation lebten in einer uns fast sonderbar erscheinenden Sorglosigkeit, da wir jetzt gewohnt sind, selbst die ersten Symptome der herannahenden Gefahren und Erschütterungen schon in jener Zeit zu finden. Sie aber waren unbekümmert um alle politischen Verhältnisse und Begebenheiten nicht nur, sondern sogar um die ganze übrige und äußere Welt, nur sich und ihrer Kunst lebend und sich ihrer genialischen Kraft erfreuend. Der einzige Johannes Müller macht hier eine Ausnahme, dessen Geist ganz auf diese Gegenstände gerichtet, von der einsamen Höhe seiner Alpen freilich die heraufziehenden Gewitterwolken früher und deutlicher erkennen mußte, als die unten im friedlichen Thal oder in dem Gewirre der Städte Wohnenden. Statt jener künstlerischen, glücklichen Sorglosigkeit sehen wir die Schriftsteller der spätern Generation aus den achtziger oder neunziger Jahren, alle in dem Zeitalter befangen, sich ganz ihm hingebend, mit ihm im heftigsten Kampf, oder doch auf eine oder die andre Weise ihr ganzes inneres Thun auf das Zeitalter beziehend. Ich will nur einige Extreme anführen. Wodurch anders ist der unentbehrlichste und fruchtbarste aller Schriftsteller des Zeitalters diesem so zum Bedürfniß geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines die Augenblicke verkürzenden Reizmittels, als dadurch, daß er die schwache, mitleidige Seite des Zeitalters zu fassen und sich derselben ganz zu bemeistern wußte? Ein Schriftsteller, der in folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erscheinen wird als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geschmacks in der

jetzigen. Das gerade entgegenstehende Extrem von dieser Benutzung der schwachen Seite des Zeitalters bietet uns ein berühmter Philosoph dar, der in seinem eigenen Ich den Punkt des Archimedes gefunden zu haben glaubte, um die Welt in Bewegung zu setzen und das Zeitalter völlig umzukehren. Will man noch ein anderes Beispiel von einem Verhältniß des Schriftstellers zum Zeitalter, das die Mitte hält zwischen jener Schmeichelei gegen die Schwächen desselben und diesem etwas kühnen Unternehmen, es nach eigner Willkür neu gestalten und auf den Kopf stellen zu wollen, so erinnere man sich an jenen Lieblingsschriftsteller der Nation, der es eben dadurch ist, daß er den ganzen Reichthum eines so verwickelten Zeitalters, alle Dissonanzen und Anklänge desselben, mit Witz und Gefühl, mit einer eignen Manier von Laune, aber in einer so dissonanzvollen, gemischten, buntscheckigen Schreibart zum Vorschein bringt, wie das Zeitalter selbst bei seinem Reichthum in seiner chaotischen Beschaffenheit sich darstellt.

Die Fehler, welche den in die geistige Revolution mit eingreifenden Schriftstellern schon als solchen eigen sind, mögen die genannten und angedeuteten Denker und Dichter in reichem Maaße treffen. Deßhalb darf aber Männern, die so energisch in Kunst und Wissenschaft eingewirkt haben, wie Schiller, Fichte und andre, die in redlicher Kraft den Kampf des Zeitalters mit bestanden und zur großen Entwicklung bedeutend mitgewirkt haben, diese ihre Geisteskraft und ein wesentliches Verdienst nicht abgesprochen und verkannt werden.

Andre wandten sich weg von dem unmittelbaren Anblick dieses chaotischen Zustandes der jetzigen Menschheit, sich in das Gebiet der Phantasie flüchtend und in ihren Spielen sich ergötzend oder sich in die Arme der Natur werfend und der von dem Zustande des Menschen ganz getrennten Betrachtung und

Wissenschaft derselben. Noch andre Suchende ergriffen mit Begeisterung das Große der vergangenen Zeiten, sich ganz in sie versenkend und da die Auflösung hoffend für das Räthsel der unsrigen. Viele der Edelsten wandten sich unbefriedigt von der Außenwelt und auch von der Wissenschaft zurück zur Religion, die dem Zeitalter fast fremd geworden war, und zu dem lange verkannten Christenthum. Es hat auch auf diesem Wege nicht gefehlt an einzelnen Mißgriffen und Mißverständnissen. Daß aber, was dem Zeitalter gebricht und auch in uns selbst fehlte, nur auf diesem Wege gefunden werden könne, das wird jetzt kaum irgend jemand noch in Abrede stellen.

Nur bis hieher will ich das Gemälde fortführen, da ich wohl fühle, wie schwer es ist, eine Zeit zu schildern, der man selbst angehört. Wenn ein äußerer Kampf allgemein wird in irgend einem Gebiete der menschlichen Thätigkeit, der bürgerlichen, wie der geistigen, so wird, je mehr der Kampf sich verwirrt, der Fall eintreten, daß einiges Unrecht alle trifft, oder sollte auch ein Theil an und für sich entschieden Unrecht haben, so wird doch wahrscheinlich auch derjenige, der gegen jene vollkommen Recht hat, abgesehen davon und für sich selbst, neben dem Recht auch wohl einiges Unrechts schuldig sein. Dieß bringt der allgemeine chaotische Zustand so mit sich. Sieht man aber auf die Kunst und die Entfaltung des Geistes in seinen Werken, so gehen wohl aus dem höchsten innern Kampf plötzlich die vortrefflichsten Werke hervor, oft aber auch sind es nur Geburten eben dieses innern Kampfes. Man erinnere sich an den weiten Abstand der Räuber, des Don Carlos, des Wallenstein, in dem Stufengange des angeführten Dichters. Im Ganzen ist harmonische Vollendung und Schönheit nicht die Frucht eines innern geistigen Kampfes, so lange er noch dauert; wohl aber ist er, einen großen Gedanken-

Reichthum zu entwickeln geeignet. Dieser Ideenreichthum ist der eigentlich unterscheidende Vorzug der geschilderten dritten Epoche der deutschen Literatur. Doch würden sich einzelne Werke allerdings anführen lassen, die als solche nicht bloß kunstreich vollendet, sondern von harmonischem Gefühl beseelt und auch in der Sprache schön sind.

Wie sehr man nun auch der Meinung sein mag, daß über diesen in heftigem Kampf begriffenen Zeitraum unserer Literatur eine Art von Amnestie ausgesprochen werden müsse, deren alle Partheien bedürfen; wie sehr man in Rücksicht der Kunst, des Schönen und der Sprache den größten und glücklichsten Dichtern der ersten und der zweiten Generation den Vorzug geben mag: in Rücksicht auf jenen darin entwickelten Ideen-Reichthum bleibt dieser Zeitraum sehr merkwürdig, und wessen Bildung und Entwicklung in diese Zeit, von **1788—1802**, fiel, der wird sie, ungeachtet jener nachtheiligen Verhältnisse, nicht leicht aufgeben oder mit einer andern vertauschen wollen.

Am entschiedensten wirkte in dieser Zeit die Kantische Philosophie. Daß dieselbe für die Denkart und für den Glauben schädlich gewesen sei, kann ich im Allgemeinen nicht finden. Dieser war ohnehin schon von andern Seiten her in seinem innersten Grunde erschüttert. Wurden ja bei einigen die Zweifel vermehrt oder erst rege gemacht, so führten diese Zweifel von der ernsten und tiefen Art ihre Heilung mit sich. Nicht zwar in dem hinfälligen Gebäude des sogenannten Vernunftglaubens; aber es lagen außerdem viele und mannigfaltige Veranlassungen in der Kantischen Philosophie zerstreut, von wo aus ein ernstlich Suchender auf eine oder die andre Art die höhere Ueberzeugung, wenn er sie verloren hatte oder darin irre geworden war, wieder finden, oder doch sich ihr

wieder nähern konnte. Man muß nur bedenken, wie weit doch auch selbst in Deutschland die Philosophie des Zeitalters eingewirkt hatte, um den Unglauben an alles Höhere weit zu verbreiten, so wird man finden, daß die Kantische Philosophie in dieser Hinsicht eher wohlthätig gewirkt, wenigstens einigen als Uebergang gedient hat zur Wahrheit oder doch als erster Anlaß zur Rückkehr. Schädlich freilich war es, daß die Kantische Philosophie so bald eine Secte ward. Doch war es ein vorübergehendes Uebel, so wie auch die Barbarei in der Sprache. Kants eigener Stil hat stellenweise ein Gepräge von Charakter, etwas ganz Eigenthümliches, und neben dem philosophischen Scharfsinn auch Geist und Witz. Aber im Ganzen, und besonders im Periodenbau, trägt seine Schreibart überall die Spuren seines mühselig, nach der Wahrheit ringenden, zwischen Zweifeln umherschwankenden Geistes. Dazu kam die unglückliche Terminologie. Doch jetzt hat sich jene Barbarei und philosophische Chiffernsprache größtentheils wieder ganz verloren; nur bei wenigen unter den ausgezeichneten Schriftstellern werden aus Vernachlässigung noch einzelne Spuren davon gefunden. Einzelne philosophische Schriften der spätern Zeit ließen sich anführen, die in der Sprache tadelfrei sind.

In Kants Philosophie finden sich noch viele von den Mängeln seiner Vorgänger im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wieder. Mit eben so todten Begriffen von Raum und Zeit, wie die Leibnitzischen, beginnt er, schlägt sich dann immer zwischen seinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt herum, wie fast alle Philosophen seit Descartes, und giebt sich endlich der Erfahrung anheim, wie Locke. Weil diese aber über alles Sittliche und Göttliche keinen Aufschluß geben kann, so baut er, auf eine Art, die der Weise der engländischen

Philosophen nicht unähnlich ist, nun aus den Bruchstücken der zerstörten Vernunft-Erkenntniß jenen Vernunftglauben zusammen, der aber noch allzu viel von der Art eben dieser erst von ihm selbst so gewaltig angegriffenen Vernunft mit sich führt, um an sich selbst recht glauben zu können; daher er dann auch bei andern keinen Glauben, noch dauerhafte Wirkung fand. Kants Sittenlehre und Rechtslehre hat zwar den Antheil, welchen die praktische Vernunft in diesem Gebiete haben soll, vorzüglich entwickelt, beweist aber in einem noch höhern Maaße, als das Beispiel der Stoiker, welch ein starres Wesen eine aus der praktischen Vernunft allein hergeleitete Sitten- und Rechtslehre bleiben muß, wenn kein anderes Element hinzugenommen wird; nicht bloß für den innern Menschen ungenügend, sondern auch für das Leben in vielen Fällen ganz unanwendbar, ja wenn es ganz consequent durchgeführt würde, auf die seltsamsten und ganz verkehrten Folgen führend. Auch von dieser starren Kantischen Sittenlehre ist man bald zurückgekommen.

Das Größte, was Kant geleistet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in sich selbst streitend und an und für sich leer und ohne Inhalt sei, mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiete derselben gültig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch sie zu erreichen, also nicht möglich sei. Statt aber nun anzuerkennen, daß diese nur durch innere Wahrnehmung erlangt werde, daß die höhere Philosophie eine Erfahrungswissenschaft sei, statt der Vernunft auch hier im Gebiete der übersinnlichen Erfahrung dieselbe zweite, ordnende und dienende Stelle anzuweisen, stellte er statt dessen dennoch die Vernunft, obwohl unter der ihr gar nicht anstehenden Maske des Glaubens wieder auf den Thron. Hätte er sich jener einfachen alten Annahme

gefügt, hätte er den Weg der innern Wahrnehmung durch den Geist der Kritik mittelst einer, wie im Gebiete der Erfahrung dienenden Vernunft zur wissenschaftlichen Bahn geebnet, so hätte er dadurch, wie er es wollte, was Baco für die Physik, dasselbe für die Philosophie werden können, um sie, statt der eitlen Wortstreitigkeiten, zu einer sichern, lebendigen Erfahrungswissenschaft zu erheben oder vielmehr wieder herzustellen.

Allein für ihn gab es gar keine innere Wahrnehmung, überhaupt nichts Uebersinnliches, als den leeren Raum der von allem Stoff entkleideten Vernunftbegriffe. In diesen war er ganz befangen und verwickelt, und so blieb ihm denn nichts, als jener gezwungene Ausweg eines erkünstelten Glaubens, weil er, zwischen seinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt ewig schwankend, zu keiner Wahl und Entscheidung zwischen beiden kommen konnte. Seine Nachfolger waren kühner, entweder alles aus dem eignen Ich herleitend, oder eben so entschieden die äußere Welt ergreifend. Die angeblich reine Vernunfterkenntniß, welche Kant hatte zerstören wollen, erstand also unter einer doppelten Gestalt wieder auf, als Kunstwerk der Ichheit und als unbedingte Weltwissenschaft. Ganz natürlich erfolgte dieß, da Kant nicht nur die Quelle aller höhern Wahrheit unberührt gelassen, sondern auch in der Aufdeckung des innern Widerstreits, der innern Leerheit der von ihm in ihrer anmaßlichen Alleinherrschaft bekämpften Vernunft nicht auf den letzten Grund und den ersten Ursprung des Uebels gekommen war.

Jene beiden Hauptformen des Irrthums, die aus der Kantischen Philosophie hervorgingen, hier noch weiter zu verfolgen und die gegenwärtige Entwicklung der deutschen Philosophie ausführlich darzustellen, würde mich über die Gränzen meines Planes führen. Lebende Dichter, wo eine Reihe von

vollendeten Werken ihre ganze Laufbahn uns vor Augen stellt, können eher mit aufgenommen werden in das geschichtliche Gemälde der neuesten Zeit. Nicht so die Philosophen, deren Denkart sich stets anders entwickelt, deren System noch im Werden begriffen ist. Ich will hier also nur die allgemeine Bemerkung hinzufügen, daß bei einem so tiefen Forschen, als seit Kant in Deutschland rege geworden, bei einer solchen Kenntniß der ältern Philosophie, wozu wir wenigstens die Hülfsmittel und Vorarbeiten vollständiger und besser als andre Nationen besitzen, von jedem Irrthum der Uebergänge zur Rückkehr und Wahrheit viele gegeben sind; dieß findet bei speculativen Irrthümern um so leichter Statt, je mehr dieselben entschieden und vollendet auftreten. Eine solche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen schon ganz entschieden Statt gefunden. Sollte ich ein Beispiel anführen, was statt vieler gelten kann, so würde ich meinen verewigten Freund Novalis nennen; nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerst betreten und zur festen Bahn auch für andre geebnet hätte, sondern weil seine hinterlassenen Dichtungen und Bruchstücke des guten Saamens so viel enthalten, und verschwenderisch nach den verschiedensten Richtungen umherstreuen, die doch alle hinführen zu dem einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß. In einfacher Würde und mit der schönsten Klarheit hat Stollberg die Herrlichkeit jenes Glaubens entfaltet, die nicht bloß seinem Herzen Beruhigung, sondern auch seinem Geiste und seinem Talente eine höhere Entwicklung und ganz neue Kräfte gegeben hat. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit fast überall gefunden, und ich hoffe, die Rückkehr soll ganz allgemein Statt finden und die deutsche Philosophie eine Gestalt gewinnen, wo man sie

nicht mehr als eine Zerstörerin der Wahrheit wird zu fürchten haben, sondern sie als eine Vertheidigerin und Dollmetscherin derselben wird betrachten dürfen. Man unterscheide die Person von der Sache, vor allen aber hüte man sich, wenn auch die deutsche Philosophie zum Theil noch in großen Irrthümern befangen sein sollte, deßhalb auf die Philosophie überhaupt ein Mißtrauen oder einen Haß zu werfen. Die falsche Philosophie kann nur durch die wahre aufgehoben und ersetzt werden. Diese muß also nothwendig mitwirken zu der Wiederherstellung der Wahrheit, der großen Aufgabe des Zeitalters.

Ich wende mich zu den Dichtern, mich nur noch auf einige Bemerkungen beschränkend. Erst in dem jetzigen Zeitraume wurden Goethes reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entstehung nach in diese Zeit. Die vorzüglichsten derselben werden jetzt an poetischer Kunst und schöner Sprache ziemlich allgemein als das vorzüglichste anerkannt, was wir in unsrer Sprache besitzen. Die genialische Kraft und Leichtigkeit, welche die zweite Generation überhaupt auszeichnet, besitzt dieser Dichter vor allen andern. In einem Stücke jedoch könnte sein Beispiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen versucht, und nicht leicht ein andrer Dichter an solche ganz moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet hat. Desto eher kann man aber über die Schwierigkeiten dieses ganzen Unternehmens selbst urtheilen, wenn man diese künstlichen Werke moderner Darstellung mit der Poesie seiner ältern Gedichte zusammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachstehen, wenn wir beide Werke gegen einander halten, als eine poetische Darstellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Cabinet der Großen sich ver-

breiten. Oder ist es erlaubt, Werke von verschiedener äußerer Art, bei ähnlichem Inhalt zusammenzustellen, so vergleiche man mit der Darstellung von der Verwickelung der Leidenschaften in den höhern gesellschaftlichen Verhältnissen, die Wahlverwandschaften mit dem Tasso. Oder sieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künstler in seinem Gegensatz zu der äußern Welt, wie im Faust, der in seinen Ideen lebende Geist in seinem innern Kampf dargestellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meister, so wird die Gedankenfülle und der kunstreiche Stil in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten scheinen. Sieht man aber auf die Poesie allein, so glaube ich, daß die genannten Werke, Faust, Iphigenia, Egmont, Tasso, bei der Nachwelt den Ruhm dieses großen Dichters als solchen am meisten erhöhen werden, nebst den schönsten seiner Lieder; denn in diesen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich.

Manche zweifeln, ob er an und für sich zum dramatischen Dichter eigentlich bestimmt und geboren sei, oder ob nicht die Ruhe seiner malerischen Darstellung, selbst in solchen Stücken, die wie Egmont am meisten für die Bühne geeignet sind, mehr zum Epischen sich neige. Die Versuche in dieser Gattung selbst, oder in solchen, die sich ihr nähern, sprechen nicht ganz dafür. Denn fast scheint es, daß er weder einen wahrhaft epischen Stoff, der ihm als solcher ganz Genüge leistete, noch eine Form, wie sie die rechte gewesen wäre, dafür habe finden können. Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantischen als zu dem eigentlich Heroischen hin; und es dürfte auch wohl dieses Romantische, in dem weitesten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Phantasie und des Witzes mit den Gefühlen und Anschauungen, wie das Leben sie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Ab-

ſtufungen und Miſchungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieſes Dichters ſein.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf ſein Zeitalter hatte, und zwiefach erſcheint uns auch ſeine Natur. In Rückſicht auf die Kunſt hat er vielen mit Recht als ein Shakſpeare unſers Zeitalters gegolten; unſers Zeitalters, d. h. eines ſolchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung ſich hinneigt, als zur höchſten Kunſtvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poeſie, die alſo auch hier von unſerm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatiſchen Meiſter. In Rückſicht auf die Denkart aber, wie ſie ſich auf das Leben bezieht und das Leben beſtimmt, könnte unſer Dichter auch wohl ein deutſcher Voltaire genannt werden; ein Deutſcher allerdings, wie überall ſo auch hierin, da ſelbſt der poetiſche Uebermuth und die Ironie bei dem Deutſchen erſtlich poetiſcher, und dann gutmüthiger ſich kund giebt, redlicher und ernſtlicher gemeint iſt, als bei dem Franzoſen, wo er ſeine Indifferenz und ſeinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indeſſen wird doch auch in unſerm Dichter oft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geiſtreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinſtrömenden Witz fühlbar, daß es dieſer verſchwenderiſchen Fülle von geiſtigem Spiel an einem feſten innern Mittelpunkte fehlt.

Das Mißverhältniß zwiſchen der Poeſie und der Bühne in Deutſchland zeigte ſich fortdauernd darin, daß nach Klopſtock nun auch Goethe manche dramatiſche Werke hervorbrachte, ohne alle Rückſicht auf die Bühne, oder die doch nicht dafür beſtimmt waren, wenn ſie auch ſpäter auf derſelben erſchienen ſind.

Dasselbe war der Fall mit Schiller's Don Carlos, und seitdem er den verführerischen Vortheil des allgemeinen Beifalls, den seine ersten rohen Jugendwerke gefunden, seinem dauerndern Ruhm zum Opfer brachte, ist es ihm schwer geworden, für seine höhere Kunst die unmittelbare Wirkung so allgemein zu gewinnen, wie früherhin. Bleibt aber auch zwischen seiner Poesie und unsrer Bühne noch einige Disharmonie, so ist er doch als der wahre Begründer unsrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derselben, und die ihr angemessene Form am glücklichsten getroffen hat. Er war ganz dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen und auch seine philosophischen Werke und Versuche sind nur als Studien und Vorübungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie uns am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte, und wie wenig er in sich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinem forschenden Geist ein Genüge zu leisten, hervor. Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten und lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen.

Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sei ihm schädlich gewesen, auch für seine Kunst. Allein in Zweifeln befangen war er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schiller's zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln sein. Nicht durch eine noch so große

Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Perioden nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Speculation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren.

Auf dem gleichen ernsten Wege wie Schiller, strebte auch unser Heinrich Collin sich in der tragischen Kunst immer höher zu bilden, zu der ihn seine edle patriotische Begeisterung zuerst hingeführt hatte, die alle seine dramatischen Werke so ganz beseelt, daß sie, wo auch die Gegenstände aus dem Alterthum oder ganz fremdartig sind, doch immer durchaus national und wahrhaft vaterländisch bleiben.

Doch ich fühle wohl, daß ich nun an die Gränze der unternommenen Darstellung gekommen bin. Die Fülle der Gegenstände, welche sich in lebendiger Gegenwart um mich drängen, ist zu mannigfaltig, das Gemälde der Mitwelt zu reich verschlungen und vielfach beweglich, als daß ich es schon ganz als Vergangenheit betrachten und historisch in wenigen Zügen zusammen fassen könnte. Es war mir in diesen letzten Vorträgen schon nicht mehr möglich, bei allen den Schriftstellern und Werken einzeln zu verweilen, die es ihrer innern Wichtigkeit nach wohl verdient hätten; weil ich sonst jene Uebersicht des Ganzen, welche doch mein vornehmstes Ziel war, zu sehr aus den Augen verloren haben würde. Wollten wir die

einzelnen Provinzen, in welche die weit umfassende deutsche Literatur nach der Natur ihrer verschiedenen Gegenstände zerfällt, wenigstens die vornehmsten derselben, für sich durchgehen und untersuchen, was für die Philosophie und Erkenntniß der Religion, für historische Forschung und historische Kunst, für Kritik und Theater bis jetzt gewirkt und gefördert worden und was etwa noch zu thun übrig bleibt, wie und auf welchem Wege; so würde dieß eine in das Einzelne eingehende Ausführlichkeit und für eine jede dieser Provinzen eine abgesonderte Betrachtung und Behandlung erfordern.

Was sich aus der Gegenwart an die Vergangenheit anschließt, läßt sich wohl noch historisch auffassen und schildern. Weniger aber das, was noch ganz im Werden, in noch unentschiedenem äußern oder innerm Kampf begriffen ist; man müßte denn mit übereilendem Urtheil, wie es oft geschieht, der Zukunft vorgreifen wollen und Erscheinungen, die wirklich noch unbestimmt und unfertig sind, schon im voraus einen ganz bestimmten Charakter und Stempel leihen und aufdrücken wollen, wodurch das öffentliche Urtheil nicht selten ganz irre geleitet, ja die Entwicklung der Talente und geistigen Kräfte selbst nicht selten störend berührt und wesentlich gehemmt wird.

Deutlich sehe ich eine neue Generation entstehen und sich bilden und ohne Zweifel wird das neunzehnte Jahrhundert auch in unsrer Literatur sich ganz anders gestalten als das achtzehnte war. Aber noch ist der Geist und die Richtung dieser jüngern Generation mir nicht entwickelt genug, als daß ich es wagen sollte, ihren Charakter zu bestimmen. Es wird viel von ihr gefordert werden, denn es ist ihr viel vorgearbeitet worden. Wenn von dem Ganzen der deutschen Literatur die Rede ist, so zweifle ich auch keinen Augenblick daran, daß sie noch alle die großen Erwartungen erfüllen wird, welche sie bis-

her mehr nur lebhaft angeregt hat, als vollständig zu befriedigen vermochte. Im Einzelnen sehe ich noch vieles Störende und Mißfällige. In der Kunst und Poesie hat das falsche antikische Wesen, das handwerksmäßige Nachdrechseln der alten Kunst- und Sprachformen sich zu verlieren angefangen. Dagegen zeigt sich viel übertreibende Nachahmung der Vorgänger, ohne wahre Einsicht und Anerkennung des Rechten und ohne sonderliche eigne Kraft; ein eitles Scheinwesen und leichtfertiges Spielen mit allen jenen Tiefen der Vernunft und der Phantasie, welche die vorangehenden Meister und Männer des Zeitalters doch in ganz andrer und ernster Gesinnung ans Licht gezogen hatten, um dem kämpfenden Geiste in seiner Entwicklung bewußt oder unbewußt zu dienen. Auch in der Philosophie haben die meisten von Schelling nur das schnelle Weltconstruiren und ein dynamisches Spielen mit allerlei immer veränderten Natursystemen, sich angeeignet; an der neuen Entwicklung und ganz veränderten Richtung in seinem Innern werden wohl nur wenige den wahren Antheil nehmen. Immer genügt ihnen die äußere Schale und Form und weil das alte Gehäuse seines ehemaligen Systems noch stehen blieb, so bemerken sie nicht, daß jetzt ein ganz andrer Geist darin wohne.

Andre bemerkten wohl den großen Zwiespalt in der deutschen Philosophie und Literatur und glaubten dadurch, daß sie sich als versöhnende Friedensstifter in die Mitte stellten zwischen den entgegenstehenden Systemen, dem Uebel mit leichter Mühe abhelfen zu können, und zugleich auch für sich selbst eine neue Stufe zu begründen; allein durch das bloße Verwerfen und Verneinen der streitenden Extreme, durch diese Stellung in die Mitte wird noch nichts Positives und wahrhaft Neues erzeugt: ja auch nicht einmal ein haltbarer Frieden hervorgebracht.

Vielleicht ist aber der Zeitpunkt überhaupt nicht mehr ferne, wo es weniger auf die einzelnen Schriftsteller ankommen wird, als auf die Entwicklung der ganzen Nation selbst; der Zeitpunkt, wo nicht sowohl die Schriftsteller sich ein Publikum bilden dürfen, wie bisher, sondern vielmehr die Nation nach ihrem geistigen Bedürfniß und innern Streben sich selbst ihre Schriftsteller zuziehen und anbilden soll.

Es ist auch in dieser Hinsicht ein unverkennbarer Fortschritt sichtbar. So wie seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die deutsche Literatur selbst, wenn auch nicht an Zahl der kunstvollendeten Werke, die überall selten sind, so doch an umfassender Ausdehnung, an Ideenreichthum und innrer Energie in steter und starker Progression zugenommen hat, so ist ein gleicher Fortschritt auch in den Wirkungen, welche diese Literatur hervorbrachte und in der Theilnahme an diesen Wirkungen bemerkbar. Aus dem kleinen Häuflein einzelner Dilettanten, Beschützer und Freunde der vaterländischen Kunst und Sprache, mit denen unsre Literatur um jene Zeit begann, sammelte und bildete sich allmälig ein Publikum. Anfangs meistens nur Zuschauer der jetzt entstandenen Secten und ihres Kampfes; immer größer aber ward der Kreis dieser Zuschauer und immer lebendiger und reger ihre Theilnahme, so daß es jetzt schon für keine Paradoxie mehr gelten kann, auch in Beziehung auf Literatur von einer deutschen Nation, ihrem Geist und Charakter, ihrem Streben und Bedürfniß zu reden.

Der Sectengeist selbst, so tief er auch eingewurzelt ist in Deutschland, hat offenbar abgenommen während der letzten Zeit. Unter denjenigen Secten, welche seit der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts am meisten Einfluß gehabt haben in Deutschland, und dadurch wenigstens historisch bedeutend bleiben, sind die Aufklärer und Illuminaten dem äußern Anschein nach

in den Hintergrund zurückgetreten, so wie die tiefere Philoso=phie herrschend wurde; die Kantianer sind bald selbst ihres todten Formelwesens eben so müde geworden, wie es die Welt schon früher war; und selbst unter den Naturphilosophen zeigt sich eine so große und glückliche Verschiedenheit, daß sie kaum noch für eine Secte gelten können. Ich möchte darum nicht behaupten, daß der alte Sauerteig der falschen Aufklärung und jener im Scheinlichte des menschlichen Dünkelwissens das Zeit=alter bearbeitenden Illuminaten schon ganz überwunden und gar nicht mehr vorhanden sei. Auch das Formelwesen der nun verschollnen Kantianer ist unter neuen Namen mehrmals wieder zum Vorschein gekommen in den spätern philosophischen Secten. Dieser Vorwurf trifft zum Theil selbst die Naturphi=losophen, deren innere Uneinigkeit und Aberrationen hinreichend zeigen, wie wenig noch die Bahn des Rechten die allgemein anerkannte ist, und wie wenig noch im Gebiete der innern Welt und des denkenden Geistes die Irr= und Wandelsterne der menschlichen Systeme und Wissenschaften sich fügen wollen in den nothwendigen Gehorsam und den vorgeschriebenen Lauf um die Sonne der Wahrheit.

Indessen ist doch der Sectengeist milder geworden in der letzten Zeit, oder wenigstens lebendiger, und aus den engen Schranken der Schulformen in die Welt hinaus tretend, ge=staltet er sich nun größer zu einem Nationalkampf deutscher Geistesentwicklung. Man würde ungerecht sein, wenn man dieß verkennen wollte.

Fortdauernd aber bis auf die neuesten Zeiten bleibt der auszeichnende Charakter der deutschen Literatur wie der Nation selbst der Zustand des Kampfes, so oft auch die Personen und Partheien, die Gegenstände, und selbst der Grund und Boden, auf welchem gestritten ward, sich veränderten.

Es wird kaum nöthig sein, daran zu erinnern, wie unsre neue Literatur schon seit ihrer ersten Epoche streitend vorgetreten, und, so zu sagen, im Streit entstanden ist. Da war es zuerst der Streit zwischen den Schweizern, welche die Engländer und die Alten in der Poesie und Kritik ausschließend bewunderten und den Sachsen, welche sich ganz nach dem französischen Geschmack gebildet hatten; dann der Gegensatz zwischen den feierlich ernsten und den fröhlich galanten Dichtern, den Nachfolgern von Klopstock oder Wieland; und auf einem andern, der Philosophie näher verwandten Gebiet, der Streit zwischen den sogenannten Orthodoxen und den Neuerungssüchtigen und Aufklärern, der das deutsche Publikum beschäftigte und seine Theilnahme für oder wider eine jede dieser Partheien anregte. Einen bedeutenderen Charakter nahm der Streit an in der Epoche der Kantischen Philosophie, als Kampf zwischen den Idealisten und Empirikern, in dem allgemeinen Sinne, in welchem dieser Zwiespalt sich fast über alle Gebiete unsers gesammten geistigen Wirkens erstreckte. Beide Partheien haben in einem gewissen Sinne gesiegt; die Empirie hat ihre Rechte nicht bloß in der öffentlichen Wirkung auf die Menge, auch nicht bloß in der Geschichte und Kunst, sondern selbst in der Naturkunde und Wissenschaft behauptet. Versteht man jedoch unter der Denkart des Idealisten in jenem allgemeinen Sinne eine solche, die auf das Ideal gerichtet, und von Ideen ausgehend, weit über die sinnliche Erfahrung sich zu erheben behauptet, so ist eine solche idealische Ansicht der Dinge in allen Zweigen nicht bloß der Kunst, sondern auch der Wissenschaft so allgemein herrschend geworden, daß fast keiner mehr den Anspruch daran ganz zu verläugnen wagt; so sehr übrigens auch diese verschiedenen Ansichten nach der Idee unter einander oder auch mit sich selbst in Streit sein mögen. Denn

vorzüglich auch dadurch hat sich dieser merkwürdige Kampf aufgelöst, daß die Idealisten oder diejenigen, welche gegen die Empirie für die Ideen kämpften, unter sich selbst uneins wurden, und die Bessern es deutlich fühlten, daß es nicht mehr gegen die bloße Gemeinheit zu kämpfen gelte, sondern gegen eine wahre Kraft und einen im Ueblen rastlos wirksamen Geist, ein eigentliches Genie des Bösen. Der ungleich höhere Kampf, welcher dadurch hätte herbeigeführt werden sollen, ist gleichwohl noch nicht recht entwickelt hervorgetreten. Vielmehr hat der Streit späterhin wieder einen kleinlicheren Charakter angenommen und ist zum Theil in eine leere Spiegelfechterei ausgeartet. Von dieser Art ist der eingebildete Gegensatz zwischen dem goldnen Zeitalter und einer sogenannten neuen Schule. So wenig es, wie ich schon früher bemerkte, in der deutschen Literatur ein goldnes Zeitalter gegeben hat; eben so wenig kann ich auch irgendwo etwas finden, was die Benennung einer neuen Schule rechtfertigen könnte. Eigentlich versteht man darunter meistens wohl nur die Uebertreibungen einiger Nachahmer und von den Ideen andrer Ueberwältigter, deren Verirrungen man denen, welche solche Ideen zuerst aufgestellt haben, um sie desto leichter verunglimpfen zu können, unbilliger Weise aufbürdet und mit anrechnet. Von dem aber, was nach dem sonst üblichen Sinn bei den griechischen Philosophen oder italienischen Malern eine Schule genannt ward, wegen der gründlichen Nachfolge und der dauerhaften Fortbildung auf einem bestimmten Wege der Kunst oder der höhern Wissenschaft, sehe ich in unserm geistigen Wirken noch wenig Spur, ja selbst der Schüler dürften nicht viele gefunden werden, von denen man erwarten kann, daß sie einst Meister sein werden. Ohnehin sucht fast jeder der Ausgezeichneten sich seine eignen Wege zu bahnen und es vereinzelt sich alles mehr und mehr.

Ein eben so gehaltleerer Gegensatz war auch der vor einiger Zeit zwischen der norddeutschen und süddeutschen Literatur und Geistesart aufgestellte, wobei noch die gehässigsten Leidenschaften alter Provinzial-Abneigungen und Einbildungen angeregt wurden. Es handelt sich aber um etwas viel Größeres in diesem mannigfaltigen Zwiespalt des deutschen Geistes, als um eine vorübergehende, literarische Modestreitigkeit der wechselnden Partheien.

Betrachten wir überhaupt den merkwürdigen Kampf in dem gesammten geistigen Wirken des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen und nicht bloß wie wir ihn in Deutschland sich entwickeln gesehen, sondern wie er auch in England, in Frankreich und im übrigen Europa sich gestaltet hat, und fragen wir nun nach der welthistorischen Bedeutung dieses großen Phänomens, so dürfte folgendes vielleicht die erklärende Deutung desselben sein. Nicht bloß im Aeußern und Einzelnen, wo er sich zunächst kund gegeben, hat dieser Streit seinen Sitz, sondern es liegt ihm als allgemeine Ursache eine große Bewegung im Innern des Menschengeistes zum Grunde.

Die wilden Verirrungen der von allen Banden losgelassenen Vernunft und Denkkraft, und dann das Wiedererwachen der unter dem Druck eines leeres Scheinwissens und eben so bedeutungsleerer Lebensformen erstorbenen Phantasie sind zugleich der innere Grund und das große Resultat dieser mannigfaltigen Erscheinungen und Bewegungen. Wie in Frankreich die alles beherrschende und alles auflösende, jedem Glauben und jedem Bande der Liebe entsagende Vernunft ihre zerstörenden Wirkungen ganz nach außen hin gewandt und das gesammte Leben der Nation zum furchtbaren Schauspiel für die Mitwelt und Nachwelt ergriffen hat; so nahm in Deutschland, dem Charakter der Nation gemäß, bei der äußern Ge-

bundenheit der edelsten Kräfte, die absolute Vernunft ihre Richtung ganz nach innen, statt der bürgerlichen Revolutionen, in metaphysischem Kampfe Systeme erzeugend und wieder zerstörend. Von dem zweiten Phänomen des Zeitalters, dem Wiedererwachen der erstorbenen Phantasie, finden sich, merkwürdig genug, auch in andern Ländern einzelne Spuren, in der ohne eigentlichen äußern Anlaß sich von neuem wieder regenden Liebe zur alten Sage und zur romantischen Dichtung. In dem Umfange und in der Tiefe aber, wie in Deutschland die wiedererwachte Phantasie nicht bloß in mannichfaltigen Hervorbringungen sich kund giebt, sondern auch unter allen noch so verschiedenen Gestalten der Vorzeit verstanden und anerkannt wird, dürfte dieses Phänomen wohl bei keiner andern Nation gefunden werden.

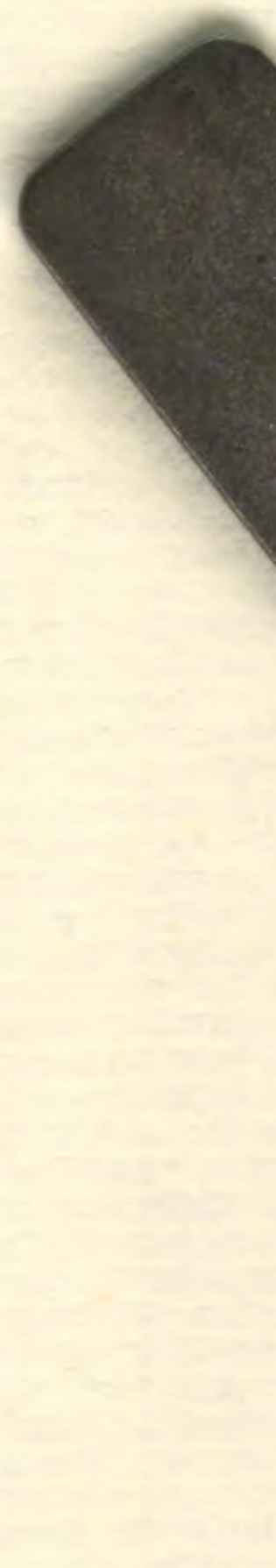
Wie die unbedingt herrschende und wirkende, ganz denkfreie Vernunft nun in ihrer Richtung nach innen, in einer kraftvollen Männerseele sich in sich selbst zerarbeitet, täuscht, zerstört und immer sich neue Gedankengebäude aus dem Nichts hervorbildet, davon möchte ich unter allen deutschen Philosophen keinen so sehr als Beispiel anführen, als Fichte; nicht bloß wegen der Erfindungskraft und Meisterschaft in allen Künsten des Denkens, die ihm in so hohem Grade eigen sind, sondern auch, weil er den Stoff zu seinem Denken ganz aus sich selbst nehmen wollen, die Natur verschmähend und auf die Vorgänger wenig achtend. Unter den Dichtern aber, die von einem gleichen Streben beseelt sind, wüßte ich keinen zu nennen, der um die Wiedererweckung der Phantasie in Deutschland ein so großes und allgemeines Verdienst hätte, als Tieck, der alle ihre Tiefen und auch ihre Verirrungen so vollkommen kennt und ihrer wundervollen Erscheinungen und Geheimnisse so ganz Meister ist.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bis an dieses äußerste Ziel, was Vernunft und Phantaſie betrifft, iſt das Jahrhundert gekommen; weiter im Ganzen bis jetzt noch nicht. Vergeſſen wir aber wenigſtens nicht, daß wir noch weiter fortſchreiten müſſen, wenn wir nicht ganz wieder zurück ſinken wollen, und daß zu dieſen Tiefen der Vernunft, die wir durchforſcht haben und zu dieſer Fülle und Herrlichkeit der Phantaſie, die uns wieder geworden iſt, nun auch noch der feſte Wille hinzukommen muß, der den Anfang und erſten Saamen alles Guten enthält und allein im Stande iſt, die Entartung von uns abzuhalten und dann der klare Verſtand und die rechte Einſicht, von denen jene Tiefe und Fülle der Vernunft und der Phantaſie nur die einzelnen Elemente ſind, die einzeln nie zum Ziele führen. Der wahre Verſtand aber beruht in allen Dingen auf der Ueberſicht und Anſchauung des Ganzen und dann auf dem Urheil oder der Unterſcheidung deſſen, was das Rechte iſt.

Auf dieſen Zuſammenhang überall hinzudeuten und eben dadurch das Ganze darzuſtellen und eine wahre Idee von der Literatur und unſerm geſammten geiſtigen Wirken zu geben, war ich in dieſen Vorträgen bemüht; zugleich aber, wie in allen meinen früheren Verſuchen, ging auch in dem gegenwärtigen mein Beſtreben dahin, zu einer vollkommnen Scheidung und rechtem Erkenntniß des Guten und Böſen auch in der Literatur, ſo viel an mir iſt, ohne redneriſche Kunſt kräftig mitzuwirken.

Bayerische Staatsbibliothek München



SCHWAB GMBH
HANDBUCHBINDEREI
BAADERSTR. 41
80469 MÜNCHEN

SCHWAB GMBH
HANDBUCHBINDEREI
BAADERSTR. 41
80469 MÜNCHEN

SCHWAB GMBH
HANDBUCHBINDEREI
BAADERSTR. 41
80469 MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich von, 1772-1829

Friedrich von Schlegel's Geschichte der alten und neuen Literatur

Bd.: 1

Berlin 1841
H.lit.u. 260 b-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10447957-0